<36602477610011

<36602477610011

Bayer. Staatsbibliothek

Anhang. 1136

Fr. 1170. a.

Repl. ofsm. Sign.

Philos. Anthrops. Scr. varia. 1303.

~~Oktav. 113.~~

R

Der

Mann.

Ein

anthropologisches

Charaktergemälde

seines Geschlechts.

Ein Gegenstück

zu

der Charakteristik des weiblichen Geschlechts.

Von

Carl Friedrich Pockels,

Herzogl. Braunschw. Lüneburg. Hofrathe.

Erster Band.

Hannover,

in der Ritscherschen Buchhandlung.

1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Der Herausgeber dieser Schrift hatte in der Vorrede zum ersten Bande seiner Charakteristik des weiblichen Geschlechts — ein ähnliches Gemälde des männlichen versprochen. Er wurde zu diesem Versprechen selbst — durch die auffallendsten Beziehungen des weiblichen Geschlechts zu dem unsrigen, durch die physischen und sittlichen Bestimmungen beyder für einander, durch die verwandten Schattirungen und Analogien ihrer Gefühle, und durch die bald feinern, bald härtern Contraste derselben verleitet, die ihm in seinen Betrachtungen über die Weiber augenblicklich, und selbst ungesucht, aufstießen, und sich ihm gewisser

Maßen aufdringen mußten. — Hier konnte er nähmlich keinen Schritt thun, ohne überall, bey Vergleichung ihrer so verschiedenen und doch wiederum so höchst ähnlichen Natur, zu bemerken, — daß sich ein Geschlecht durch das andere am genauesten, nicht blos naturhistorisch als Sinnenwesen, sondern auch psychologisch als Vernunftwesen, erklären lasse; — daß selbst die unbedeutendsten oder wenigstens so — scheinenden Anlagen und Entwickelungen des einen für die Anlagen und Entwickelungen des andern vorhanden sind; — daß überall das beyderseitige Spiel ihrer Leidenschaften, ihrer Denkart, ihres Charakters in einander greife; — und daß man die Beobachtungen über die sittliche Natur des geselligen Menschen nie ganz in's Reine bringen könne, wenn man nicht die physischen und geistigen Annäherungen beyder Geschlechter zu einander, und zu ihren höhern Zwecken, — zu berechnen suche.

Diese Gesichtspuncte hat der Verfasser während seiner ganzen Behandlung dieser wichtigen Materie nie aus dem Auge verloren, und er

glaubt, das Intereſſe und die Vielſeitigkeit derſelben durch ein öfteres Vergleichen des beyderſeitigen Geſchlechtscharakters befördert zu haben. In der Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts iſt er dieſen Vergleichungen ſehr oft und — abſichtlich ausgewichen, aber hier durfte er es um ſo weniger thun, weil das gegenwärtige Werk die Charakteriſtik beyder Geſchlechter beendigen, und ihre Beziehungen auf einander zum Abſchluß des Ganzen darſtellen ſollte. — Uebrigens iſt das Ganze des gegenwärtigen Gemäldes ſelbſt ein fortlaufendes beſchreibendes [hiſtoriſches] und erklärendes [pſychologiſches] Raiſonnement über die Originalität des Mannes, von ſeiner niedern Stufe des animaliſchen Sinnenlebens bis zu ſeiner höhern männlichen Freyheit und Geiſtigkeit hinauf, — oder bis dahin, wo er ſich ſeinen Charakter, — ſeine Denkungsart ſelbſt, — und durch eigene menſchliche Kraft, giebt.

Anfänglich durfte der Verfaſſer den Mann durchaus nur als ein zur Geſelligkeit beſtimmtes

Sinnenwesen zeichnen, in so fern er sich durch seine größere physische Stärke, und sein lebendigeres leidenschaftliches Kraftgefühl, gleichsam in allen Puncten seiner Organisation, von dem zartern Geschlechte unterscheidet, und dadurch in der Schöpfung der Lebendigen den hohen Charakter der Mannheit documentirt. An die Darstellung dieser originellen Kraftfülle des Mannes, die, bey einer höhern Ausbildung, seinem moralischen und intellectuellen Vermögen durch einen wunderbaren Mechanismus selbst ein wirksameres Leben mittheilt, mußten sich die Grundlinien in dem Charakter des Knaben, des Jünglings, des Mannes, des Greises und Schwächlings anschließen, und dann erst konnten die Resultate folgen, welche aus dem gesammten lebendigern Gefühls- und Denkvermögen des Mannes, zur Bezeichnung seines Geschlechtscharakters, hervorgehen. Der Verfasser befolgt in der Stellung dieser Resultate die Ordnung, worin uns der Mensch selbst psychologisch, nach seiner sinnlichen, dann sinnlich-veredelten, und endlich nach seiner geistigen Form,

als handelndes Vernunftwesen, erscheint, — eine Stellung, die dem ganzen Gemälde, wie er glaubt, Haltung und Consequenz giebt, und auch überall von nicht-gelehrten, aber doch gebildeten Lesern in seinem Zusammenhange gefasst werden kann. Wenn der Verfasser die Zeichnung des so gestalteten Charakters des Mannes nicht blos pathologisch, — sondern auch nach seiner bleibenden Sinnesart, auf der Stufe freyer und geistiger Kraftübung, — durchgeführt hat; so wird sie durch eine historisch-raisonnirende Abhandlung von dem Herrschercharakter des Mannes über das zartere Weib, nach den verschiedenen Graden der Cultur, — ihren völligen Abschluß erhalten.

Da die Abschnitte, noch mehr aber die Uebersicht des Inhalts, den Zusammenhang des ganzen Werks deutlich genug angeben, und es, zur Rechtfertigung des folgerechten Inhalts, nur einer Aneinanderreihung jener Abschnitte bedarf; so würde hier eine nähere Auseinandersetzung des innern Fachwerks etwas Ueberflüssiges seyn. Dagegen wird hier

dasjenige, was man billiger Weise von dem Charakterzeichner selbst fordern darf, und was den Werth seiner Arbeit als ein psychologisches Gemälde bestimmt und erläutert, grade an dem rechten Orte stehen. — Wenn uns der Sittenmaler den Menschen in seiner Sinn-, Denk- und Handelnsform als ein freyes Naturwesen so zeichnet, wie ihn die Natur wirklich zu jener Form bildete, mithin alles blos Idealische oder Fingirte bey diesem Gemälde der Wirklichkeit vermeidet, und diese Wirklichkeit aus sich selbst erklärt; so wird ein solches Original im eigentlichen Sinne des Worts charakterisirt, nicht blos anthropologisch beschrieben. Die Bedingungen dieser Art von Production gelten also nur in der Wirklichkeit, und werden dann von dem Schriftsteller, als Künstler, in Ausübung gebracht, wenn er seinen Gegenstand als ein wirklich in sich vollendetes, und von allen übrigen genau unterschiedenes Ganze bis zur sprechenden Anschaulichkeit darzustellen weiß. Ist er vollends so sehr seines Stoffes Meister, daß er auch noch da Scheidungslinien des Wirklichen auffassen kann, wo sich die Schattirungen

des Aehnlichen in einander zu verlieren scheinen, und wo der selbstgeübte Bonsens nichts mehr herauszufinden versteht; so schreiben wir ihm charakterisirenden Scharfsinn zu, — wobey aber doch der Scharfsinn selbst, wie in mehrern Charaktergemälden Rousseaus und Anderer, — vor mancherley Mißgriffen nicht sicher genug ist.

Findet das geübtere Auge aber das Getreue und Treffende des wirklich Charakteristischen nicht, muß der Leser dasselbe gleichsam durchwühlen, um die reinen Umrisse des Bildes und seine Aehnlichkeit mit einem wirklich vorhandenen Originale bestimmt, — also nicht blos errathend und zweifelhaft, herauszufinden; so ist der Zweck des Künstlers schon zum Theil verfehlt; — er hat dann nicht sachkundig charakterisirt, sondern nur auf das Gerathewohl etwas hingemalt, und vielleicht unnütze Farben in Menge dabey verschwendet, — ja, diese haben wol gar, an der unrechten Stelle aufgetragen, das schon Unkenntliche noch unkenntlicher gemacht. Dennoch könnte aber seine Arbeit, blos als Kunstwerk, und im ästhetischen

Sinne des Worts, vorzügliche und hinreissende Schönheiten besitzen, und als ein zartes Gebilde der Phantasie, wegen der darin herrschenden Ordnung *), allgemein gefallen; allein in der Nachahmung des Wirklichen wäre es doch immer unvollendet geblieben. Es ist — nicht getroffen, — also weiter nichts, als ein lachendes, auch wol rührendes Gemälde für das sympathetische Gefühl; aber ohne sonderliche Bedeutung für die ernste Vernunft, die in jeder Charakteristik eine getreue Darstellung des Wirklichen aus der Sittenwelt verlangt.

---

*) Darum kann auch ein romantisches Gemälde in hohem Grade charakteristisch seyn, und alle Bedingungen der Kunst erfüllen, wenn das Ganze dem willkührlich entworfenen Ideale des Dichters entspricht, und so consequent geformt ist, daß ein fingirtes Sittenwesen so und nicht anders handeln würde, wenn man es in der Wirklichkeit hervorrufen könnte. Sein ästhetischer Werth beruhet aber immer mit darauf, — daß es nicht blos in dem Kopfe des Dichters existirt, sondern auch mit allen seinen noch so sonderbaren Einzelnheiten in der Wirklichkeit vorhanden seyn könnte.

Aber zur billigern Beurtheilung des Charakterzeichners sollte man hierbey immer bedenken, daß die Darstellung eines individuellen Charakters in der Sittenwelt doch immer noch etwas anderes, als das im Raume dargebotene Gemälde eines anschaulichen Gegenstandes ist. Jener kann nicht, wie dieser, augenblicklich und auf einmahl in unserm Bewußtseyn aufgenommen werden. Der Totaleindruck des sichtbaren Bildes wirkt gleichsam wie ein Blitzstrahl auf unsere Vorstellungskraft; der Begriff des Charaktergemäldes hingegen entsteht nur nach und nach, und ist deßwegen nie ganz rein abgeschnitten in uns vorhanden, sondern immer mit einer Menge Nebenideen und Exceptionen vermischt. Uebrigens verfahren beyde Künstler, — der Handzeichner und der Seelenmaler, bey ihrer Arbeit fast auf einerley Art, wenn man auf den Actus der Production selbst siehet. So wie nähmlich das ästhetische Kunstwerk durch die Zeichnung nur successive entstehen kann, indem der Abriß des Ganzen vorher in der Seele des Künstlers schweben, und allen seinen Nebenvorstellungen zur Grundlage dienen muß, — eben so kann

der Sittenmaler seine Charaktere nur nach und nach aus der Entwickelung ihrer Originalität, durch ein fortgehendes Vergleichen der Theile mit dem Ganzen, hervorgehen lassen.

Desto größer ist der Unterschied zwischen der Arbeit beyder Künstler, wenn wir auf die Möglichkeit ihrer Werkvollendung sehen. Der Artist kann seine Arbeit ganz beschließen, und dann mit gutem Gewissen sein fecit oder pinxit daruntersetzen, weil sich seine Vorstellung davon selbst auf ein von der sichtbaren Natur abgeschlossenes Ganzes bezieht, und weil die Critik, wenn er das Naturwerk in der bildlichen Nachahmung treulich dargestellt hat, weiter keine Forderungen an ihn machen darf. Seine Kunst geht nicht weiter, und soll nicht weiter gehen, — ob es gleich nach Befinden der Umstände erlaubt seyn kann, etwas über die Natur selbst hinauszuschreiten, und die Naturform durch die Kunstdarstellung zu verschönern. — Jenes Glücks einer abgeschlossenen Vollendung des Werks kann sich aber der Charakterzeichner wol selten

rühmen. Das Bild, welches er entwirft, bezieht sich zwar auch auf ein Ganzes in der Wirklichkeit; allein zu gleicher Zeit allemahl auf ein freyes Naturwesen, dessen Grundlinien und Kennzeichen nicht feststehende Theile im Raume, sondern — willkürliche Handlungen sind, die sich für den Blick des Seelenforschers in einer steten Ebbe und Fluth befinden, und deren innere mögliche Veränderungen sich durch keine Logik in der Welt berechnen lassen.

Man pflegt zwar in den meisten Fällen, nach den Regeln der Analogie und Wahrscheinlichkeit, zu schließen: wenn der Mensch unter gewissen Umständen und Verhältnissen so gehandelt hat; so wird er, wenn diese Verhältnisse genau wieder zurückkommen, — wieder eben so handeln. Oder man könnte sogar aus psychologischen Gründen behaupten: wenn ein gewisser Charakter, oder auch nur ein gewisser Gemüthszustand, eine bestimmte Richtung angenommen hat; so muß dieß und jenes nothwendiger Weise daraus erfolgen, weil das ursprünglich Charakteristische des Menschen seine

Freyheit wirklich zu beschränkten scheint. Allein dagegen sagt uns die lauteste Erfahrung, daß nichts mobiler, schwankender und unselbstständiger, als das menschliche Herz ist; daß oft in der kürzesten Zeit, und wider unser eigenes und aller Menschen Erwarten, in dem Innern unseres Willens solche Revolutionen und Umwandlungen entstehen können, die durchaus von unserm originellen Charakter abzuweichen scheinen, — ja, daß der Mensch sich willkürlich und aus Grundsätzen bald diesen, bald einen andern Character giebt, und durch diese moralische — Zweydeutigkeit zuletzt allen Charaktergrund in sich zerstören kann.

Wir erblicken bisweilen in den sanftesten, zärtlichsten und empfindsamsten Seelen, die durch die Leiden der Menschheit und den Druck des Unrechts tief gerührt wurden, und Andern die schönsten Opfer der Liebe und Herzlichkeit bringen konnten, — kurz darauf sehr harte, unbiegsame Seiten des Gemüths, der Erbitterung und Rachsucht, die nahe an Grausamkeit und Unmenschlichkeit grenzen, — empfindsame, genialische

nialische Frauen, die über die leidende Menschheit Thränen vergießen, und sich noch nie eines Menschen erbarmt haben. Hingegen sehen wir Andere, deren Charakter aus Eiskälte, Menschenhaß und gieriger Selbstsucht zusammengesetzt zu seyn scheint, sanft und vertraulich, wie Kinder, werden, und ihre bisherige unlenksame Gemüthsart in die liebevollste und uneigennützigste Humanität verwandeln. Wir sehen bisweilen den hochtrabendsten Ehrgeiz — lange kriechen, den Geizigen sinnlos verschwenden, den Verschwender in den unbarmherzigsten Sammler übergehen, und den verwilderten Mann, den Mann ohne alle Grundsätze, großmüthig und im hohen Grade edel handeln. Der Schwärmer und Andächtler war vor seiner sogenannten Wiedergeburt gemeiniglich ein schwacher armer Sünder, der sich allen Verführungen der gemeinsten Sinnlichkeit hingab. Nun verkriecht er sich, durch den seltsamsten Umtausch seines Charakters, in eine genußleere, übersinnliche Einsamkeit, und flucht mit wahrer Erbitterung einer Welt, die sonst sein Himmelreich war. Eben so erstaunen wir

über diejenigen Menschen, welche, bey einem Geiste voll Licht und Wahrheitsliebe, oft wunderschnell in — einen verfinsterten mystischen Gemüthszustand hinabsinken, und dem Unsinne hyperorthodoxer Formeln und luftiger Hypothesen eben so inbrünstig, wie vorher dem Sinne des Wahren, anhängen konnten.

Welche seltsame und ungewöhnliche Erscheinungen bringt nicht ferner die Gewalt der Liebe in dem Charakter des Menschen hervor! Sie kann bisweilen den Gegenstand ihrer zärtlichsten Gefühle mit ersonnenen und raffinirten Qualen verfolgen, für den sie allein zu leben schien; sie hat schon viele aus den liebenswürdigsten Menschenfreunden in kalte und verächtliche Menschenhasser umgeschaffen. Sie kann die thätigsten Geister in schlaffe, mattherzige, alltägliche Naturen verwandeln, und ihre Denkkräfte und ihre Sinnesart bis zum Ausdorren alles Wissens und Handelns lähmen; — dagegen aber in andern, ganz gemeinen und langsamen Menschen hohe Begeisterungen zu den schönsten und größ-

ten Thaten hervorbringen. — Und — wie alle Augenblicke verschieden und umgewandelt erscheint uns endlich die große Menge derjenigen Menschen, die eigentlich gar — keinen Charakter haben, sondern sich von dem frivolen Spiel ihrer Launen, von einer bizarren Willkür des Augenblicks, von jedem neuen Eindruck auf ihr Blut und ihre Phantasie, ohne alle Grundsätze, hin- und hertreiben lassen, und die unselbstständigsten Wesen unter der Sonne sind! Wir finden solche jämmerlich-passive Charaktere in allen Ständen des menschlichen Lebens, und sie sind meisten Theils aus einer schlaffen Erziehung hervorgegangen, die den raschen und mobilen Geist des Jünglings nicht an feste Principien gewöhnte, seinen Muth tödtete, seinen ganzen Sinn verweichlichte, und seiner Leidenschaftlichkeit einen Spielraum gab, in welchem auch nachher der erwachsene Mann keinen festen Punct seiner Empfindungen und Handlungen wahrnehmen konnte.

Alle diese mannigfaltigen und seltsamen

Metamorphosen in dem Innern des Menschen, und die fast nicht zu bestimmende Vielseitigkeit menschlicher Charaktere kann uns überzeugen, daß die abgeschlossene Vollendung eines Charaktergemäldes mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, weil dem Zeichner desselben immer neue Ausnahmen von der Regel entgegenwirken. — Er gleicht gewissermaßen einem Reisenden, der, auch bey der schärfsten Beobachtungsgabe, immer noch in Absicht sehr vieler Gegenstände und Begebenheiten keine — officielle Nachricht mittheilen kann, und leicht von andern Männern, welche die nähmliche Bahn aus andern Gesichtspuncten durchstrichen, in seinen Erzählungen übertroffen wird, — obgleich auch diese wiederum nicht alles erschöpfen werden. Ja, man kann in einzelnen Fällen von dem Charakterzeichner eines so wandelbaren und in sich versteckten Wesens, als der Mensch ist, nicht einmahl mehr verlangen, als daß er in seinem Raisonnement die möglichste Tendenz zeige, den Menschen nach seinen Urzügen zu interpretiren, — nichts zu übertreiben, — nichts zu verschönern, und nichts aus der Er-

fahrung beweisen zu wollen, was jenseit aller Erfahrung liegt.

Der Verfasser des nachstehenden Charaktergemäldes des Mannes, — als sinnliches — frey wollendes und denkendes Naturwesen, hat sich hierbey eine strenge Wahrheitsliebe zum Gesetze gemacht, und man wird ihm wahrscheinlich nicht den Vorwurf einer Parteylichkeit für sein eigenes Geschlecht machen können. Eine enthusiastische Vertheidigung der Männer [welcher man außerdem noch das: cui bono? entgegensetzen könnte] kommt ihm eben so lächerlich und unzweckmäßig, als das überspannte Elogium eines Agrippa*) für die Weiber vor.

---

*) H. C. Agrippae ab Nettesheym de nobilitate et praecellentia foeminei sexus, ejusdemque supra virilem eminentia libellus. Das allerseltsamste, zugleich lächerlichste Product, was je

Denn dadurch wird nichts ausgemacht, nichts erklärt und nichts zur Kunde des Menschen beygetragen. Die Gesichtspuncte werden hier, wie bey allen Uebertreibungen, verrückt, das Natürliche durch eine zu freygebige Verschönerung unnatürlich dargestellt, der Geist der Untersuchung mehr geblendet, als genährt, und das Ganze wol gar als eine Norm sittlicher Größe empfohlen, die, bey hellem Lichte besehen, nichts als eine —— sittliche Schwäche war*). Zeichnet

---

zum Lobe des schönen Geschlechts bekannt geworden ist, und den excentrisch-gelehrten Verfasser in seiner ganzen — Größe zeigt, wenn es auch nur eine Spottschrift seyn sollte.

*) Zu diesen Schriften gehört die bekannte, bis zum Uebermaß und zur Schande des moralischen Geschmackes gepriesene: Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte; — ein Charakter, der wegen seiner sittlichen Schlaffheit und empfindelnden Kraftlosigkeit dem Weibe nimmer als Sittenform vorgeschrieben werden konnte, und erst, nach mehrern zerlesenen Ausgaben und Uebersetzungen in mehrere Sprachen, in einer mit philosophischem Geiste aus-

uns der Dichter als solcher nur irgend ein schönes und liebenswürdiges Ideal, welches bloß im Ideenreiche existiren soll; so weiß man, woran man ist, und ergötzt sich an dem genialischen Fluge des Genies, da es uns keinen Glauben an die Realität seiner Phantasien in der Sinnenwelt aufdringt; aber, wenn uns der schlichte Prosaiker die Menschen anders schildert, als sie sind; so verweisen wir ihn entweder unter die unberufenen Romanschreiber, oder unter die betrogenen Nichtkenner der menschlichen Natur.

---

gesteuerten Schrift: [Elisa, kein Weib, wie es seyn sollte. Hildesh. 1800. 1801. Zwey Theile.] sein gerechtes Verdammungsurtel erhalten hat. Jenen Fehler der Unfähigkeit zu irgend einer moralischen Form haben mehrere zu gleicher Zeit erschienene Deutsche Schriften, welche das armselige: wie es seyn soll, [und doch nimmer seyn darf] auf der Stirn tragen, und zugleich die Modewuth in den Aufschriften alltäglicher Versuche do-

cumentirten.

Alle Gemälde, die in dieser Charakteristik vorkommen, sind aus der wirklichen Welt genommen, und der Verfasser giebt ihr nun, um sich der Worte des La Bruyere zu bedienen, das Geliehene wieder zurück, was er von ihr empfing *), nicht schöner und nicht verunstalteter, als er den Menschen in der Wirklichkeit fand. Seine sichersten und schätzbarsten Hülfsquellen und Hülfsmittel waren — das ernste Studium der Geschichte der Menschheit überhaupt, nicht aus dramatischen und dramatisch-verschrobenen Schilderungen, nicht aus Romanen und idealischen Fictionen der Sittenwelt, sondern aus den Gedankenschätzen der größten Köpfe seiner Nation, und aus dem heiligsten Documente des Menschen, — aus dem Menschen selbst, so weit er sich aus der Erfahrung enthüllen und durch ein langes Beobachten charakterisiren läßt. Schon früh erwachte in dem Verfasser eine unersättliche Wißbegier alles dessen, was das Originelle des Menschen ausmacht; schon als an-

*) „Je rends au public ce-qu'il m'a prêté.“

gehender Jüngling zeichnete er sittliche Charaktere und Caricaturen aller Art zu seiner eigenen Uebung, weil jedes hervorstechende Bild des Schönen und Nichtschönen tiefe Eindrücke auf seine Phantasie machte. In dem Anschauen der schönen Natur, unter sehr einfachen aber gebildeten Menschen sehr einfach erzogen, wurde sein Geist früh durch das Nichteinfache, Verbildete und Gekünstelte, wie durch das Liebenswürdige und Wahre im menschlichen Leben aufgeregt, und ein edler, die Menschen scharf beobachtender, Vater gab der Wißbegier des Jünglings täglich neue Stärke und neues Leben. Späterhin führte ihn das Schicksal in die größere, vielseitige Welt. Ihr größter Reiz für ihn lag darin, neue Betrachtungen über sie selbst anzustellen, und sein langjähriger Umgang mit Menschen aus allen Ständen, von sehr heterogener Denkart, mit Glücklichen und Unglücklichen, mit hellen Denkern und düstern Religionsschwärmern, mit offenen und graden, so wie mit versteckten und verschmitzten Charakteren, mit kühnen leidenschaftlichen Köpfen, und kriechenden Muthlosen, mit Gemüthskranken und Gemüths-

starken, mit Menschen von hoher und subtiler Geistesbildung und deren Gegentheil, mit aufgehenden und untergehenden Genies, — und endlich mit einer Menge hoch verfeinerter, — schlauer, — und kindlich guter, wahrhaft oder nur scheinbar edler, — liebenswürdiger und doch gemüthsschwacher, geistesstarker und doch empfindelnder — Frauen — hat seine Menschenkenntniß in den reifern Jahren des Mannes nicht wenig bereichern müssen.

Wie der Verfasser die Menge seiner Erfahrungen benutzt habe, — darüber mögen verständige Leser richten, und er bittet um ihre Urtheile, wenn sie ihm bey dem Inhalte der folgenden Bände nützlich seyn können. Vielleicht wird er manche Erscheinung in dem moralischen Menschen nicht auf die gewöhnliche Art erklären; allein jeder sieht mit seiner ihm eigenen Sehkraft, — und dieß ist das höchste Jus naturae des menschlichen Geistes, welches, wenn vornehmlich von Selbstbeobachtungen die Rede ist, hohe Achtung verdient. — Vielleicht sahe der Verfasser auch hier und da die Dinge

etwas zu streng und ernst, oder auch bisweilen zu bereitwillig von ihrer schwächern Seite an, und verrieth eine Neigung, — moralische Verzerrungen des Menschen zu sichtbar und grell auszumalen. Die Leser können Recht und auch nicht Recht haben. Sind dergleichen Caricaturen des Charakters wirklich vorhanden; haben sie vollends dem schiefen Sinne ihrer Denk- und Handelnsweise die Freyheit selbst aufgeopfert; so sind sie durchaus ein Gegenstand der Seelenzeichenkunde, und gehören, als starke Abweichungen von der Regel des Schönen und Edeln, vornehmlich in eine gemischte Galerie anthropologischer Gemälde. Es giebt Seiten der menschlichen Natur, die nicht scharf genug gezeichnet werden können, weil ihre Abbildung in der Wortsprache doch nur immer ein schwacher Abdruck ihrer lebendigen Wirklichkeit ist.

Vielleicht wird man dem Verfasser auch noch den Vorwurf machen, daß er bisweilen zu sehr in das Einzelne gewisser Charaktere hineingegangen ist. Allein dieß ließ sich nicht immer vermeiden, und der Verfasser hat auf die Classe

derjenigen Leser keine Rücksicht nehmen können, die überall nur eine abspringende Lectüre suchen, und nur immer fragmentarisch abgefertigt seyn wollen. Während der malerischen Darstellung eines so höchst componirten, sich oft so widersprechenden Wesens, als der Mensch ist, drängen sich dem Charakterzeichner nicht nur augenblicklich neue Ideen aus seinem Erfahrungskreise auf, sondern er muß auch hierbey oft die allerkleinsten Umstände beachten, weil sie nicht selten den Schlüssel zu sehr wichtigen psychologischen Phänomenen mit sich führen. Ja, es giebt einzelne Charaktere, die man nicht anders, als eine aus unzähligen Kleinigkeiten componirte Sinnesart, betrachten kann. Ist aber der Beobachtungsgeist einmal erweckt, und der Sinn für psychologische Untersuchungen und Deutungen lebhaft angeregt; so wird er leicht ein alles verschlingender Geist, und seine Vermuthung, daß, wenn er tiefer grübe, er noch mehr Schätze der Menschenkenntniß finden dürfte, führet ihn bisweilen zu Entdeckungen, die allein aus dem Vereinzeln und Zerspalten gewöhnlich scheinender Empfindungen hervorzugehen pflegen.

Nur muß er sich hüthen, das einzeln Heraus-gefundene nicht sogleich als etwas Allgemeines hinzustellen, und so der Wahrheit der Entdeckung auf eine unpsychologische Art zu — schaden.

Damit aber die hier vorkommenden Gemälde nicht eine zu trockene und zurückstoßende Form annehmen möchten; so hat der Verfasser fast überall für die möglichste Abwechselung des Stoffs gesorgt, indem das Brauchbare und Belehrende mit dem Unterhaltenden, ohne Künsteley, in Verbindung gebracht worden ist. Er läßt seine Menschen weniger raisonniren, als — handeln, und er meint, daß hierdurch ein anschaulicheres Leben durch das Ganze verbreitet worden sey. Denn dadurch haben seine Deutungen des Mannes eine gewisse Vielseitigkeit erhalten, — und dem Gemälde desselben eine Sichtbarkeit gegeben, die ihn nach allen seinen Seiten kenntlich machen sollte. Die beste Empfehlung dieses Gemäldes wird immer die seyn, wenn verständige Leser es wenigstens bey den Hauptstellen selbst empfinden, daß das Gesagte

in sie eindringt, und ihnen als — aus ihrer Seele niedergeschriebene Wahrheit erscheint. — Diese Erwartung ist nicht unbescheiden, denn sie gründet sich auf den Wunsch, daß dieß so seyn möge, und daß der Erfahrungsreichthum der Leser und Leserinnen die Arbeit des Verfassers nicht verwerfe, sondern ihr als einer schwesterlich Verwandten freundlich entgegenkomme.

Endlich ist das gegenwärtige Werk wol das erste vollständige Gemälde, welches uns den Charakter des Mannes von allen Seiten seiner Originalität darlegt, und ihn psychologisch aus sich selbst zu erklären sucht. Der Verfasser kennt — nur Bruchstücke, welche bisher diesen wichtigen Gegenstand abgehandelt haben, — dagegen sind seit funfzig Jahren fast zahllose Schriften, das andere Geschlecht betreffend, erschienen, und dieser literarische Ocean vermehrt sich mit jedem Jahre. — Das so genannte undurchdringliche Geschlecht ist in allen seinen Denk- und Handelnsformen belauscht und beleuchtet worden; dem männlichen Charakter hingegen hat man immer nur einige flüchtige Vergleichungen mit

dem weiblichen geschenkt, und so ist er immer noch als eine wenig beachtete Erscheinung in der moralischen Welt, — wie ein Gemeinplatz, — der sich von selbst versteht, — stehen geblieben. Die Ursache dieser Vernachlässigung ist, meines Bedünkens, zunächst die, — weil in der Erforschung und Zergliederung des weiblichen Sinnes für die Vorstellungskraft des Mannes mehr Reitz und Anlockung, als in den Betrachtungen über sein eigenes Geschlecht, liegt. Es scheint, als ob ein anderes, außerhalb uns existirendes, Geschlecht mehr in die Augen falle, und, als eine uns so ähnliche, aber doch auch von uns so verschiedene Natur, die Imagination des Mannes mehr erwecke und belebe, — als der Hinblick auf sein [wie er glaubt —] völlig bekanntes und offen liegendes Ich. Hierzu kam noch der Umstand, daß man von jeher, wegen der subtilern und schlauern Sinnesart des Weibes, in ihrem Charakter selbst etwas Unergründliches und Verstecktes anzutreffen glaubte. Dieß vermehrte die Aufmerksamkeit des Mannes auf die Weiber in einem hohen Grade. Die Schriftsteller wetteiferten, dieß Ge-

heimniß der Natur zu ergründen, — und das Publicum — nahm ihre Arbeiten begierig auf, weil es nichts lieber, als — Aufdeckungen verborgener Dinge lieſt, ob es gleich in der Schilderung des weiblichen Charakters nichts, als ein Bild der höchſten Natürlichkeit, erwarten konnte. — Uebrigens laſſen ſich alle Schriftſteller, die den weiblichen Charakter beſchrieben und gedeutet haben, in folgende Claſſen theilen: — in Lehrer und Berather des andern Geſchlechts; in kalte und liebloſe Tadler deſſelben; in enthuſiaſtiſche Lobredner und in Comiker, die nur ſcherzend das Scherzhafte in der Sinnesart des Weibes aufſuchten, und ſie mehr zur muntern Unterhaltung des Publicums, als zur Belehrung Anderer, charakteriſirt haben *).

Zum

*) Unter Ludewig XIV. und XV. herrſchte unter den Franzöſiſchen ſogenannten galanten Schriftſtellern eine wahre Manie, — moraliſche Skizzen und Portraite zu zeichnen. Selbſt viele der ernſthaften Memoiren damahliger Zeit ſtrotzten von Abbildungen dieſer Art, wozu vornehmlich die ſich aus-

Zum Beschlusse dieser vielleicht schon zu langen Einleitung des gegenwärtigen Werks nur noch dieses: — daß es in mehrern Bänden nach der oben angegebenen Abtheilung — erscheinen wird, indem es den Mann nach seiner sinn-

---

auszeichnenden französischen Damen sitzen mußten. Man fing gemeiniglich damit an, daß man die — Schöne oder Nichtschöne wie in einem Steckbriefe, bis auf die größten Kleinigkeiten, körperlich beschrieb, und dann gewöhnlich nur nothdürftiger Weise das hinzuthat, was man an dem geistigen Theile der Person bemerkt haben wollte. Der Grund dieser schriftstellerischen Bilderwuth, wodurch die Charakterkunde des Menschen eigentlich nichts gewann, und nichts gewinnen konnte, lag vornehmlich in dem Geiste der damahligen französischen Galanterie, welche so sehr an dem Aeussern hing. Die süßlichen Schönschreiber der Nation wetteiferten anfänglich, die Geliebten ihrer Könige und Großen so schön, — oder, welches bey diesem Volke meistentheils gleichviel bedeutete, — so liebenswürdig als möglich darzustellen. Von da ging dieser Ton auch in die niedern Stände, und dann weiter in das nachbarliche Deutschland und Britannien über, so daß er selbst in dem geistreichen Spectator des Steele und Addison mehrmahls etwas zu laut und schreyend nachhallt. La Bruyere

lichen Leidenschaftlichkeit, — nach seinem Gemüthscharakter, — nach seiner intellectuellen Originalität, und endlich — als Oberherrn des Weibes darstellen und anthropologisch abbilden soll.

---

erklärte jene Influenza — in seinen Betrachtungen über den Theophrast noch auf eine andere Art. „Die Frauen, sagt er, die Hofleute und alle diejenigen, welche einen natürlich guten Verstand, ohne Gelehrsamkeit, besitzen, sind gegen Dinge gleichgültig, die vor ihnen da waren. Desto lebhafter aber fassen sie diejenigen auf, die sich ihrer Sehkraft gegenwärtig darstellen, und gleichsam in ihren Händen liegen. Sie durchsuchen, — unterscheiden dieselben, sie verlieren die sie umgebenden Personen nie aus dem Gesichte. Sie ergötzen sich an den Beschreibungen und Abbildungen, die man von ihren Zeitgenossen, ihren Mitbürgern und endlich von denjenigen macht, die ihnen sehr ähnlich sind, denen sie aber nicht ähnlich zu seyn — glauben."

Uebersicht

des ersten Bandes.

I.

Allgemeine Betrachtungen über den Unterschied der Geschlechter.

Nothwendigkeit ihrer Dualität — zur Fortpflanzung der Menschenspecies überhaupt, [der Mensch als Thier] ferner zur Erhöhung seines Lebensgenusses und Selbstgefühls [der Mensch als

sinnliches Vernunftwesen]. Vornehmlich zur sittlichen Entwickelung und Ausbildung seiner höhern Menschheit durch Aus- und Eintausch ähnlicher Gefühle. Ewiger Geschlechtsverein durch die Liebe und Ehe. — Vater, Mutter und Kind, — die vollendete Dreyeinigkeit zur Beglückung des Menschengeschlechts. S. 1.

II.

Allgemeine physische Originalität des Mannes.

Uebergewicht der Kraft und des Lebens in ihm. — Naturzwecke hierbey. — Kraftgefühl, ein Originalzug seines Geschlechts. S. 24.

Sein Grundriß als Knabe — Jüngling — Mann — und Greis, im Bezuge auf jenes Kraftgefühl. S. 32.

Der sich selbst lähmende Schwächling, — der durch die pädagogischen Treibhäuser Gelähmte. — Charakterzüge der Studierenden, psychologisch erläutert. S. 67.

XXXVII

Ueber den Zusammenhang des Geschlechts-
triebes im Manne mit der Individualität
seines Charakters. S. 90.

III.

Originalität seiner sinnlichen Natur. Sinnliches Temperament.

Ursachen seiner größern Sinnlichkeit überhaupt. S. 99.

Charakter seiner Liebe. — Ihre Verschiedenheit von der weiblichen. — Anträge seiner Liebe nach der Verschiedenheit seines Charakters und Standes. S. 126.

Fortsetzung der Charakteristik seiner Liebe. S. 149.

Idealismus und Platonismus seiner Liebe. — Platonische Ehen; ihre Veranlassungen; ihre Gebrechen. Critik derselben. S. 160.

Eifersucht des Mannes. — Ihre Natur. — Ihre Verschiedenheit von der weiblichen. S. 191.

XXXVIII

Männer ohne Eifersucht. S. 199.

Cicisbeat. Beurtheilung dieser Sitte. S. 213.

Fortsetzung der Charakteristik männlicher Eifersucht. S. 235.

Männer ohne Liebe. Gefühllose Phlegmatiker; — der wirkliche Misogin. Verschiedene Arten und Charaktere der Weiberhasser. Sokratische Sünder. — Weiberdespoten. S. 246.

IV.

Sinnliche Natur des Mannes in seinen übrigen Gelüsten. —

Hang zur Unmäßigkeit und Völlerey. — Physische und psychologische Gründe dieses Hanges. — Neigung zum Trunk. — Ist sie unter gewissen Ständen und Nationen herrschender? S. 309.

XXXIX

Verschiedene Wirkungen des Rausches auf individuelle Charaktere. S. 365.

Natürliche Abneigung des andern Geschlechts gegen den Trunk. S. 392.

V.

Sinnliche Natur des Mannes, insofern sie aus dem Uebermaße seiner Geschlechtsliebe und seines Lebensgenusses als Folge hervorgeht.

Sinnliche Verweichlichung des Mannes. Der Weichling in seiner Lebensweise, in seinen Genüssen. — Der Epicurer in mehrern Formen als verweichlichter Thiermensch. — Einwirkungen der Verweichlichung auf den Charakter und

Geist des Mannes. — Sein Luxus, — größer als der weibliche. Sinnliche Verschwendungslust des Mannes — vornehmlich ein Charakterzug des Jünglings — und warum? Verschiedene Arten der Verschwender. S. 405.

I.

Allgemeine Betrachtungen über den Unterschied der Geschlechter,

vornehmlich

in sittlicher Rücksicht, —

zur

Begründung eines ewigen Geschlechtervereins.

Liebe und Ehe, — die höchsten moralischen Zwecke desselben.

Die Verdoppelung der Geschlechter war nicht nur eine nothwendige Bedingung der Natur, — unter welcher allein das Menschengeschlecht selbst fortgepflanzt und erhalten werden konnte, sondern auch eine ihrer schönsten und

weiſeſten Anlagen, den Lebensgenuß und das Selbſtgefühl der uns bekannten Vernunftwe-ſen zu beglücken und zu erhöhen. Völlig müßig und unnütz waren daher freylich wohl alle jene Fragen einer ſchief gerichteten Wißbegierde: ob die Natur nicht das eine, oder das andere Ge-ſchlecht zur Erhaltung der Menſchenſpecies habe hervorbringen können, und wie ſich dann dieſes in ſeiner iſolirten Welt durch ſich ſelbſt phyſiſch gehoben und gebildet haben würde? u. ſ. w. Deſto wichtiger hingegen iſt die Anſicht des wirk-lich vorhandenen Geſchlechtsunterſchiedes, — in ſofern dadurch ein höheres und innigeres Ge-fühl unſrer Exiſtenz begründet, und wiederum hierauf die Ausbildung einer, unter al-len ſichtbaren Weſen dem Menſchen allein zukom-menden, moraliſchen Natur auf das glück-lichſte berechnet wurde.

Der letzte practiſche Endzweck eines mit Frey-heit begabten Weſens, wie es der Menſch, ſeiner ganzen innern Organiſation nach, iſt, — kann nur der — ſeiner möglichſt ſittlichen Güte ſeyn, in ſofern ſie von der Freyheit bewirkt wird. Auch führt in dem Menſchen Alles, bald ſichtbar,

bald unsichtbar, zu diesem hohen Ziele. — Die Tendenz zum Guten liegt in allen menschlichen Seelen, als ein zwar bisweilen verdunkelter, aber nie ganz zerstörter Grundtrieb ihrer Natur, und, damit es ihm nie an Stoff und Aufmunterung fehle, ist er mit einem andern sehr zarten, aber zugleich sehr mächtigen Gefühle, nämlich dem Gefühle seines innern Wohlseyns, das aus der Uebung des Guten unmittelbar entspringt, innigst verbunden worden. Allein eben diese heiligen Zwecke zur Beförderung und Begründung der möglichst-sittlichen Menschengüte, also aller wahren Humanität und alles innern Wohlseyns, — als Folge hiervon, — konnten nicht erreicht werden, wenn ein Geschlecht nur für sich allein dastand, und den hohen Abglanz seiner Menschenwürde in keinem zweyten wahrnehmen und mitempfinden durfte. Der Mensch sollte sich gleichsam in einem fremden Spiegel beschauen, erkennen und achten lernen. Der Mann sollte sich in dem Weibe, und das Weib in dem Manne, als für einander geschaffene edlere Wesen, wiederfinden; sie sollten sich dadurch als

ewig Verwandte einander angehö-
ren, und als solche sich gemeinschaft-
lich den hohen Werth ihrer Vernunft-
mäßigkeit, ihrer Tugend und ihrer
natürlichen Einheit eines Willens im-
mer fühlbarer zu machen suchen. *)

---

*) Die orientalischen Dichtungen (*) und griechischen Mythen, welche die ersten Aeltern des Menschengeschlechts sogar in ein körperliches Ganzes verwandeln, oder das Weib aus dem Manne, wie in der mosaischen Schöpfungsgeschichte, auf eine wundersame Art hervorgehen lassen, — deuten offenbar auf die ursprüngliche Einheit und natürliche Verwandtschaft beyder Geschlechter hin. Sie erklärten dadurch freylich nichts in der Sache; aber sie wollten es wenigstens verdeutlichen, daß eins dem andern vermöge der gemeinschaftlichen Menschennatur angehöre; daß eins das andere ewig aufsuchen werde, und daß eine Absonderung beyder in mora-

(*) Heidegger Histor. Patriarch. Tom. I. p. 128. Bayle Dictionnaire historique et critique; article: Adam, L. F. — Plato über die Natur der Liebe, in seinem „Gastmahl". Buttmann über die beyden ersten Mythen der mosaischen Urgeschichte. Neue Berlin. Monatsschr. März u. April, 1804.

Eben darum können wir uns nun auch diese zwey Geschlechter des Menschen seiner innern Natur nach nicht ohne die Liebe denken und erklären. Sie ist das zart angelegte in sein ganzes Seyn verschlungene Band, wodurch zwey Wesen zuvörderst zur Erhöhung des Lebensgenusses, und

---

lischer Hinsicht das unnatürlichste Verhältniß von der Welt, — so wie jeder fortdauernde Streit zwischen beyden nichts, als eine lieblose Verkehrtheit des menschlichen Willens sey. Auch gewährt die mosaische Dichtung dem gefühlvollen Leser eine überaus freundliche Ansicht jener dauerhaften Liebe beyder Geschlechter, wodurch eins von dem andern nicht sclavisch, sondern freywillig abhängig gemacht wurde.

Es scheint nämlich, als ob der Erfinder jener lieblichen Dichteridee im Moses habe sagen wollen: — „Der Mann kann und darf des Weibes nimmer vergessen, weil sie gleichsam unter seinem Herzen lag, und weil er einen Theil seines innern Wesens, den er in sich selbst zu vermissen glaubte, in dem zarten und geliebten Weibe — [so wie diese in dem geliebten Manne ihren treuesten Schutzgeist] auffinden solle. Vielleicht ließ der Dichter in den mosaischen Fragmenten das Weib auch wohl absichtlich zuletzt erschaffen —

demnächst zur Veredlung seiner geistigern Natur in Eins vereinigt werden, ohne daß dadurch die Persönlichkeit und Freyheit des einen oder des andern verloren geht. — Eins theilt dem andern die Liebe mit; aber jedes behält dabey das Gefühl seiner eigenen Ichheit in einem noch erhöhtern Grade, ob es gleich ganz in dem andern zu leben und zu empfinden glaubt. Es verfeinert und verschönert sein Leben, — und oft seinen ganzen Charakter, um desto tiefer und inniger in der Seele des Andern zu wohnen, um das höchste Gefühl der Einheit des Willens in sich durch die Freyheit zu bewirken. Wir bemerken oft mit Erstaunen, daß die Liebe jene Wirkungen selbst in den rohesten und wildesten Naturen

---

weil das Meisterwerk der Natur — der Mensch — zwar in dem Manne bereits vorhanden war; aber zur Vollendung seines Glücks noch ein anderes liebenswürdigeres Wesen, — das Weib —, als seine Gespielin und sein zweytes Ich, neben und um ihn seyn mußte, ehe der Dichter von seinem — Jehova sagen konnte: — „und Er sahe an alles, was Er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut.“

hervorbringen kann, und daß in den oft nur thierisch scheinenden Bewerbungen des einen Geschlechts um die Gunst des andern die feinsten Züge einer veredelten Humanität liegen. Das Selbstgefühl, welches die Natur an die Liebe band, ist von einer schon viel edlern Art, als wir es bey den andern Leidenschaften in uns wahrnehmen, — weil sich die Liebe näher an die moralische Natur des Menschen anschließt, und in ihren Wirkungen deutlich genug auf edlere Zwecke hindeutet.

Die Menschheit sollte also offenbar durch das Zweyfache des Geschlechts, oder, was hier einerley ist, durch die gegenseitige Geschlechtsliebe in sich selbst befestigt, vereinfacht und vollendet werden, so wie das einfache Vernunftwesen immer etwas Unvollendetes bleiben mußte, weil hier keine gegenseitige Mittheilung des Edeln und Schönen, insofern es aus einem in das andere durch die Liebe übergetragen wird, Statt finden konnte. Damit aber dieses die Liebe verrichten könnte, und auch, nach ihrer physischen Befriedigung, — als moralische Leidenschaft nie aufhören dürfe, dem Menschengeschlechte wohlthätig

zu bleiben; so hat die Natur die innige Verwandtschaft der Geschlechter noch mehr durch die Aehnlichkeit ihrer Denk- und Empfindungsweise begründen wollen. Wenn — die vorhergenannten Beziehungen beyder Geschlechter zu einander bald mehr bald weniger physischen Ursprungs waren, so daß sich selbst die zarteste Liebe in dieses Princip auflösen dürfte; so erscheinen sie hingegen, — als ähnlich denkende und ähnlich empfindende, in einem noch festern und noch menschlichern Bunde, als — wirkliche Vernunftwesen. Als bloß körperlich und durch die Sinne Verwandten konnte ihnen zwar die Liebe einen schon weit ausgedehntern und zartern Lebensgenuß, einen höhern Grad des Wohlseyns, mittheilen; aber durch das Bewußtseyn ihrer Aehnlichkeit mit einander, als Vernunftwesen, mußte das Siegel auf den ewigen Verein der Geschlechter und der Gemüther gedrückt werden. Nun wurde die Liebe zu einer geistigern Triebfeder der menschlichen Natur erhoben, der Mensch ging aus dem Thiere siegend heraus, und die Liebe erschien nun nicht allein als die Mutter aller Lebendigen, sondern auch

als die Mutter aller — Herzen und aller Seelen.

Also ist es — das Aehnliche in dem Verschiedenen, was beyde Geschlechter physisch und vernunftmäßig und ewig mit einander verbinden wird. Alles ist in dem einen anders, als in dem andern: als Menschen sind sie eins; — als Geschlechter wundersam verschieden. In erster Rücksicht ist in dem Manne und dem Weibe nichts, was nicht ihrer beyderseitigen Natur, als Vernunftwesen, durch die Bedingung des Aehnlichen eingegraben wäre; in letzter Rücksicht sind sie offenbar nach einer verschiedenen Form ihrer physischen Natur und des Ausdrucks ihrer Gefühle neben einander gestellt worden. In diese Verschiedenheit legte die Natur — die unzerstörbar-anziehende Kraft, wodurch ein ähnliches Vernunftwesen in einem andern ihm ähnlichen bald leiser, bald leidenschaftlicher hingezogen, und ein Geschlecht dem andern, als Mensch, im höchsten Grade nothwendig gemacht wurde. Verschieden in Absicht ihrer Geschlechtsnatur, und doch als Menschen fest in einander verschlungen, — sollte eins das andere beglücken und tragen und heben,

damit jedes — seinem Geschlechte treu bliebe. Der Mann sollte sich in dem Weibe, und das Weib in dem Manne, durch die Wirkung des Aehnlichen in der Denkweise, moralisch vervollkommnen, indem eins bey dem andern wechselsweise das Gute und Wahre eintauschen, und — seiner individuellen Natur einverleiben mußte. Eine vollkommene Gleichheit in der Denk- und Gefühlsweise beyder Geschlechter, die sich zugleich im Aeußern vollkommen gleich ausdrückte, würde jenen Zweck des gegenseitigen Austausches nie erreicht haben, weil dieser Austausch nur dann bewirkt werden kann, wenn das eine Geschlecht das, was es positiv zu besitzen glaubt, dem Negativen des andern Geschlechts mittheilt, und sich daher als den Wohlthäter dieses andern betrachtet. Wenn dieser Glaube auch bisweilen nur ein Irrthum seyn kann, indem sich die Selbstliebe gemeiniglich das Bessere [Positive] zuschreibt, und in andern Wesen das Schlechtere [Negative] zu bemerken scheint; so sind doch im Allgemeinen durch ihn die Bande der Menschheit enger zusammengezogen worden, und die Liebe kann darum nie aufhören, weil

sie sich selbst als ihr eigenes höchstes Gut, und zugleich als eine zärtliche Wohlthäterin dem andern Geschlechte ganz hinzugeben meint. —

Wenn wir uns daher eine Welt denken, worin nur ein Geschlecht existirte, worin also das Stärkere — das Schwächere nicht durch seine Kraft festhalten, das Schwächere sich an das Stärkere nicht anschmiegen könnte, sondern alle Wesen an Leib und Seele als gleich starke betrachtet werden müßten; so erblicken wir in dieser Welt, weil darin der Austausch ähnlicher Gefühle und Ideen mangelt, nichts als einen ewigen Krieg, mithin kein Anschließen und Hingeben der Herzen, keine Freundschaft und Liebe, wie sie uns als gegenseitige Wirkung der Geschlechter erscheint, — sondern einen hartnäckigen Kampf des Starken mit dem Starken, er mag nun wirklich stark seyn, oder sich nur dafür halten. — In dieser Hinsicht macht der scharfsinnige Kant folgende sehr richtige Bemerkung: „Zur Einheit und Unauflöslichkeit einer Verbindung ist das beliebige Zusammentreten zweyer Personen nicht hinreichend; ein Theil mußte dem andern unterworfen, und

wechselseitig einer dem andern irgendworin überlegen seyn, um ihn beherrschen oder regieren zu können. Denn in der Gleichheit der Ansprüche zweyer, die einander nicht entbehren können, bewirkt die Selbstliebe lauter Zank. Ein Theil muß im Fortgange der Cultur auf heterogene Art überlegen seyn: der Mann dem Weibe durch körperliches Vermögen und seinen Muth, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe, sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern." *) Hier wird also deutlich vorausgesetzt, daß etwas herrschen, und wieder etwas anderes sich dem Herrschenden unterwerfen muß, wenn es eine wirklich bestehende menschliche Gesellschaft geben soll.

In jenem ewigen Kriege der Menschheit mit sich selbst könnte nun aber auch das moralisch Gute [ihr eigener letzter und schönster Zweck] nicht wohl gedeihen; ja, es würde bey dem immer wieder neu ausbrechenden Tumult gegen

---

*) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefaßt von Immanuel Kant. 2te Aufl. Königsberg 1800. S. 283.

einander entflammter Leidenschaften alles zerstören, was die gesammte Anstrengung des noch in einigen bessern Seelen vorhandenen guten Willens aufgebauet hatte. Denn keins giebt dem andern etwas aus sich selbst mit Liebe, sondern nur mit Egoismus und Selbstdünkel hin, und befehdet den andern, wenn dieser das ihm aufgedrungene Geschenk nicht mit sclavischer Ergebenheit annehmen will. Auch würde jener Krieg zur endlichen Auflösung aller moralischen Ordnung, die durch das zweyfache Geschlecht so sichtbar begründet wird, gewiß selbst dann fortdauern, wenn eine solche Welt nur allein von dem schwächern Geschlechte bewohnt seyn sollte. Denn hier würde nicht einmahl die Achtung, — welche ein starkes Geschlecht für das Starke empfinden müßte, — das Weib zu dem Weibe hinziehen, sondern diesem würde auch, bey dem Kampfe zwischen den Weibern, meisten Theils nur List und Intrigue — statt aller Waffen dienen. Nicht zu gedenken, daß der weibliche Character, als ein dem Urtheile der Männer so sehr untergeordnetes Princip, in einer solchen Welt auch leichter wanken, — und sich regellos

allen Ausschweifungen einer kindischen Phantasie hingeben würde.

Nach allen diesen Voraussetzungen leidet es nun keinen Zweifel, daß ein Geschlecht nicht nur als ein moralischer Stützpunct des andern betrachtet werden muß, und dazu absichtlich geschaffen wurde; — sondern daß auch durch eben dieses Zweyfache des Geschlechts und seiner anziehenden Aehnlichkeit in dem Verschiedenen — der Menschheit ein — ewiger Friede mitgetheilt ist. Daher können alle Revolutionen in der politischen und moralischen Welt nur immer eine kurze Zeit dauern, indem ein Geschlecht das andere an einem zu tiefen Herabsinken hindert, und den Kampf mit sich selbst, der endlich in eine wahre Zerstörung des Geschlechts ausarten würde, gütlich beylegt. Wenn die Moralität durch den Verein beyder Geschlechter bisweilen und in einzelnen Zeitperioden sehr zu leiden scheint; so würde sie hingegen, ohne jene unauflösliche Beziehung beyder auf einander, im practischen Leben fast ganz verschwinden, — oder doch nur aus einer gewissen Nothwendigkeit des Zusammenlebens eines Geschlechts mit sich selbst,

aber nicht aus einer durch den Umgang beyder Geschlechter veredelten Freyheit hervorgehen.

Es würde sich also überhaupt kein sich selbst beglückender und wahrhaft humaner — Verein einer feststehenden Societät unter den Menschen, ohne ein zweyfaches Geschlecht und dessen originelle Unterschiede, denken lassen. Denn nur die Vermischung des Umgangs beyder macht jedem einzelnen das gesellige Zusammenleben so werth und angenehm, und die daraus entstehende Sehnsucht des einen nach dem andern kann darum als das Reizmittel eines edlern und herzlichern Umgangs nie aufhören. Selbst unter den rohesten Nationen findet der rohe Mann etwas, das ihn zum Weibe, das Weib etwas, das sie zum Manne unwiderstehlich hinzieht, wenn auch ihre Leidenschaften für einander zu verglühen anfangen, — denn die Liebe ist auch dann noch dankbar und menschlich, wenn sie nur noch in den Erinnerungen der Vorzeit lebt, und in einen alltäglichen Umgang übergeschritten ist. Man darf uns hier nicht einwenden, daß es vormahls ganze Natio-

nen gab, und jetzt noch giebt, worin blos die Männer mit einander umgehen, — die Weiber hingegen von allen geselligen Zirkeln eines öffentlichen Umgangs ausgeschlossen werden. Dieß ist nur eine äußere Aufhebung des Verkehrs zwischen beyden Geschlechtern. Daheim in ihren Hütten und ihren Harems wirkt die Frau dennoch bald stärker bald schwächer auf den Geist des Mannes, und grade unter denjenigen Völkern, wo die Weiber eingesperrt werden, erscheinen, genau besehen, die Männer gemeiniglich als die weichlichsten Sclaven des schwächern Geschlechts.

Wie sicher und ernst die Natur bey ihren Zwecken zur Vereinigung und Veredlung beyder Geschlechter zu Werke geht, um den Menschen selbst zu realisiren, zeigt ihre Errichtung der Ehe, die man die höchste Vernunftmäßigkeit des Geschlechtsumganges nennen kann. Wir wissen nicht, ob dieses heilige Band der Societät und der Herzen schon dem Naturmenschen wichtig und werth sey, weil wir diesen nur als eine Abstraction kennen, und die Grundlinien, wo der wahre Naturzustand an-

fängt

fängt und aufhört, sich nie bestimmt angeben lassen; aber unter allen Nationen, die man — menschliche nennen kann, ja, selbst unter den grausamsten und gefühllosesten, ist die Ehe, — obgleich unter verschiedenen Formen, — als ein bleibender Geschlechtsvertrag vorhanden, und als ein solcher durch öffentliche Gesetze und Gewohnheiten geehrt worden. Man hat sie unter gebildetern Völkern als das älteste und schätzbarste Document des moralischen Zusammenhanges beyder Geschlechter betrachtet. Die Vernunft fällt unter allen menschlichen Verbindungen zuerst auf sie, — als auf das Natürlichste, was sich zwischen zwey Geschlechtern zu ihrer Beglückung und Veredlung denken läßt. Die getheilte Menschheit wird in ihr wieder ein Ganzes, indem ein zweyfacher Wille sich durch die Liebe in einen einzigen vereint, und der Vertrag der Herzen unabänderlich auf ewige Zeiten geschlossen wird. „Die Ehe, so schließt sich die geistvolle und liebenswürdige Fichtesche Deduction derselben, ist sonach kein erfundener Gebrauch, und keine willkührliche Einrichtung, sondern sie ist ein durch Natur und Vernunft in ihrer Vereinigung noth-

wendig und vollkommen bestimmtes Verhältniß." *)

Die höchste und schönste Ansicht des wirklich menschlichen Geschlechtsvereins liegt mithin in der Ehe, — insofern sie durch die Liebe ihr eigenes höchstes Gut und ihr eigener Selbstzweck wird. Aber ihrem völligen moralischen Abschlusse und ihrer eigenen höchsten Zufriedenheit würde immer noch eine Hauptbedingung fehlen, wenn sie nicht als ein durch die Liebe geheiligter Vertrag zugleich auf die Hervorbringung, Erhaltung und Bildung ähnlicher Vernunftwesen berechnet wäre. Die Liebe knüpft ihr Band, um sich selbst zu beglücken, und ist in so fern, nach der Kunstsprache, ihr eigenes Subject und Object zu gleicher Zeit; aber ihre höhere moralische Tendenz muß auch ausser sich wirken, und die Erhaltung der Gattung, für welche die Natur schon so viel Wunder in der animalischen Welt verrichtete, — wird für das Vernunftwesen ein neuer Quell des Glücks, weil

---

*) J. G. Fichte Grundlage des Naturrechts ꝛc. 2ter Theil. Jena u. Leipzig 1797. S. 176.

es andern Vernunftwesen ihr Daseyn gegeben hat, und ihre Schöpfung und Ausbildung zu einer veredelten Menschennatur das Werk älterlicher Liebe ist. Hierdurch werden beyde Geschlechter — moralisch noch enger und liebevoller an einander gezogen. Eins leihet gleichsam dem andern das hohe Bewußtseyn, daß ein Vater und eine Mutter vorhanden seyn mußte, um die Neugebornen wiederum zu Vätern und Müttern zu erziehen. Eins wird — dem andern durch die gemeinschaftliche Bildung der Kinder noch nothwendiger gemacht, und Friede und Einigkeit zu einem noch ernstern und höhern Gesetze ihrer moralischen Natur erhoben, weil unter Zwist und Ungestüm ihre Lieblinge nur physisch und moralisch verwildern müßten.

Die allgemeine Erziehung und Veredlung der Menschheit durch zwey Geschlechter, und zwar durch die Ehe, kann daher auch als das höchste und letzte Gesetz ihrer physischen und sittlichen Vereinigung betrachtet werden, und der freywillige Vertrag der Liebe zur Ehe ist daher der allerheiligste, den sich die Vernunft denken

kann. Weiter hinaus kann es kein engeres und dauerhafteres Band, als dieses, geben, und die möglichst größte Ausbreitung und Gründung des Sittlichguten erscheint hier als das höchste Ziel, welches die Natur bey Hervorbringung freyer Wesen durch zwey verschiedene Geschlechter beabsichtigt hatte. Von dieser Seite betrachtet, ist die Ehe eine — höchst achtungswerthe moralische Veranstaltung zur Erhöhung der wahren Menschenwürde, und ein nothwendiges Mittel, das Gute durch die Erziehung in's Unendliche zu vervielfältigen. Denn eine jede verständige, mit Kindern gesegnete Ehe kann als die wahre hohe Schule neuer moralischer Generationen, — und als ein neuer Anbau zur Beglückung und Verherrlichung der Menschheit angesehen werden. Sie ist der allredendste Beweis, wie mütterlich die Natur für das Heil ihrer Lieblinge, für — ihre Menschen, sorgt, indem sie dieselben, — schon bey ihrem Eintritte in die Welt, den Armen einer zarten, mit Vernunft und moralischem Gefühl verschwisterten Liebe übergiebt, und den Willen des freygebornen, aber noch nicht gereiften Menschen von

der herzlichen und verständigen Leitung seiner Aeltern abhängig macht.

Mann und Weib, — Liebe und Ehe sind demnach die ersten und einfachsten Grundbegriffe, wonach und worunter sich der menschliche Verstand das physische und moralische Wohlseyn freyer Wesen denken muß. Durch diese Oeconomie der Geschlechter mit und für einander ist die Menschheit zur Menschheit geworden, — wenigstens finden wir nach Aufhebung dieses weisen Unterschiedes nicht viel an ihr, — was uns den Menschen selbst werth und liebenswürdig machen könnte, — ja, wir möchten sagen, der Mensch verschwinde wie ein Luftbild vor uns selbst, wenn wir in Gedanken die eine Hälfte gewaltsam von ihm reissen, und ihn wie in einem leeren Raume vor sich allein dastehen lassen. Es ist daher nicht eine bloße Gewohnheit und ein sinnliches Gedankenspiel, sich den Menschen in einer Verdoppelung des Geschlechts zu denken, weil wir ihn nirgends anders, als so erblicken, und er sich nicht anders, als so fortpflanzen kann; — sondern es ist eine Nothwendigkeit des Vernunftbegriffs selbst vorhanden,

daß wir das getheilte Geschlecht nicht anders als ein moralisches Ganze unter einem Inbegriff des Zwecks denken können, wenn wir auch wollten, weil die Natur uns augenblicklich zur Bildung einer Idee der Menschheit von dem einen auf das andere verweist, und eins durch das andere durch Einwirken und Rückwirken ihrer Naturen bestimmt. *)

Eben so kann man dreist behaupten, daß der durch die Ehe geheiligte Vater- und Mutterstand bleiben würden, wenn auch alle übrige Stände, alle Staatsverfassungen, alle Wissenschaften und Künste, alle Verträge und Societäten, ja, alle positive Religionen selbst untergehen sollten. Jener ehrwürdige Stand ist das ewige Fundament, auf welchen alle übrige Societäten, die sich zu höhern Zwecken ausbilden mußten, errichtet wurden, und aus welchem die wahre, d. h. die durch Moralität erhöhete vollendete Menschenwürde hervorging. Ein auf

---

*) Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur. Die Horen. 1r Bd, 2s St. [Von K. W. von Humboldt.]

Liebe und Stärke gegründeter Vertrag, den zwey sich einander nothwendige Vernunftwesen zur Hervorbringung eines dritten errichten, könnte nur mit der Vernunft selbst aufhören, denn das Gegenseitige auf ein ganzes Menschenleben berechnete Anziehen beyder Geschlechter durch Liebe und Großmuth ist selbst das Werk der Vernunft, und ist nur unter vernünftigen Wesen möglich.

Ohne die Abzweckung dieser geheiligten Bande auf ein Drittes wäre die Errichtung zweyer Geschlechter doch nur ein unerklärliches Spielwerk der Natur geblieben, anstatt, daß sie durch die vollendete Dreyeinigkeit: Vater, Mutter und Kind alle ihre Zwecke zu einem abgeschlossenen Ganzen vereinigte, und so eigentlich die Menschheit absolut unsterblich machte.

II.

Allgemeine physische Originalität des Mannes.

Uebergewicht der Kraft und des Lebens in dem Manne.

Kraftgefühl, ein Originalzug seines Geschlechts. — Sein Grundriß als Knabe — Jüngling — Mann und Greis in Bezug auf jenes Kraftgefühl. — Der Schwächling in mehrern Rücksichten. — Ueber den Zusammenhang des Geschlechtstriebes im Manne mit der Individualität seines Charakters.

Der ganzen Organisation, dem Körperbaue und der ganzen Natur des Mannes ist ein sichtbares, von seinem Geschlechte abhängiges — Ueber-

gewicht der Kraft und des Lebens mitgetheilt worden, das wir bey dem Weibe nicht wahrnehmen, und wodurch er sich von ihr nicht nur physisch, als Thiermensch, sondern auch psychologisch, als Vernunftwesen, in den mannigfaltigsten Schattirungen seines Charakters und seiner Sinnesart unterscheidet. An diese zwey Hauptgesichtspuncte wird sich die ganze nachfolgende Charakteristik seines Geschlechts anschließen, und die Leser werden uns gern in diesem Ideengange folgen, da sie hierin stufenweise durch alle Originalzüge des Mannes, bis dahin, wo er sich durch höhere Grade des geistigen Lebens und der Vernunftkraft vor dem Weibe auszuzeichnen scheint, fortgeführt werden. Zunächst kann hier nur von seiner physischen Originalität und ihren Folgen zur Charakterbestimmung des Mannes die Rede seyn.

Physisch und materiell unterscheidet sich der Mann von dem zartern Weibe *) durch einen

---

*) S. mehrere hierher gehörige physiologische Schriften in C. F. Ludwigs Grundriß der Naturgeschichte der Menschenspecies. S. 139 u. f. Leipz. 1796. —

größern und stärkern Knochenbau, durch festere Muskeln und Nerven, durch ein heißeres Blut, durch einen härtern und gröbern Ton seiner Stimme, durch heftigere Leidenschaften, — und überhaupt durch eine größere Körperkraft und Lebendigkeit, die in sein ganzes Wesen von Jugend auf wunderbar verwebt ist, vornehmlich aus dem Geschlecht hervorzugehen scheint, und im Allgemeinen das Charakteristische seiner Mannheit ausmacht. — Schwächer, zarter, feiner und nachgebender wurde die ganze physische Constitution des Weibes, und in ihr und durch sie [wiederum als Folge des Geschlechts] alles nach einem verjüngten Maßstabe eingerichtet. Diese subtilern Fäden, diese weichere Organisation, dieses feinere Gebilde des Zarten und Schönen, — der sichtbare Abdruck eines weichern Charakters, — diese anlockende melodische Stimme, dieses sanftere und stillere Herz wurden dem

---

Ueber die männliche und weibliche Form. In den Horen. 1ter Band 3tes u. 4tes Stück. [Von K. W. v. Humboldt.]

Weibe als eine gerechte Entschädigung der ihr abgehenden größern Körperkraft gegeben. Sie sollte hierdurch eben so reich, als der Mann, nur auf eine andere Art ausgestattet werden, damit es auch ihr nicht an Kraft und Mitteln fehle, — das zu seyn und zu bleiben, was sie seyn soll.

So bekannt auch diese physischen Unterschiede der Geschlechter sind, indem man nicht einmahl das eine oder das andere — ohne sie — denken kann; so müssen wir doch immer wieder auf diese Original = Verschiedenheiten zurückkommen, wenn wir die sittlichen Verhältnisse beyder Geschlechter zu einander abwägen, und die Rechte und Pflichten des einen und des andern, dem Sinne der Natur gemäß, bestimmen wollen. — Eine schärfere Ansicht jener Verschiedenheit der physischen Körperkraft beyder Geschlechter und deren Zusammenhanges mit der Verschiedenheit der Geschlechtscharaktere wird uns zugleich vor der Einseitigkeit des Urtheils sichern, welche in dem gedankenreichen, aber zu parteyischen und gespannten Werke einer Wolstonecraft: Vin-

dication of the Rights of Women 1792, *) und in den Schriften ihrer theils geistvollen, theils geistlosen Nachbeter herrscht. Diese literarische Heldin ihres Geschlechts behauptete ganz ernstlich, „daß die größere physische Körperkraft des Mannes — sein einziger und alleiniger reeller Vorzug vor dem Weibe sey", daß eben dieser Vorzug ihm kein Vorrecht auf die geistige Ausbildung des Verstandes und Herzens geben könne, und daß mithin das Weib eben so wissenschaftlich und männlich, als der Mann, erzogen werden müsse. — Allein bey der sichtbaren und physisch nothwendigen Abhängigkeit des menschlichen Geistes von einer körperlichen Organisation muß jener reelle Vorzug des Mannes andere Vorzüge erzeugen, die als größere Wirkungen der größern Ur-

---

*) Rettung der Rechte des Weibes, mit Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände; von Maria Wolstonecraft. Aus dem Engl. übersetzt. Mit Anmerkungen und einer Vorrede von C. G. Salzmann. Erster Band. Schnepfentha. 1793. Zweyter Band. 1794.

sache zu den Originalzügen des männlichen Charakters und der männlichen Bestimmung gehören. Wenn die Natur bey Vertheilung der Geschlechtseigenheiten dem Manne ein entscheidendes Uebergewicht der Stärke und Lebenskraft vor dem schwächern Weibe gab; so ist dieß kein blinder Griff in ihren Veranstaltungen gewesen; — sondern sie hat mit dem stärkern Körperbaue des Mannes und seiner höhern Lebensfülle absichtlich größere Anlagen zu allgemeinern Zwecken, zu einer ausgebreitetern moralischen Thätigkeit desselben, zu einem selbstständigern Beruf und Wirkungskreise seiner Natur verbunden.

Der Mann sollte nähmlich, — vermöge dieser höhern und ausgebreitetern Bestimmung seines ganzen physischen und geistigen Daseyns, der Herr, der Schutzgott, der Richter, der Erhalter und Führer seines Weibes und seiner Kinder, — als der schwächern unter ihm stehenden und ihm anvertraueten Familienglieder, seyn, — und hierzu mußte ihm die Natur nicht nur physische Kraft und Autorität genug, sondern auch [als Oberherrn anderer Vernunft-

wesen] einen stärkern Charakter, eine weniger zarte und empfindliche Sinnesart, ein größeres Maß von Muth, Entschlossenheit und Festigkeit des Gemüths und der Ueberlegungskraft verleihen. Schon durch seine körperlichen Einrichtungen wurde er absichtlich von allen kleinern Verhältnissen und Beschäftigungen des Weibes ausgeschlossen, — um ihr und seinem ganzen Hauswesen desto mehr als ein mächtiger Freund, — als schützendes Oberhaupt anzugehören. Aber er sollte als Mann, — als der Stärkere und Thätigere im Reiche der Menschheit, noch mehr seyn — und thun. Er sollte die Freyheit seines Geschlechts, und sein Vaterland vertheidigen, Künste und Wissenschaften, als ein activeres Vernunftwesen, erfinden, und auf das gemeine Beste anwenden, Gesetze einführen, Societäten errichten, Länder und Völker beherrschen, und sie mit ausdauernder Kraft und Einsicht, als der Geiststärkere, regieren können. Zu diesen Endzwecken mußte ihm die Natur jene lebendigere Neigung zu einer ihn charakterisirenden Vernunftübung verleihen, ohne welche der Mann seiner Natur nach

das nicht seyn konnte, was er seyn muß. — Eine Uebung, die aber von dem weiblichen Geschlechte, bey seinem stillern, häuslichen Wirkungskreise, und seinen periodischen Kränklichkeiten, nicht gefordert werden kann, und wogegen es in der ihm eigenthümlichen Liebenswürdigkeit, und seinen zarten Berufspflichten einen hinlänglichen Ersatz zu finden glaubt, und wirklich findet.

Allein jene größere Körperkraft, welche die Natur aus sehr wichtigen Zwecken in die ganze Organisation des Mannes legte, würde den höhern Beruf desselben wenig ehren und begründen, wenn sie nicht mit dem lebendigern und ursprünglichen Kraftgefühle des Mannes, als dem größern Hebel seiner Thätigkeit, verbunden wäre. Dieß ist es, was wir schon oben sein Uebergewicht des Lebens und der Lebensfülle genannt haben, und wodurch der Begriff dessen, was wir Mannheit nennen, seine genauere Bestimmung erhält. Dieß Kraftgefühl ist wiederum, in so fern es in einem thierischen Vernunftwesen angetroffen wird, — theils physischer, theils geistiger

Natur, und wird mit Recht als das evidenteste Unterscheidungszeichen des Mannes von dem Weibe betrachtet, weil es nicht nur seine einseitige animalische Natur, sondern sein ganzes Ich und Wesen in der Vernunftwelt bezeichnet und ausdrückt. Eben darum erblicken wir in dieser Welt handelnder Wesen jene auffallende und merkwürdige Abtheilung in zwey Hälften, — gleichsam Haushaltungen, — deren eine dem kraftvollern und sich starkfühlenden Manne, die andere dem sich schwachfühlenden Weibe angehört, und denen beyden die Natur selbst ewige Grenzen vorgezeichnet hat.

Der Knabe.

Rastlos und emporstrebend regt sich schon jenes Kraftgefühl, als Charakterzug des Geschlechts, in dem frühern Alter des Knaben auf eine sichtbare Art, und in tausendfachen Versuchen desselben, den eigenwilligen Regenten schon in der Kinderstube zu spielen. Der sich stärker fühlende Mann liegt da schon im Keime vor uns, und die laute Unbändigkeit, der

oft

oft unbiegsame Trotz und Starrsinn des Knaben zeichnet uns gleichsam den Riß zu dem Gemälde vor, was er dereinst, nur unter andern Formen und Umständen, seyn und werden wird. Erweiterung seines physischen Wirkungskreises ist vom Anbeginn eins seiner Hauptbedürfnisse, und oft wird er andere, selbst Hunger und Durst, vergessen können, wenn er einen angefangenen Tumult, ein neues Spiel oder jede andere neue Uebung seiner Kraft fortsetzen kann. Alles, was seine Freyheit einschränkt, seinen Willen und seine Launen aufhält, seinen Phantasien widerspricht, ist ihm höchst zuwider, und er entrüstet sich in dem kindischen Aufglühen seines Zorns gegen leblose Objecte oft eben so leidenschaftlich, als gegen lebendige, wenn sie seiner Lebhaftigkeit in den Weg treten. Er stürzt sich in Gefahren, weil er sie nicht kennt, aber meisten Theils auch dann, wenn er sie kennt, — aus der Absicht, seine Kraft zu üben, und sich selbst in dieser Uebung zu ehren. Kaum hat er Gehen und Stammeln gelernt; so führt er schon Kriege mit seines Gleichen, oft mit einer Erbitterung, die an thie-

rische Wuth gränzt, und uns fast auf den Gedanken bringen könnte, — daß die Grausamkeit ein Grundzug der menschlichen Natur sey. Er martert und mordet wehrlose Thiere mit kalter Gleichgültigkeit, und jubelt bey ihren Qualen. Er überlistet stärkere Knaben, wenn er sie nicht durch seine Körperkraft besiegen kann; — aber gemeiniglich nicht eher, als bis er seine Kräfte mit den ihrigen gemessen, und das Uebergewicht der letztern gefühlt hat. Sein Ehrgeitz gehet zu allererst aus der freyen Uebung seiner Kraft, so wie seine kindische Rachsucht aus eingebildeten Beleidigungen und Hindernissen seiner Stärke hervor. Er ist hierbey im Kleinen das Bild des Wilden. Seine körperliche Stärke ist sein höchster Ruhm, — er jauchzt bey ihren unbedeutenden Siegen, wenn das Mädchen ihr höchstes Gut in einem farbigen Bande sucht, und sich selbst in dem Besitze eines neuen Putzes bewundert, und bewundert seyn — will.

Voll Erstaunen siehet man, mit welcher eisernen Beharrlichkeit Knaben von wenigen Jahren, durch den alleinigen Antrieb ihres Kraftgefühls, Lasten fortwälzen, hohe Bäume und

Felsen erklettern, der strengsten Kälte trotzen, sich in tagelanger rastloser Thätigkeit umhertreiben, sich gegen viel Stärkere anstemmen, und immer neue Versuche zu ihrer Ueberwindung machen; — wie beherzt und tollkühn sie sich auf Pferde schwingen, und sie lenken lernen, wie furchtlos mit ihnen dahinjagen, und auch nach dem gefährlichsten Herabstürzen dieses Spiel immer wieder gern beginnen, — wie sie ohne Noth, nur um ihren Muth zu proben, auch ohne sich zeigen zu wollen, eilenden Wagen sich in den Weg stellen, sich von Anhöhen in tiefe Flüsse stürzen, und oft einer erbärmlichen Kleinigkeit wegen ihr ganzes Leben daran wagen; — wie gierig sie nach Waffen greifen, und wie schnell diese als Erhöhungs- und Beförderungsmittel ihrer Kraft gebrauchen lernen, während das Mädchen still und zufrieden zwischen ihren Puppen lebt, und in ihrem ganzen Thun und Wesen schon jetzt ihre Bestimmung zur künftigen Hausfrau, Gattinn und Mutter an den Tag legt.

Schon frühzeitig verräth der Knabe wegen seiner lebendigern Lebenskraft den Charakter und die Denkweise, die ihm künftig eigen seyn und

bleiben wird. Wir erblicken in ihm schon die Grundlinien eines selbstständigern Wesens, das künftig, vermöge seines natürlichen Berufs, über ein zarteres und schwächeres Geschlecht herrschen soll. — Auch jetzt schon weist er diesen seinen Standpunct zum männlichen Geschlechte an. Er betrachtet seine kleinern, ja, selbst seine größern Schwestern als eine Art Sclavinnen, die nur zu seiner Bedienung vorhanden wären; er mißhandelt sie und ihre Gespielinnen; er schreibt ihnen Gesetze vor, er fordert sie gleichsam vor Gericht; er weiß alles besser, als sie; er läßt sich kaum durch ihre Thränen rühren, — gnädig gegen sie zu seyn, wenn sie den kleinen Despoten beleidigt haben; er fürchtet sie meisten Theils in keiner andern Rücksicht, als, weil sie seine muthwilligen Streiche angeben und verrathen möchten. — Er fürchtet, wie nachher der klügere Mann in tausend Fällen, die — weibliche Schwäche, weil er ihrer Ueberlistung keinen männlichen Muth entgegensetzen kann. Leider! fühlt auch schon der Knabe in den meisten Häusern, daß selbst die geliebte Mutter der schwächere und abhängigere Theil des Hauses

ist; wenigstens fürchtet er sie selten in dem Grade, wie den Vater, wenn dieser kein Schwächling an Leib und Seele ist, und eine andere fremde Autorität an seine Stelle treten muß. — Daher sucht der Knabe der schwächern Mutter gemeiniglich seine Freyheiten abzutrotzen, wenn er den Vater darum bittet, oder er bestürmt sie mit seinem Unwillen und Klagen, bis er seinen Plan durchgesetzt hat, oder er äußert, um sein Uebergewicht zu zeigen, wohl keck und laut, daß er die Strafe der mütterlichen Hand nicht gefühlt habe, oder er wagt es wohl gar, sich mit ihrer schwächern Kraft in einen Kampf einzulassen, und sie vor dem Richter der Familie zu verklagen. Genug, das kraftvollere Geschlecht scheint aus dem Knaben lebendig und emporstrebend hervor, und die Natur redet gleichsam aus ihm die mächtigere und gebietendere Sprache ihres Willens, dem der Wille des Weibes unterworfen seyn sollte. — Auch ist der Knabe gewöhnlich kalt und gleichgültig gegen die weibliche Jugend, — weil er seine Kraft nicht ehrenvoll an der ihrigen üben kann, und selbst die weichere Stimme des Mädchens

und ihr zarterer Sinn weniger mit dem wilden Ausdruck seiner Freude zusammentönt und zusammenstimmt. Ja, nicht selten hält er es für ehrlos, mit Mädchen zu spielen, und ihre Tänze mit seinen tobenden Vergnügungen zu vertauschen. Wenigstens verläßt er jedesmahl ihren Zirkel, wenn er sich anderswo auf eine stürmische Art vergnügen kann, oder er gebraucht die Mädchen bey seinem Spiel nur als — Figuranten, oder stellt sie, wenn er ausgetobt hat, und nun ein kleines ruhiges Familienfest will, — als Hausmütter, Mägde und Sclavinnen an, — grade so, wie er sich nachher als Mann seine hausväterliche Monarchie bildet.

Ferner erwachen schon früh in dem Knaben vermöge seines Kraftgefühls, — Ahnungen und Wünsche wegen seines künftigen Berufs und seiner Bestimmung, — als Mann, weil ihn die Natur dahin führen will. Er wählt, er verwirft die ihm im Scherz gemachten Vorschläge zu seiner künftigen Existenz. — Da ihn die Sache unmittelbar selbst angehet; so giebt er sich von Rechtswegen selbst Sitz und Stimme bey dergleichen Berathschlagungen. Er äußert

sich laut und oft sehr bestimmt, welche Kunst und Wissenschaft er treiben, wie er künftig leben, wirken und sich freywillig vergnügen will, — während das Mädchen, in ihrer stillen häuslichen Einsamkeit und ihrer Abhängigkeit von äußerm Zwange und innerer Schwäche — nur die einzige fixe Aussicht auf die Zukunft faßt, daß sie dereinst einmahl Braut und Hausmutter seyn wird. Ich habe ferner bemerkt, daß, wenigstens nicht stumpfsinnige, Knaben nichts so sehr zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit anspornt, als die Hoffnung, bald ihre eigene — Herren werden zu können. Gewöhnlich wählt sich die Phantasie des Knaben einen künftigen Beschäftigungsstand, der ihm, wie z. B. der Beruf seines Vaters, am nächsten liegt, oder dessen Aeußeres durch Glanz und lebendige Thätigkeit sehr in die Augen fällt. Nichts ist ihm daher lieber als Waffengeräusch, Paraden und Exerzierplätze, — so wie fast alle Knaben, ehe sie von ihren Aeltern und Lehrern umgestimmt werden, oder die harten Mißhandlungen des Soldaten begreifen konnten, eine ungewöhnliche Vorliebe zu diesem Stande verrathen, weil das Glänzende

und Lebendige dieses Standes der Munterkeit und dem Kraftgefühle des Knaben Uebung und Thätigkeit verspricht. *) Fast eben so reitzt den Knaben — der öffentliche Lehr- und Rednerstand, weil sich auch dieser durch öffentliches Ansehen auszeichnet, und dem Kraftgefühle des Kindes eine ungehinderte Freyheit des Redens und Urtheilens verspricht. — Alle diese Beobachtungen, die sich für den Psychologen noch viel

---

*) In den ersten wilden Zeiten der französischen Revolution sahe man ganze Schaaren junger Buben mit Gewehr und in militärischer Gestalt durch mehrere Städte Frankreichs ziehen, — die das leidige Kriegsspiel wie ihre Väter und Brüder trieben, und sich die Pflanzschulen der ausserhalb des Vaterlandes kämpfenden Armeen nannten. Sie hatten ihre eigenen Exerzierplätze, ihre Revüen, ihre Werber, ihre militärische Musik, — freylich, wie man leicht denken kann, alles nach — einem verkleinerten Maßstabe; aber die Erscheinung selbst verrieth den Geist des Mannes, der in dem Knaben aufzukeimen beginnt, und schon im Kleinen gern alles das üben mag, was der erwachsene Mann in reifern Jahren zu üben pflegt. Wer erinnert sich hierbey nicht der Spartanischen Jugend!

reichhaltiger ausdehnen ließen, bestätigen die Behauptung, daß sich der Charakter des Mannes schon in dem Bilde des Knaben deutlich andeute. Die Natur spricht in dieser Hinsicht gleichsam ernster und volltönender aus ihm, — als aus der stillern, wie es scheinen möchte, charakterlosen Seele des Mädchens, weil diese von Jugend auf durch äußern Zwang und innere Sittsamkeit an das Verschließen und Verheimlichen ihrer Leidenschaften, an eine ihr aufgedrungene Verstellung gewöhnt wird, und sich auch wirklich, als ein von Natur abhängigeres Wesen, schon bey dem frühern Erwachen ihrer Affecten nicht so bestimmt und ungestraft, als der freyere Knabe, äußern darf.

Der Jüngling.

Mit schnellen Schritten der Zeit und der Entwickelung steigt der rasche Knabe zu dem noch raschern und vielthätigern Jüngling hinauf, und es scheint, als ob sich bey diesem Ueberschritte fast täglich neue Kräfte und Kraftübungen in ihm entdecken ließen. Das erhöhete

und noch freyere Leben ergießt sich aus dem Jünglinge, wie ein gewaltiger Strom, in die Welt hinein, und fast gränzenlos wird nun der Tummelplatz seines Frohsinns, seiner Wünsche und seiner Thätigkeit. Sein männliches Kraftgefühl wächst sichtbar mit seinem Körper; sein Wuchs, seine Stärke und sein ganzer Charakter nähert sich dem Abschlusse einer ihm immer bleibenden Form; — dieser Schritt ist unstreitig der wichtigste und folgereichste im ganzen Menschenleben, und die Natur scheint gleichsam bey dem Heranreifen des Menschen zum Manne seine Sorgfalt und Thätigkeit für ihn zu verdoppeln. — Die Activität und Schnellkraft des Jünglings kämpft noch muthiger mit ihren Hindernissen, als die des schwächern Knaben, — denn sein Wille geht nun schon mehr in die That über. Er meint, seiner Stärke sey nichts zu schwer; er wagt bisweilen, im Vertrauen auf sich selbst, das fast Unmögliche, und sucht in Gefahren und Uebungen seiner Tollkühnheit ein neues Leben seiner Kraft auf. Kaum ruhet er von seinen Anstrengungen aus, — und sein heißes Blut jagt ihn von einer

Leidenschaft zur andern, so wie ihm hingegen fast alles um ihn her einen viel zu langsamen und viel zu abgemessenen Schritt zu halten scheint; — das äußere Menschenleben steht mit seinem vorschnellen Kraftgefühle noch nicht im rechten Verhältniß, weil es noch nicht genug durch belehrende Erfahrungen und reifere Denkkräfte moderirt worden ist.

Wie Blitzstrahlen ergreifen ihn seine zügellosen Begierden, — und das Bewußtseyn seiner Kraft reißt ihn blind und taub zu ihrer Sättigung fort; aber in wenigen Augenblicken sind oft seine schönsten Lieblingsfreuden vergessen, weil er neuen Genüssen entgegeneilen muß. Die Abwechselung, das stets veränderte Ideenspiel, die immer steigende Sinnenlust, die ihm so bezaubernde Verschönerung des genießenden Lebens bilden seine Welt und seinen Charakter; — aber auch hier stehet er schon viele Stufen höher, als der Knabe, und die höhere Menschheit beginnt unter diesem raschen Wechsel des Genusses und der Erfahrungen in ihm zu reifen. Zu jener mächtigen Sinnenlust, zu jenem Heißhunger nach Sättigung, zu jenem sich

selbst bestimmenden Eigenwillen seiner Natur gesellt sich nun noch eine andere Erhöhung seines Kraftgefühls, als eine Grundlage des männlichen Charakters, — nähmlich der active Ehrtrieb, welcher in dem Knaben meisten Theils nur noch schlummerte. Der Jüngling will nicht mehr, wie jener, blos durch seine Körperkraft, sondern auch durch seine höhere Gewandtheit dabey und seine Charakterstärke imponiren; — sein Selbstgefühl hat sich bereits mit Nachdenken verbunden; er will gebiethen, nicht mehr, wie der Knabe, aus vernunftlosem Trotz, sondern weil man Achtung vor dem Jüngling haben soll, weil er der nachbarliche Gefährte des Mannes ist, und sich, voll hoher Einbildungen, auf diesem Standpuncte gefällt. Seine Vorliebe zum Soldatenstande wird gemeiniglich nun noch regsamer, weil er sich denselben nun noch deutlicher als die lebendigere und siegende Partey denkt *) und sich dabey hohe,

---

*) Aristoteles: περι παθων και ἐξεων των ἠθων. In der Rhetorik l. II. c. XII. Aristotelis Opera omnia. *A. J. Th. Buhle.* Vol. 4tum. Biponti 1793. p. 227.

obgleich unrichtige, Begriffe von der Freyheit, von dem Ruhme und den glänzenden Belohnungen vereinter männlicher Kräfte zu machen pflegt. Bey diesen Vorstellungen verbindet sich gemeiniglich noch kindische Eitelkeit des Knaben mit schon männlichem Stolz; er will äußerlich glänzen, und für seinen Muth, das Stärkste, was er in seinem Willen fühlt, gerühmt werden. Er will siegen, oder sterben, — weil hierin etwas Feyerliches und Romantisches liegt, und die Welt gleichsam gezwungen wird, seiner Größe zu huldigen.

Mit der lebendigern Vernunft des Jünglings erwacht neben seinem allgemeinern Kraftgefühle nun auch meisten Theils seine laute Tadelsucht, seine oft unerschütterliche Rechthaberey, sein plattes und kurzes Absprechen, so wie das Kühne in seinen Meinungen, weil er sich in dem Streben nach Kenntnissen und Beobachtungen deren schon mehrere zutrauet, als er wirklich besitzt; weil er das Ganze der Dinge noch nicht übersieht, und das, was er übersehen kann, voreilig zur Richtschnur alles Wissens macht. Daneben ist der — Witz das Leben-

digste und Anziehendste, was die menschliche Seele bey ihren Kraftäußerungen in diesem Alter empfindet, weil sie am fühlbarsten durch das Vergleichen der Contraste zur Reife ihrer Begriffe gelangt, und der Reitz, welcher in der Neuheit liegt, von der jugendlichen Phantasie viel lebhafter, als von dem ältern Manne, empfunden und genossen wird. Daher sucht der Jüngling, aus einem innern Kraftdrange nach Ideen, so gern das Lächerliche an Gegenständen und Handlungen auf, zeichnet am liebsten Caricaturen, weil sich dadurch gleichsam der Focus seiner Urtheilskraft erweitert; übertreibt gern, sucht in seine Erzählungen absichtlich unerhörte und seltsame Begebenheiten einzumischen, und das Wahre entweder bis zum Uebermaß auszuputzen, oder in das wirklich Sublime hinaufzuheben. Am lebendigsten aber wird das höhere Kraftgefühl des Jünglings durch die lachenden und großen Bilder der Hofnung genährt, die in dem Knaben, wegen seines engen Anschlusses an eine animalische Gegenwart der Dinge, — noch nicht so glühend erwachen konnten. Er lebt auch mehr in der — Zu-

kunft, als in der Vergangenheit *), weil der zurückgelegte Raum seiner Existenz noch sehr beengt ist; der zukünftige hingegen, als das offene Feld seiner Freyheit, so schön und groß vor ihm liegt, so sehr seine Erwartungen spannt, und weil seine lebhafte Phantasie so leicht über die rauhen Wege des Kampfes zum glänzenden Ziele hinfliegt.

Das Bewußtseyn — seines Uebergewichts über das weibliche Geschlecht ist ihm auch nach und nach immer klarer geworden; — er erscheint sich selbst gegen die zartere Jungfrau — wie ein Riese, wenn er ihr auch mehr Feinheit und Gewandtheit des Geistes einzugestehen gezwungen wird. Er behandelt anfangs das schwächere Geschlecht mit kalter und plumper Gleichgültigkeit, und einem linkischen Wesen, — weil er, viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, — noch nichts für die ihm fremd scheinende Jungfrau empfindet, und das Schöne und Zarte auf sein stürmendes Gemüth kaum zu wirken anfängt. Ihn beschäftigen ganz andere Dinge.

---

*) Aristoteles, ebendaselbst. S. 228.

— Er haſcht mit glühendem Verlangen, im Arm ſeiner Spießgeſellen, nach Luſtpartien, nach rauſchenden Spielen und Gelagen; er möchte durch die ganze Welt fliegen, zerſtören und zerbrechen, und wieder aufbauen, um es wieder einzureißen; — er weiß oft nicht, was er will, weil ſein Kraftgefühl ihn wie in einem Wirbel umhertreibt, und ſein Wille in der unruhigen Lebhaftigkeit ſeiner Ideen nicht immer einen fixen Punct finden kann. Er will eigentlich nichts, — als was ſeinen Thätigkeitstrieb jedesmahl ganz ausfüllen kann; er mag keine andere Menſchen, — als die, in deren Handlungen ſich jener Trieb am meiſten abbildet. Daher ſind kühne, leidenſchaftliche Menſchen, Wagehälſe, Aufſchneider, Gaukler und Poſſenreiſſer gemeiniglich ſeine liebſten Geſellſchafter, und, wenn er leſen darf, — Schauer- und Ritterromane ſeine herrlichſten Schriften. Weil ſein Thätigkeitstrieb nicht gern Beſchränkungen leidet; ſo wird ihm auch ſein väterliches Haus ſelbſt bald zu enge, und die Einfachheit und pünctliche Oeconomie deſſelben zum Ekel, — denn faſt alle junge Leute ſind zum Geldaus-

wurfe geneigt, weil der Geldbesitz nur wegen des Geldauswurfs einen Werth für sie hat, und ihnen die Mühe des Erwerbens größten Theils unbekannt ist.

Endlich tritt er bald früher, bald später in die wichtigste Periode seines Lebens, — in eine bisher noch nie empfundene Crise seiner ganzen Natur; es erwachen in ihm neue Triebe und Kräfte, — neue Wünsche und Richtungen seines Herzens, die ihn auf einmahl mit einer geheimen bezaubernden Lebhaftigkeit überraschen, — und die er sich selbst, als der Stärkere, so gern gesteht, — die Liebe erwacht in ihm mit feuriger Kraft, und wird von nun an, bis er zum Ziele gelangt, eine seiner lebendigsten und wirksamsten Triebfedern alles Denkens und Handelns. Sein Körper ist reifer geworden, seine Körperkraft hat sich, bey dem schnellen Hinaufrücken zur Mannheit, mächtig gehoben; — das Leben will nun seinen höchsten Schwung in ihm beginnen, und darum hat die Natur seinen Geschlechtstrieb gleichsam bis zu einer höhern Verständigkeit aufgeschoben, der früher nur das Geschlecht selbst zu Grunde gerichtet haben würde.

Die Liebe sollte, nach einem weisen Gesetze der Menschheit, ihn bilden und veredeln helfen, darum mußte sie in ein Alter verlegt werden, wo das Herz edler Empfindungen theilhaftig seyn, und der Jüngling bereits schon deutlichere Begriffe von seinem künftigen Berufe, als — Vater und Gatte, erlangen konnte. — Anfangs ist aber seine Liebe schüchtern und furchtsam, — er wird von ihrer Gewalt gleichsam niedergedrückt, und auf einige Zeit wie entwaffnet; allein dieses schüchterne Wesen dauert nicht lange, er fühlt sich jetzt zu glücklich, als daß er etwas Sträfliches in diesem Gefühle ahnen könnte, und und ist in seinem Innern selbst so stark und gut geworden, daß er seine schönsten Wünsche nicht mehr verbergen mag. Selbst die erste Verlegenheit des Jünglings, welche er in einem Zirkel von Jungfrauen empfindet, — [er, der sonst nie verlegen war] scheinen die ersten Spuren eines verwundbaren Herzens zu verrathen; — er fürchtet den Schönen zu mißfallen, da er doch gern Eindruck machen möchte; er glaubt etwas zu verlieren, das seine Wünsche so gern näher an sich ziehen wollen; allein —

ein gütiger und zärtlicher Blick des weiblichen Auges — und er hat sich wieder gesammelt; dieser einzige Zuwink eines ihm bisher vielleicht sehr gleichgültigen Mädchens hat ihm neuen Muth gegeben, und seine stärkere Kraft erscheint ihm nun bald darum wie ein Heiligthum seines Geschlechts, weil es ihm nicht entgehen kann, daß ein schwächeres aber liebenswürdiges Geschlecht sich an jene anschmiegen will.

Nun hat sich auch auf einmahl, wie durch einen Zauberschlag, das ganze Benehmen und Betragen des Jünglings gegen das andere Geschlecht geändert. Sein plattes und gleichgültiges Wesen gegen dasselbe verwandelt sich in Bescheidenheit, Toleranz und Entgegenkommen, seine stürmende Lebhaftigkeit in Dulden und Ausharren, seine Herrschsucht in Gehorsam und Nachgeben. Er ist das, was die Weiber einen Mann von Lebensart, — oder auch einen liebenswürdigen Jüngling nennen, weil er nach ihrem Sinne geformt ist. Er kann ohne die Weiber nicht mehr leben; er opfert ihnen bisweilen alle seine vorhergehenden rauschenden Freuden auf,

nimmt weibische Manieren und Charakterschwächen an, und wird nicht selten ein Geck in Sprache, Kleidung und Affectation, bis ihm eine ernste Liebe und ein vernünftiges Mädchen gleichsam seine männliche Vernunft wiedergiebt, und ihn mit der Würde seiner Leidenschaft vertrauter macht. Nun ist er beharrlich in ihr und durch sie, wie diese zärtlichen Gefühle selbst seinen Stolz und seine Kraft nähren, — denn, indem er besiegt wird, betrachtet er sich selbst als Sieger, und tauscht, seiner Meinung nach, ein unendlich vortreffliches Herz gegen das seinige — ein. Darum hat die Liebe einen so hohen Werth in seinen Augen, weil ihm durch sie sein Kraftgefühl in einer wahren Verklärung durch den alleinigen Besitz eines zweyten Herzens erscheint, — darum ist sein Haß gegen die Weiber so groß und unauslöschlich, wenn sein Herz keine Erhörung bey ihnen fand, — oder von treuloser Liebe hintergangen wurde, weil er sich — schämt, daß er, — der Stärkere, — sich nicht in dem Besitze des Schwächern behaupten konnte.

Der Mann.

Den Absichten der Natur gemäß, soll der Jüngling an der Hand der Liebe zum — Manne hinüberschreiten, denn er ist zum Ehemanne bestimmt, und die Liebe hat ihn vorher schon meisten Theils ernster, nachdenkender, auf sich selbst aufmerksamer und in seinem Berufe thätiger gemacht. Er hat glücklich oder unglücklich geliebt, — genug, er ist dadurch seiner Bestimmung näher gerückt, und in dem gereiften Manne ist das Meiste viel anders, als in dem von Lebenskraft überströmenden Jünglinge geformt worden. Durch vielfachere Erfahrungen, durch Berufsarbeiten, durch engere Lebensverhältnisse, durch seine Stellung in der Societät als Mitglied des Staats, als Freund und Anverwandter, als Gelehrter, Künstler, Handwerker, als Ehemann — und Vater, oder doch als einer, der es werden will, hat seine Denkungsart nach und nach einen bleibenden Charakter angenommen, — seine auf dem höchsten Punct stehende Körperkraft ist durch Vernunft und Nothwendigkeit mehr geregelt worden,

die wilden Leidenschaften sind zum Theil schon verglühet, und in seinem Geiste hat sich ein ruhigeres Licht der Erkenntniß, so wie in seinem Gemüthe ein besseres Gleichgewicht des Willens verbreitet. Sein Ehrtrieb, dieß große Schwungrad des männlichen Kraftgefühls, sein Muth verbindet sich mit Klugheit *) und Vorsicht, und sucht nicht allein, wie im Jünglinge, das Glänzende, sondern auch das Nützliche für sich und Andere, weil der Mann den Werth der Dinge besser zu schätzen gelernt, — und der zügellose Egoismus der Jugend in ihm eine etwas mildere Gestalt angenommen hat. Auch kann eigentlich nur er mit andern Männern eine wahre und feststehende Societät bilden, weil bey dieser Reife der Jahre seine Kräfte und Verhältnisse mit den Kräften Anderer in ein ebenmäßigeres Gleichgewicht gebracht, — und seine Zwecke als Mann ihm viel heiliger geworden sind. Der Mensch ist in ihm gleichsam von Innen und Aussen vollendet; — was er nun

---

*) Aristoteles: περι ηθων της ακμαζουσης ηλικιας. Ebendas. S. 235.

noch nicht geworden ist, wird er höchst wahrscheinlich nimmer werden, — denn in ihm soll das Leben und die Kraft und der Geist des Menschen in seiner höchsten Fülle erscheinen, — ehe der Herbst des Lebens ihn an die scheidende Größe seiner Mannheit und seiner Thätigkeit erinnert.

Wir erkennen daher in dem Manne das achtungswertheste Vernunftwesen, — und so ist er von allen Philosophen aller Zeiten betrachtet worden, — weil er vermöge seiner vollkommenern Lebens- und Charakterreife ehrenvoll zwischen dem wilden Jünglinge und dem furchtsamen Greise steht, und von den Schwächen dieser beyden Lebensstufen weniger zu leiden scheint; vornehmlich aber, weil er in seinen männlichen Jahren als das unentbehrlichste und nützlichste Mitglied der Societät geehrt werden muß. Dieß ist es, warum er sich selbst bey reifern Jahren mit Recht zu ehren anfängt, und sein Ehrtrieb selbst eine edlere und bedächtigere Richtung, als in dem leidenschaftlichen Jünglinge, nimmt. Wohin sein Blick in dem unermeßlichen Umfange der Geschichte fällt, da sieht

er sich fast immer — in der Form des gereiften Mannes handeln. — Könnte man aus ihr den ganzen Raum der Begebenheiten tilgen, welcher die Thätigkeit des Mannes aufstellt; so würden wir die furchtbarsten und lehrreichsten Partien der Geschichte der Menschheit vermissen, — weil uns dann nur noch die Welt des schwankenden Jünglings, und die des untergehenden Greises in keiner sehr herzerhebenden, wenigstens in keiner vielseitigen Gestalt, übrig bliebe, und wir den Menschen nie in der vollendeten Reife seines Charakters und seiner Sinnesart beurtheilen könnten. Wir denken uns immer den Mann in seinen bessern Jahren und in der schönen Fülle seiner Kraft, wenn wir das Erhabene und Erstaunliche menschlicher Anstrengungen und Ausführungen in der Weltgeschichte bewundern. Was die wunderthätige Bau- und Schiffskunst, was der Handel, dieses unermeßliche Band der Societät, was die Geschichte der Kriege und Revolutionen, was überhaupt Wissenschaften, Künste und Erfindungen Großes und Denkwürdiges aufzuweisen haben, muß in der Regel der rastlosen Thatkraft des gereiften Mannes zugeschrieben

werden, — weil wir immer vorauszusetzen pflegen, daß das Große und Folgereiche nicht blos durch einen hohen Muth, sondern auch durch einen gesetzten Verstand hervorgebracht werden müsse. Männer waren es, welche eben so furchtlos als wißbegierig die Oceane der Erde durchschifften, welche Städte baueten, die eine kleine Welt in sich schließen, — ungeheure Wüsteneyen in Paradiese verwandelten und ganze Nationen von einem Ende der Erde zum andern, wie die Pfropfreiser eines Baums, verpflanzten. Männer waren es, welche durch ihre Kühnheit, — vielleicht auch aus großen und humanen Absichten, oft die ganze Erde erschütterten, und in kurzer Zeit durch eine unüberwindliche Beharrlichkeit, — und durch das dem Beharrlichen günstige Glück mächtige Königreiche umgeworfen haben, die seit Jahrhunderten allen Stürmen der Kriege und der Meinungen getrotzt hatten.

Aber auch ohne die gemeinsame Verbindung männlicher Kräfte ist jener Thätigkeitsgeist und jene Thätigkeitskraft immer als ein fast allgemeiner Originalzug des Mannes betrachtet worden. Nur mit Noth und Mühe, oder durch

gewaltsame Unterdrückungen seiner Vernunftkraft, und durch Verführungen seiner Sinnlichkeit hat man ihm Fesseln anlegen, und ihn seiner männlichen Freyheit ganz berauben können. Was hat der Mann, aus bloßem Selbstgefühle und innerer Selbstkraft, — zu allen Zeiten und unter allen Völkern nicht gewagt, um dem Joche der Sclaverey zu entgehen! und welche erstaunliche Versuche hat er nicht gemacht, die Bande zu zerbrechen, womit ihn ein ungünstiges Schicksal und hartsinnige Menschen umschlungen hatten! In tausend Fällen war ihm das Furchtbarste aller Dinge, — der Tod selbst, höchst wünschenswerth, wenn er dadurch seine Freyheit erkaufen, oder seine Ehre retten konnte. Siegen oder sterben war von jeher der hohe Spruch des männlichen Muthes, und lieber stürzte er sich mit den größten Aufopferungen seines Herzens in die blutigen Schwerter des Feindes, ehe er ihnen das seinige zum Zeichen einer schimpflichen Knechtschaft überreichte. Nie hat auch der wahrhaft männliche Geist seine Freyheit einem, mit Sclaverey verbundenen ehrlosen Reichthume aufopfern können. — Eben darum fordern wir

von ihm, daß er, im Vertrauen auf sein Selbstgefühl und seine Selbstkraft, in den Leiden der Menschheit nie ganz untersinken solle, — und das Stärkste, was wir ihm in seinen Gefahren und seinen Stürmen zurufen können, ist der große und vielbedeutende Gedanke: — ein Mann zu seyn!

Es giebt auch für ihn als solchen keine größere Ehre. Ja, die Natur hat diese Würde der Kraft seinem innern Wesen und seiner ganzen Denkart so tief und und unvertilgbar eingedrückt, daß er auch bey einem kleinern und schwächlichern Körper — dennoch, wegen seiner Mannheit, als der Stärkere und Kraftvollere von dem Weibe geachtet und geliebt wird. Es ist sogar eine entschiedene Erfahrung, daß nicht selten, ja, am gewöhnlichsten — Männer von einem kleinlichen und subtilen Körperbau den Geist ihres Geschlechts mit lebendigster und anhaltendster Thatkraft in sich fühlen, sehr großer und hochsteigender Leidenschaften fähig sind, und sich meisten Theils in den ungünstigsten Verhältnissen des Lebens mit einem wahrhaften Heldengeiste, und einem unzerstörbaren Kraftgefühle,

als — Männer im ganzen Sinne des Worts, gezeigt haben. *)

*) Die Geschichte älterer und neuerer Zeiten nennt uns eine Menge Helden und unsterblich großer Männer, deren bewundernswürdiger Thaten- und Denkgeist in eine kleinliche, zartgebauete Körperform eingeschlossen war, und von der Zerbrechlichkeit seines Wohnhauses nicht wenig dulden mußte. Ueberhaupt scheint auch nur eine mittelmäßige Größe des Körpers dem höhern Genie günstig zu seyn, und die Region derselben unter männlichen Colossen auf eine auffallende Art zu verschwinden. Die physische Schwerfälligkeit und Langsamkeit der letztern geht meisten Theils auch in ihre Denkkraft und in ihren Charakter über, und die Natur scheint sie mehr zur Parade, als zur Verherrlichung ihrer thätigern Kräfte, hingestellt zu haben. Als Gelehrte sind sie gemeiniglich nur — Magazinköpfe, Sammler, Lexicographen, vielleicht sehr fleißige Arbeiter; aber unendlich selten — scharfe Selbstdenker. Als Krieger trauet man ihnen nicht viel Muth zu, — weil dieser mit einer gewissen Leichtigkeit und Schnellkraft des Körpers in Verwandtschaft steht, und weil sie aus eitler Vorliebe für den hoch hervorragenden Körper zu sehr seine Verstümmelung fürchten. Als Ehemänner sind sie fast immer die passiven Sclaven ihrer Frauen, weil jene Riesen gemeiniglich von einer sehr materiellen Sinnlichkeit beherrscht wer-

Der Greis.

Mit den zunehmenden Jahren des Alters *) verliert sich im Manne sein physisches Kraftgefühl bald mehr, bald weniger; — er steigt auf

---

den, und aus Mangel eigener Bewegbarkeit sich gern bedienen lassen, wodurch ihre eigene Dienstbarkeit nur desto entschiedener wird. Als Menschen überhaupt sind sie nicht selten fade, langweilige und weibische Figuranten, die überall, vermöge ihrer Riesenfigur, — und allein durch dieselbe, die Herzen der Weiber zu gewinnen glauben; aber gemeiniglich von diesen im Hintergrunde belacht werden. — Es ist hier der Ort nicht, die übrigen Eigenthümlichkeiten dieser Menschen, — ihre Neigung zum Possierlichen und Comischen, selbst in Miene und Geberdung, [worin sie mit zu kleinen Körpern viel Aehnlichkeit haben] oder auch das andere Extrem, — die Huldigung fordernde Feyerlichkeit ihres Aeußern, in so fern es von der Plumpheit ihrer Körpermasse und des Geistes hervorgebracht wird, zu erläutern. In allen Fällen scheint die Natur für die zart gebaueten Organisationen mehr, als für ihre — Flügelleute gesorgt zu haben.

*) S. das vollständigere Gemälde desselben im 4ten Bande meines Versuchs einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Hannover 1801.

der Leiter des Lebens nach und nach wieder herab, und das Eigenthümliche und Originelle des Greises in seiner Charakter- und Denkweise kann fast nur allein als Folge des verminderten Kraftgefühls im Allgemeinen erklärt werden. Der Wirkungskreis seiner Freuden und Vergnügungen wird schon dadurch in einem hohen Grade beschränkt, daß ihm sein Körper weniger, als im Jünglinge und Manne, gehorchen will, sondern immer mehr Sorgfalt, Schonung und Behutsamkeit verlangt. Seine Gesundheit ist weit empfindlicher geworden, während seine Sinne sich nach und nach für die Welt zu verschließen anfangen. Mit dem Sinken seiner Körperkraft und seiner Organe erstirbt nun auch nach und nach das Herzliche und Lebendige seines Frohsinns selbst; — die Freude muß gleichsam sehr laut, aber auch sehr behutsam bey ihm anpochen, wenn er sie hören soll; — er geht ihr nicht mehr entgegen, und darum kommt sie ihm auch seltener; — ihr gefällt das Wohnhaus nicht, worin sie nicht ohne Zwang leben kann, und wo ihre Gunstbezeugungen doch am Ende schlecht erkannt werden. Aus Man-

gel an physischer Kraft und Leichtigkeit der Gefühle wird nun der Alte, — oft wider seinen Willen, — mürrisch und finster, weil er nicht mehr mit der vorigen Willkühr und Freyheit die Welt benutzen kann, und die Dinge zu sehr mit kalter Ueberlegung abwiegt. Er errichtet daher nur mit Mühe neue Bekanntschaften, — in die härtere Gemüthsart kann sich das Bild und das Herz eines neuen Freundes nicht mehr so leicht, wie sonst, eindrücken; er weicht den Menschen aus, denen er als Jüngling und Mann mit offener Seele entgegen eilte, denn er fühlt immer mehr, daß sich die Berührungspuncte zwischen ihm und Andern merklich verringern.

Das Gefühl seiner körperlichen Schwäche macht ihn aber auch überhaupt schon bedenklich und furchtsam, wie einen, der mit sehr zerbrechlichen oder zerbrochenen Waffen fechten soll. Der Muth des Geistes wird nicht mehr durch das Feuer des Körpers belebt, und der dadurch abgekühlte Ehrgeitz will sich nun weniger, als sonst, in ein Feld wagen, wo der Jüngling und der Mann glücklicher, als der

Greis, zum Ziele gelangt. Er kann bey widrigen Zufällen von aussen nicht mehr auf die physische Macht seines Körpers und seiner Gesundheit trotzen. Seine activsten Vasallen sind ihm gleichsam ungetreu geworden, und es bleibt ihm fast nichts mehr übrig, als nun auf einen ehrenvollen Rückzug zu denken. Selbst das dem Alter überdieß schon eigenthümliche Mißtrauen muß dadurch subjectiv nur noch zunehmen, daß — man sich selbst in einer Art von Wehrlosigkeit befindet, die jeder Kraftvollere so leicht gegen uns selbst benutzen könnte. Aus Mangel des Vertrauens zu uns selbst entsteht fast immer ein allgemeines und unheilbares Mißtrauen gegen alle Menschen, — und dieses Mißtrauen muß um so viel größer werden, je mehr es von einer uns aufgedrungenen physischen Muthlosigkeit erzeugt wird. — Eben darum läßt nun auch ferner der Alte meisten Theils die Dinge so gehen, wie sie wollen, wagt sich ungern in neue und gefährliche Unternehmungen, tadelt lieber, anstatt zu handeln; oder ist nur negativ thätig, indem er mit Eigensinn — Widerstand leistet, wozu nicht so-

wohl Muth, sondern nur ein störriger Wille erfordert wird. Er läßt es darauf ankommen, wie man gegen diesen Eigensinn anlaufen wird; aber seltener wird er dem Sturme frey entschlossen entgegen gehen; Theils, um die vormahls behauptete Ehre nicht in einem zweifelhaften Kampfe zu verlieren; — Theils aber schon darum, weil nun überhaupt der schwächere Leib — der Gesetzgeber des bedenklichern Geistes geworden ist, und das Richten und Bekriteln der Begebenheiten auch nicht so viel Anstrengung, als das wirkliche Ausführen derselben erfordert.

Eben so kann die notorische Sparsamkeit alter Leute sehr natürlich aus dem zunehmenden Mangel ihres Kraftgefühls interpretirt werden. Sie sehen es voraus, daß, bey dem successiven Herabsinken der Gesundheit und Lebensfülle, auch die Erwerbsquellen des Lebensunterhalts, und der Einfluß auf die Societät nach und nach aufhören müssen, und, wenn keine Vorräthe vorhanden sind, jeder Alte, aus Mangel körperlichen Fleißes, Gefahr laufe, —

zu darben. Sie suchen sich daher gegen diesen Zustand durch das Sammeln des Geldes zu waffnen, und dem Schicksale zu ihrer Sicherheit etwas vorzuzeigen, was man von jeher für ein schnellwirkendes Mittel in Nothfällen gehalten hat. Der Jüngling, der Mann, der im Gefühle seiner physischen und geistigen Kräfte das achtbare Vehiculum zu seinem Fortkommen in der Welt findet, und, — wenn er die Arbeit nicht scheuet, als der Arbeitsuchende, überall willkommen ist, denkt schon darum weniger an die Nothpfennige, weil das Sammeln aus einer ihm unwürdig scheinenden Furcht vor der Zukunft entspringt, und meisten Theils durch den Geitz alle Freyheit des männlichen Charakters verloren geht. Das Alter hat schon als solches einen Theil hiervon aufopfern müssen, und der Greis selbst findet in ihm daher einen wohlzubereiteten Boden, so daß ein Alter und ein Verschwender, in psychologischer Rücksicht, widersprechende Begriffe zu seyn scheinen. Endlich kann selbst das Gefühl einer Abnahme des Geistes, und einer dadurch vermehrten Furchtsamkeit, — unbrauchbar für die Welt zu wer-

den, — dem Geiz des Alters Nahrung geben, und giebt sie ihm wirklich.

Der Schwächling in mehrern Rücksichten.

Auf eine sehr frappante Art finden wir alle diese kleinern und größern Charakterschwächen des Alters bey denjenigen noch viel jüngern Männern wieder, welche ihre Lebenskraft frühzeitig consumirt haben, und wohl geflissentlich den Wirkungen der Natur und der Zeit voraneilen wollten. Aber eben darum sind sie in ihrem Innern und Aeußern gemeiniglich noch schwächer und unendlich bedauernswürdiger, als der Greis, der regelmäßig gelebt hatte, und jetzt nur den Tribut des Alters zahlen muß. — Der Entnervte, der Schwächling, der sich selbst dazu machte, der durch Luxus und raffinirte Sinnlichkeit verweichlichte Mann, — kurz, der Kraftlose gehört meisten Theils nur noch durch den Bau seines Körpers dem männlichen Geschlechte an.

Des Mannes Geist und Muth ist von ihm gewichen, und das arme mißhandelte Leben zittert in ihm gleichsam nur noch in einzelnen Funken fort, — wenn man es nicht lieber ein langsames Sterben nennen will. Der peinliche, oder doch fast immer ohnmächtige Kampf mit einem zerrütteten und geschwächten Körper macht diese Unglücklichen mißtrauisch, schüchtern und furchtsam; sie wagen nichts, weil die Kraft und das Feuer hierzu fehlt, weil der Rest ihres verglimmenden Lebens leichter in Gefahr kommt, und weil sie dieses Restchen mit strenger Sorgfalt bewachen müssen. Oder sie bleiben auch darum in einem so erbärmlichen passiven Zustande, weil ihr Geist durch das Uebermaß des Sinnengenusses zum Auffassen großer, heller und vielwirkender Ideen nach und nach unfähig geworden ist, und seine Kraft nicht mehr selbstständig, und sich selbst schaffend, emporsteigen kann. Daher ist auch der ganze moralische Sinn und Charakter dieser Menschen, als eine von der Vorstellungskraft abhängende Einrichtung der Natur, so schwankend, unentschlossen und ungewiß. Es fehlt ihm gleich-

sam an Mark und Stahlkraft, — an Unternehmungsgeist und Ausdauer. Der Mann weicht in ihnen, wo er sich zeigen soll, fast immer zurück, denn sein Vertrauen zu sich selbst ist dahin, und das Große und Schöne kann den stumpfen Geist nicht mehr spannen, noch das Herz mit kräftigen Gefühlen begeistern. — Oder ihre scheinbare Charakterfestigkeit ist nichts, als ein trockner, vernunftloser Eigensinn — und Trotz, wenn sie nähmlich Mittel und Gewalt dazu in den Händen haben. Sie fühlen es sehr wohl, daß sie ohne einen solchen Eigenwillen, den man aber, genauer beleuchtet, weder Muth noch Kraft — nach vorhergegangenen Principien zu handeln, nennen kann, — gar nichts mehr seyn würden, und daß dieser Eigensinn ihr letzter — obgleich an sich sehr lächerlicher Behelf sey, sich noch — bey Einigen in Respect zu setzen. Meisten Theils sind sie aber doch die Sclaven anderer, kraftvoller Menschen, und die Natur hat es weislich eingerichtet, daß sie diese — jenen fast immer zu Vormündern gegeben hat.

Der Schwächling wird aber dadurch gemei-

niglich noch ſchwächer, und — endlich bis zur Entehrung aller Menſchheit ſtumpf und kraftlos, daß in dieſem zerriſſenen Körper und dem dadurch erblindeten Geiſte doch immer noch die Gelüſte eines ſinnlichen Lebens fortdauern, und nach und nach ſeinen ganzen männlichen Charakter auflöſen. Nach einer ſolchen Auflöſung des Geiſtigen und Selbſtſtändigen in dem Menſchen kann freylich nicht viel mehr, als die luſtſuchende Thierheit übrig bleiben, daher faſt alle Schwächlinge ſehr ſinnliche Menſchen ſind, und zuletzt nicht viel mehr, als das Sinnliche faſſen können. Iſt auch die Kraft zum Genuſſe des Letztern verſchwunden; ſo lebt es doch in tauſend ſüßlichen Bildern der thieriſchen Imagination fort, und erhält darin eben darum ein deſto ſchamloſeres Leben, weil ſich der Kraftloſe dann nur noch mit dem obſcönen Bilde begnügen muß, — und durch die Vergleichung voriger und jetziger Zeiten ſein Gemüth zwar traurig gemacht, aber immer wieder von neuem in ſeiner animaliſchen Tendenz beſtärkt wird.

Charakterzüge der Studierenden.

Zu den Männern ohne männliche Kraft und Festigkeit gehört die nicht kleine Anzahl der durch die Kunst, — durch die Erziehung und ihre Treibhäuser unglücklich gelähmter Menschen. Man hat diese Bejammernswürdigen gleichsam physisch vernichtet, weil man ihre Kraft zu scharf anspannte, und dadurch den Grund zu einer nachher unheilbaren Erschlaffung legte. Sie sind nie zu ihrer natürlichen Reife gelangt, weil sie zu früh reifen sollten, — und weil sich ihre physische Kraft nicht frey und gesättigt üben durfte; so hat ihre Unterdrückung eine Schwäche des Charakters hervorgebracht, — die wiederum dem freyen Willen des Menschen nur einen kleinen Spielraum gestattet. Durch die gewaltsamen Anspannungen und Ueberladungen des Kopfs ist der Körper dahingewelkt, — und „in kurzem fällt, wie Tissot sehr richtig bemerkt, durch eine unvermeidliche Erwiederung das Uebel, das der Geist dem Körper zugezogen hat, auf den Geist selbst zurück, — weil das höchste Wesen

gewollt hat, daß, so lange diese zwey Substanzen die gleiche Bahn zu laufen hätten, die Verrichtungen des Geistes bis auf einen gewissen Grad von der Gesundheit des Leibes abhängig seyn sollten" *). Menschen dieser Art sind, vermöge ihrer ganzen innern Abspannung und verweichlichten Kraftlosigkeit, selten zu großen, dauerhaften und muthvollen Unternehmungen geschickt, und bilden sich gemeiniglich eine eigene Ideenwelt, und eine Geselligkeit, [wenn sie nicht anders sogar allen Umgang hassen] worin ihr krankes Gemüth die möglichst-geringe Zahl von Erschütterungen und Anstrengungen empfinden darf. Aus diesem Kreise ihrer beengten Existenz kommen sie, Theils wegen ihres Mangels an Weltkenntniß, Theils wegen ihrer schüchternen Beurtheilung aller Menschen, selten heraus, damit sie ja nicht zu etwas ihnen — Ungewöhnlichem aufgefordert werden möchten, und das zerrüttete Uhrwerk ihres Lebens

---

*) Siehe A. D. Tissot, von der Gesundheit der Gelehrten, S. 21. Zürich 1770.

nicht noch mehr in Gefahr gerathe. Der wissenschaftliche Druck, der auf ihnen noch von ihrer ersten Bildung an liegt, der alle ihre Kräfte schon im Keimen derselben lähmte, und den heitern Jüngling in einen kraftlosen Greis umschuf, hat ihrer Freyheit und Thätigkeit selbst alle Spannkraft genommen, und ein kleinlicher Handelsmechanismus, eine armselige Micrologie und Spielerey ihrer geistigen und körperlichen Beschäftigungen ist an die Stelle männlicher Denkkraft und männlicher Gemüthsstärke getreten. Diese Micrologien und pedantischen Zeitverschwendungen sind gemeiniglich nach und nach der einzige Wirkungskreis jener Schwächlinge geworden; und sie legen einen großen Werth darauf, weil sie nicht darüber hinauskommen können, und sie also als das non plus ultra aller Thätigkeit überhaupt betrachten, — oder auch darum, weil ihrer consumirten Seelenkraft die Nützlichkeit und Nothwendigkeit tieferer Einsichten gar nicht mehr einleuchten will. Uebrigens sind sie, wie alle Nervenschwache und — Kranke, mißtrauisch, furchtsam, kleinmüthig, verzagt, einseitig und unfähig, jemahls die Höhe

der Kraft und Brauchbarkeit zu erreichen, worauf der gesunde und psychologisch reif gewordene Mann stehet.

Alle diese Zerrüttungen des Geistes und des Körpers sind die Folgen einer zu früh dem Kinde aufgedrungenen Anstrengung, und einer allemahl damit verbundenen zu früh verschwendeten Lebenskraft, die nimmer wieder ersetzt werden kann. Wenn es ausgemacht ist, daß eine zu große und fortdauernde Ueberladung und Anspannung des Kopfs nach und nach die stärksten Organisationen anzugreifen und endlich zu vernichten pflegt, wie vielmehr muß dieß der Fall bey jungen Leuten seyn, deren physische Constitution durchaus noch zu keiner Reife gediehen ist, und deren weiches Gehirn sich erst zu seinen Verrichtungen, — zu einer festern Substanz, bilden soll. Hier wird offenbar das zusammengehörende Wachsen und Ausbilden körperlicher und geistiger Kräfte auf eine schreckliche und widernatürliche Art aufgehoben, und die Kraft des Denkens und Wollens, indem man sie zu übertreiben sucht, wirklich schon in sich selbst vernichtet.

Hierzu kommt noch der sehr bedenkliche Umstand, daß jene Ueberladungen des jugendlichen Verstandes gemeiniglich so einseitig, trocken und microlog sind, daß der menschliche Geist einer gewissen Eintönigkeit seiner Wirkungen und Verrichtungen gar nicht entgehen kann, und durch das Treiben und Beachten des Einerley endlich auch bey einem festern Körper stumpf werden muß. Man findet gemeiniglich, daß junge Leute, aus denen hernach so äusserst gelähmte Menschen wurden, — sich mit einem unersättlichen Enthusiasmus auf eine Wissenschaft legen, — ganz an ihr hängen, und sich gleichsam in sie vergraben; dagegen alle übrige abwechselnde und aufheiternde Kenntnisse völlig unberührt liegen lassen. Ihre Seele ist immer nur auf das Eine gespannt, und mit einer gierigen Aufmerksamkeit gerichtet, die diese Anspannung gleichsam Tag und Nacht unterhält. „Aber diejenigen Leute, sagt Tissot, werden am geschwindesten durch die Anstrengungen der Seele in Unordnung gebracht, die sich ohne Aufhören mit dem gleichen Gegenstande beschäftigen, denn hierbey ist nur ein einzelner

Theil des allgemeinen Sinnplatzes (Sensorium) gespannt, und er ist es allezeit. Die Verrichtung der andern erleichtert ihn nicht; dieser Theil wird müde und geschwinder verdorben. Wenn in dem ganzen Körper nur ein einziger Muskel, oder nur eine geringe Anzahl von Muskeln unaufhörlich arbeiten; so leidet der Körper ungleich mehr, als wenn die gleiche Menge von Verrichtung auf alle Muskeln nach und nach vertheilt wäre. Eben so verhält es sich mit dem Gehirn; wenn seine verschiedenen Theile einer nach dem andern wirken, so ermüdet es sich weit weniger; der ruhende Theil gelangt wieder zu seinen Kräften, unterdessen die andern in Bewegung sind."

Eben dieser philosophische Arzt sagt in einer andern hierher gehörigen Stelle folgende höchst merkwürdige Wahrheiten, die sich alle Erzieher tief in die Seele schreiben sollten *). — „Ein

---

*) Von der Gesundheit der Gelehrten, S. 78 u. f. In einer andern Stelle dieses Buchs, S. 24, sagt er: „Ich habe Kinder von der besten Hoffnung, die von harten und unvernünftigen Schulmeistern genöthigt wurden, ohne Aufhören zu studieren, für

anhaltender Fleiß in der Kindheit ist tödtlich. Ich habe Kinder voll Geistes gekannt, die mit dieser weit über ihr Alter gehenden gelehrten Raserey befallen waren, und mit Schmerzen das Schicksal, das auf sie wartete, — vorausgesehen. Im Anfange sind sie Wunder, am Ende Narren. — Dieses Alter ist den Leibesübungen gewidmet, die den Leib stärken, und nicht dem Studieren, das ihn schwächt und am Wachsthum verhindert. Die Natur ist nicht im Stande, zwey schnelle Entwickelungen zu gleicher Zeit und mit gutem Erfolge vorwärts zu bringen. Man hat Kinder gesehen, deren Leib ein ungemein schnelles Wachsthum hatte,

---

ihr ganzes Leben — epileptisch werden gesehen.“ Der Herausgeber dieses Werks kennt einen Mann von Adel, der in seiner Jugend durch einen pedantischen Gelehrten und eine pedantische Mutter, die beyde in Gemeinschaft aus dem Knaben ein Lumen mundi schaffen wollten, — der an unheilbaren Schwächen des Geistes leidet, und ihm einst selbst gestand, daß die frühen Anspannungen seines Kopfs ihm allein diesen verworrenen Gemüthszustand zugezogen hätten. —

und die Memoiren der Königl. (Pariser) Academie der Wissenschaften gedenken eines Kindes aus Languedoc, das im Alter von sechs Jahren die Leibesgestalt eines großen Mannes besaß. Allein — was widerfährt ihnen? Der Geist bleibt in einer immerwährenden Kindheit; ja diese Kräfte des Leibes selbst, frühzeitig aber von keiner Festigkeit, gehen mit eben der Schnelligkeit zu Grunde, als sie entstanden waren, und diese Wunder liegen in ihrem zwölften oder dreyzehnten Jahre im — Grabe. Wenn das Wachsthum des Geistes allzu schnell ist, wenn die Talente sich frühzeitig entwickeln, und man einen dieser Entwickelung proportionirten Fleiß erlaubt; so empfängt der Leib gar keinen Wachsthum, weil die Nerven nichts zur Nahrung beytragen; man verfällt in Schwindsucht und stirbt bald hernach an den grausamsten Krankheiten, wie man ein merkwürdiges Beyspiel davon an dem jungen Baratier gesehen." *)

*) Dieses wahrhaft literarische Wunderkind war den 19. Jan. 1721 zu Schwabach in Franken geboren,

Die vorhergehenden Betrachtungen über den Einfluß früher Anstrengungen des Geistes auf dessen Lähmung und gestörtes Kraftgefühl, welches wiederum mit der Schwächung des Gemüths, als Willensäusserung, zusam-

---

wo sein Vater französischer Prediger war. In seinem dritten Jahre konnte es schon fertig lesen, im vierten fertig französisch und deutsch, und im fünften ohne Anstoß lateinisch reden. Nun studierte dieser genialische Kopf griechisch und hebräisch, und konnte bereits im achten Jahre den Codex übersetzen. Bald hatte er auch das Rabbinische, Syrische, Chaldaische und Arabische in seiner Gewalt, und hatte im dreyzehnten Jahre schon die meisten Kirchenschriftsteller gelesen. Aber sein lebhafter und wißbegieriger Geist blieb nicht blos bey dem Sprachstudium und den Alterthümern stehen. Als er in seinem dreyzehnten Jahre das erstemahl eine Erd- und Himmelskugel erblickte; so lenkte sich sein Enthusiasmus mit größter Selbstkraft auf Mathematik und Astronomie, — schickte noch als — Knabe seine Ideen von Erfindung der Meereslänge den Academien in London, Paris und Berlin zu, und erhielt von allen diesen gelehrten Societäten die schmeichelhaftesten Antworten. Die letztere nahm ihn sogar zu ihrem Mitgliede auf, — und sein Nahme erregte eine allgemeine Bewunderung in der

menhängt, — führen uns natürlicher Weise auf die Ursachen, warum man unter den Gelehrten die wenigste Charakterstärke und Geistesfestigkeit im Handeln anzutreffen glaubt, und ihnen von jeher

---

gelehrten Welt. In Halle erhielt er 1735, also in seinem vierzehnten Jahre, unentgeldlich die Magisterwürde, und vertheidigte bey dieser Gelegenheit philologische, critische, philosophische und astronomische Thesen mit großer Fertigkeit. In Berlin wurde er als ein so merkwürdiges in seiner Art einziges Genie, — selbst von dem die Wissenschaften nicht sehr achtenden König Friedrich Wilhelm I. — mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Auf Verlangen desselben ging er nach Halle zurück, und studierte mit neuer Anstrengung die Rechtskunde. Allein dieser erstaunliche Kopf hatte sich endlich durch zu viele Arbeiten überspannt und gleichsam übersättigt, — und fiel zuletzt in eine geistige und körperliche Auszehrung und Vertrocknung seiner Kraft. In seinem achtzehnten Jahre wurde er von einem Husten befallen, und im Laufe des nähmlichen Jahrs von einem Heer anderer Krankheiten. Die Eßlust und der Schlaf verloren sich, und nun seufzte er einzig nach seiner Auflösung, die auch in einem Alter von neunzehn Jahren und etlichen Monathen 1740 den 5. October erfolgte.

jeher — Kleinmuth, Schüchternheit, Milzsucht und unmännliche Verzagtheit zugeschrieben worden sind. — Denn das Streiten und unrühmliche Zanken derselben mit einander in Prosa und Poesie kann nicht wohl als ein Beweis des wahrhaften persönlichen Muths angenommen werden, indem dazu gar keine besondere Erhebung der Seele gehört, sich einander mit der Feder, — an dem ruhigen Schreibtische, und unter dem gemächlichen Aufsuchen witzelnder Ideen und vielleicht in weiter Ferne anzugreifen, wozu nicht selten grade die furchtsamsten Köpfe geschickt sind; so wenig als das eigensinnige und unbiegsame Beharren derselben bey Meinungen und wissenschaftlichen Hypothesen eine Festigkeit des Charakters andeuten kann, — weil jenes Beharren auch ohne allen Charakter nur durch die Gewohnheit, — eine Ideenreihe so und nicht anders zu denken, und durch das, was man Ueberzeugung nennt, hervorgebracht wird. — Wenn aber jene Muthlosigkeit und Kleinmüthigkeit so vieler Gelehrten als ein wirklicher Charakterzug derselben angenommen werden

kann; so möchten denn doch wohl noch mehrere andere Gründe, — als ihr geschwächtes Nervensystem, zur Erklärung jener Erscheinungen vorhanden seyn, die in einem psychologischen Gemälde des Mannes allerdings, obgleich hier nur episodisch, einen Platz verdienen.

Ein Hauptgrund jener Schüchternheit und Kleinmüthigkeit liegt in der Beschäftigungsart der Gelehrten selbst. Ihr Wirken und ihre Thätigkeit ist meisten Theils nur immer ein Wirken in sich selbst hinein, — ein Sinnen und Nachdenken und Forschen, wodurch der Muth nach aussen hin nicht geübt, und mit den Wirkungskreisen und den Kraftäusserungen in der größern Welt gar nicht bekannt gemacht wird. *) Sie sind sich in ihrem Ideenkreise und in ihrer Lieblingswissenschaft alles selbst, und ihre eigene kleine Welt. In die größere wagen sie sich nicht gern hinaus, weil sie darin Widersprüche, unangenehme Reactionen und Herausforderungen zu einem beschwerlichen

---

*) Etwas für und über die Gelehrten. Berliner Monatsschrift. Zweyter Band. S. 365 u. f. 1783.

Mitspiele fürchten, — da sie hingegen in ihrer Ideenwelt alles gemächlich nach ihrer Willkühr einrichten können, und zwischen ihren stummen Büchern und in ihrer einsamen Studierstube immer — allein Recht behalten. Sie können nicht erwarten, daß dieß in einem größern äußern Wirkungskreise eben so der Fall seyn werde. Wenn sie in ihn hineintreten; so müssen sie einen Gehorsam und eine Gewandtheit annehmen, die man nicht ohne Uebung und Anstrengung lernt, und wobey man in ältern Jahren so ungern — das Lehrgeld giebt. Man geht daher der Probe einer neuen Kraftäußerung lieber aus dem Wege, — wagt nichts, um sich keine Blößen zu geben, und verschanzt sich hinter seine Unentschlossenheit und seine Wissenschaften, — weil man durch jene eine gewisse Bedächtlichkeit, die aber oft nur innere Furchtsamkeit ist, der Welt vorspiegeln will, und weil man in diesen, als sein eigener Herr, nach Gefallen raisonniren kann.

Ebenso ist der Mangel einer gereiften Welt- und Menschenkenntniß, und das

Gefühl einer nicht immer vorhandenen feinern Sittenpolitur ein anderer Grund, warum den Gelehrten von Profession jenes schüchterne und unentschlossene Wesen so leicht anklebt, und wodurch sie so oft von einer offenen, freyen und muthvollen Handelsmanier zurückgehalten werden. Wenn auch der Muth vorhanden ist; so verliert er doch einen großen Theil seiner Energie, wenn er sich genirt und verlegen fühlt, und ihm die Kenntniß des Menschen und des Terrains, worauf er wirken soll, nicht zu Hülfe kommt. Diese Verlegenheit wird durch das furchtsame Wesen der Einseitigkeit nur noch vermehrt, indem man nicht ohne Grund ahnet, daß man mit einer so engen und ungeübten Natur nicht viel gegen die feinern, vielseitigern und schlauern Weltleute ausrichten werde. Es kann also dem blos wissenschaftlichen Kopfe nicht leicht einfallen, sich mit jenen in einen dauerhaften Kampf einzulassen, oder sie durch die Taktik einer subtilen Menschenkenntniß wohl gar zu überflügeln, — weil hierzu die Wissenschaften und der noch so große Apparat einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit nichts

beytragen, sondern eher das Männliche und Große in dem Charakter vernichten. Man hat überdieß der Gelehrsamkeit schon längst den Vorwurf gemacht: daß sie, als ein wissenschaftliches Getriebe, und als eine mit sich selbst beschäftigte Coquetterie, den Charakter des Mannes nur gar selten veredle und stärke. Und wenn sie dieß nicht thut; so kann auch aus ihr selbst nicht der wahrhaft männliche Muth, sich in die Welt zu schicken und die äußern Dinge der Festigkeit der Seele zu unterwerfen, hervorgehen; — oder es ist ein Muth und eine Herzhaftigkeit, die durch den ersten Widerstand zurückgeschnellt wird, und in den Augen der schärfer Sehenden nichts als Poltronnerie war.

Das sogenannte bedächtige Wesen so vieler Gelehrten, — dieß ängstliche Abwägen ihrer Urtheile und dieß vorsichtige Abmessen ihrer Schritte, als ob sie ihr ganzes Leben hindurch auf einer schmalen, über einen Abgrund gezogenen Steige zubringen müßten, ist die allernatürlichste Folge jener mangelnden Weltkenntniß und jener Ungeübtheit, — ihr

eigenes Ich auf eine kluge Art an die Welt anzuschließen. Allein eben diese oft bis in's Lächerliche ausgedehnte Bedächtlichkeit hat im Hintergrunde meisten Theils noch eine andere sehr wirksame Ursache, nähmlich die höchst reitzbare Aengstlichkeit, selbst wahrhaft großer Genies, für ihren Ruhm und ihre Celebrität. — Wenn alle Kräfte und Talente des Menschen nur nach diesem Ziele hin abgerichtet und geübt werden, und darauf gleichsam der ganze Wille verwandt und consumirt wird; so kann der Charakter selbst nicht wohl zu einer großen und männlichen Reife gedeihen. Das einzige vor den Augen schwebende Ziel muß ihn nur noch einseitiger und furchtsamer machen, — es durch keinen Mißgriff zu verfehlen, oder einen Andern dort früher, als sich selbst, — ankommen zu sehen. Der kleinste Schritt könnte einen langen Weg voll Mühe und Arbeit beschimpfen, und der geringste Feind eine Leidenschaft kränken, deren geheimer Kitzel der höchste Genuß des Eiteln und Ehrgeitzigen ist. Er vermeidet daher sorgfältig jeden Anstoß, der seine Lieblingsneigung erschüttern, und jenen

höchsten Genuß seines Daseyns [— gerühmt zu seyn —] vermindern könnte. Allein auf eben dieser schlüpfrigen Bahn, worauf man die Unsterblichkeit sucht, werden unzählige Thorheiten begangen, und man könnte fast behaupten, daß durch das — ängstliche Haschen nach Ruhm und Größe der Charakter des Mannes mehr, als durch jede andere Leidenschaft, aufgerieben und zerstört wird. Man hat Männer von erstaunlichen nicht zu berechnenden Talenten gekannt, die aus einer zu gespannten Ruhmbegierde in eine weibische und kleinliche Eitelkeit herabsanken, den kleinsten Schimmer eines fremden Verdienstes mit lächerlicher und hämischer Eifersucht zu unterdrücken suchten, nach und nach durch das unrühmliche Spiel ihres Ehrgeitzes unmännlich, schwach und geisteskrank wurden, und bis an ihren Tod, wegen ihrer zu empfindlichen Leidenschaft, sich weder eines selbständigen Charakters, noch einer frohen Lebensstunde rühmen konnten.

Endlich ist die traurige, beengte und belastete Lage so vieler Literatoren noch ein Grund des ihnen Schuld gegebenen muthlosen und

furchtsamen Sinnes. Die schönsten Blüthen und Früchte des Geistes, die lebendigsten und hochstrebendsten Genies verwelken nach und nach unter den Sorgen der Nahrung, und unter dem Galeerendienst einseitiger, nicht sehr aufheiternder Arbeiten und Plackereyen. Der größere Theil dieser Männer, und zwar derjenigen, welche durch den mündlichen Vortrag seiner Gelehrsamkeit, — wie der Handarbeiter von seinem Tagelohn, leben muß, — lebt in einer drückenden, oft verheimlichten, aber desto fühbarern Armuth. Bis in die Nacht hinein, vom Anbruch des Tages, müssen sich diese — gleichsam gedungenen Sclaven anstrengen, ohne andere Aufmunterungen, als etwa die einer häuslich frohen Stunde mit ihren Kindern, zu kennen. Von ihren Obern und deren Launen dependent, von den Sorgen des Lebens niedergedrückt, und durch das ewige trockene Einerley ihrer Wissenschaft wie verhärtet, — wissen sie oft nicht mehr, was Freyheit und Kraft des Charakters heißt, und wie man den Schreckbildern der Verzagtheit und des Kleinmuths entgehen soll. Wohin sie blicken, ist ihnen der

Genuß der Welt von aussen und innen verschlossen, oder vergällt, und sie sind daher gleichsam gezwungen, in ihrer isolirten freudelosen Lage — Pedanten zu werden, und in einer menschenscheuen Milzsucht eine Art von Beschäftigung zu suchen. Sie können eine Welt nicht liebgewinnen, worin sie, für alle — ihr gebrachte Opfer und Lastarbeiten, so wenige Belohnungen genießen; sie können ihren Muth nicht üben, da ihr Schicksal kaum die geringsten Erschütterungen ertragen kann, wenn ihr äusseres Elend nicht noch höher steigen soll. Der, welcher so leicht alles aufopfern muß, und bey einer raschen Handlung seine ganze Existenz auf's Spiel setzt, — wird selten den Muth und die Entschlossenheit zeigen, womit der in seinem Glück fester Gegründete — die Menschen und sein eigenes Geschick behandelt. Das Glück ist die Nahrung eines kraftvollen Sinnes; — aber die Armuth ist meisten Theils die schreckliche Zerstörerin alles muthvollen und selbständigen Lebens in dem Menschen.

Anmerkungen über den Zusammenhang des Geschlechtstriebes im Manne mit der Individualität seines Charakters.

a. Dieß zusammengenommen, mag hinreichen, — uns das Charakteristische des Mannes in seiner physischen Kraftanlage, als des Stärkern der Geschlechter, anzudeuten, wodurch das schwächere Weib ihm anfänglich blos subordinirt, aber im geselligen Leben durch die Liebe zugleich über ihn erhoben wird. Auch mußten die Betrachtungen über das höhere Kraftgefühl des Mannes allen andern Zeichnungen seines Gemäldes vorangehen, weil jenes höhere Kraftgefühl physisch und psychologisch als die gesammte Grundlage seiner Mannheit — [eines von Natur durchaus stärkern Charakters und einer lebendigeren Geistigkeit] betrachtet werden muß, ohne welche das Gemälde des Mannes gar nicht einmahl entworfen werden könnte. Alle Grundlinien dieses Gemäldes bekommen erst dadurch Haltung und Festigkeit, indem man das Relative des einen Geschlechts

zu dem andern aushebt und erklärt, und die Verhältnisse des Stärkern zu dem Schwächern abwiegt. Das Physische in diesen Grenzbestimmungen anzudeuten, und, wo es möglich ist, zu interpretiren, gehört nicht hierher, sondern ist eine Arbeit des physiologischen Arztes und Anatomen. Dahingegen der Psycholog die Resultate sammeln und berichtigen muß, welche aus dem Kraftgefühle des Mannes zu einer unwillkührlichen oder willkührlichen Schöpfung seines männlichen Charakters hervorgehen. Im erstern Falle schreibt ihm die Natur seinen Charakter selbst vor, — weil er als ein handelndes Vernunftwesen irgend einen Charakter, — einen ihm eigenthümlichen Bestimmungsgrund seiner Leidenschaften, haben muß, und ohne ihn weiter nichts, als ein armseliges, blos leidendes Wesen seyn würde. Im zweyten Falle sehen wir den Menschen auf einer höhern Stufe seiner Natur, im Stande der Freyheit, — indem er sich seinen Charakter selbst giebt, ob er gleich hier einen ganz verkehrten Weg einschlagen kann, wenn er den

Weg einer sittlichen Erhöhung seiner Kraft verläßt, also sich willkührlich selbst verschlimmert.

b. In wie fern aber die Generationskraft des Mannes selbst sein gesammtes höheres — physisches, vielleicht auch geistiges Kraftgefühl einzeln begründen, entwickeln und zur Reife bringen hilft, und welche Einrichtungen die Natur in der ganzen innern Oeconomie desselben getroffen hat, um das Charakteristische des Mannes an ihn als Vater des Menschengeschlechts zu binden, — ist ein Geheimniß, dessen Auflösung die menschliche Neugier noch umsonst erwartet, — und vielleicht ewig erwarten wird. Entschieden ist es, daß seine Productionskraft auf sein ganzes stärkeres und lebendigeres Gefühl, auf die Stärke seiner Muskeln, auf die Erhöhung seines personellen Muths, auf seinen gesammten männlichen Sinn und Charakter einen höchst merkwürdigen Einfluß äußert, und vielleicht auch im Allgemeinen dem Körperbaue des Mannes die größere, härtere, dauerhaftere Form giebt. Offenbar ist daher das Kraftgefühl des Mannes in seiner

höchsten Fülle, wenn er in die Jahre seiner vollkommenen männlichen Reife treten will, — vorausgesetzt, daß er seinen Lebensgeist noch nicht durch eine unmäßige Liebe verschwendet, sich nicht zu früh durch geistige Anstrengungen erschöpft, und in seiner Jugend nicht zu viel gekränkelt hatte. In dem gesunden und gesundgebornen Jünglinge steigt seine Körperkraft mit Riesenschritten vorwärts, wenn ihn die völlige und regelmäßige, nicht durch die Kunst und einen zu frühen Instinct getriebene, Körperreife — dem andern Geschlechte zuführt. In diesen Zeiten ist auch gemeiniglich sein Muth, seine Entschlossenheit und sein ganzes Feuer auf dem höchsten Puncte. Die Natur treibt ihn mit einer Art von Gewalt zum Gefühle seiner Bestimmung an, und dieß Gefühl herrscht eine Zeit lang, als sein höchstes Handlungsgesetz, über seinen Willen, seine übrigen Leidenschaften, seine Phantasie und seinen Verstand, — bis die Natur durch ihren Liebling für die Geschlechtserhaltung [— obgleich nicht immer auf einem wirklich fruchtbaren Wege, sondern oft nur ganz blindlings und verschwen-

derisch] gesorgt hat, — und der Mann aus der gesättigten Leidenschaft nun, als ein freyeres zu mehrern Zwecken geschaffenes Wesen, wiederum hervortritt.

c. Wenn wir den geheimen, chymischen Proceß genauer beobachten könnten, wie die Natur die genetische Kraft des Mannes mit der Anlage seines männlichen Charakters in Verbindung bringt, und diesen von jener, in so fern wir ihn auch nur als Naturell und Temperament betrachten, ableitet; so würden wir wahrscheinlich aus dem successiven Abnehmen jener Kraft die mancherley Gemüthsveränderungen und Schwächen des Alters erklären, die ihm fast allgemein eigen sind, und durch keine vorhandene Stärke und Helligkeit der Seele, selbst oft durch die liebenswürdigste Gutmüthigkeit alter Leute, nicht aufgehoben werden können. Noch mehr würden sich wohl durch die Aufhellung jenes dunkeln chymischen Processes in der Organisation des Mannes die Eigenheiten und Grundzüge in dem schwachen weibischen Charakter derjenigen interpretiren lassen, die man durch eine grausame Kunst in

der Kindheit verstümmelt hatte. *) Daß diese dem Kitzel der Ohren, oder der männlichen Eifersucht gebrachten Opfer — durch jenen unmenschlichen Versuch in ihrem Innern eine ungewöhnliche Revolution gelitten haben, und in ihrem Gemüthe von den Folgen derselben lebenslang beherrscht werden, ist um so natürlicher, da der ganze übrige Bau ihrer Organisation seine ursprüngliche Einrichtung behalten hat, und ihr nur das Feuer des Mannes entzogen wurde. Ein so gewaltsam unterbrochener Wille, — der als Leidenschaft immer noch vorhanden ist, und durch die weibliche Schönheit so leicht gereitzt, — aber durch das Bewußtseyn seiner Ohnmacht augenblicklich beschämt wird, muß endlich den ganzen Charakter dieser Leute schüchtern, furchtsam und kleinmüthig machen. Ihr unzufriedenes Selbstgefühl muß sie gegen sich selbst entrüsten; sie müssen sich bey diesem innern Streite ihrer Natur unleid-

---

*) Einzelne Charakterzüge dieser Unglücklichen, — aber ohne weitere anthropologische Entwickelung dieser erzwungenen Unnaturen, — findet man im IX. Br. der Lettres Persanes des Montesquieu.

lich werden, und die Menschen hassen, — weil diese an dem Leben des Menschen selbst den grausamsten Mord begangen haben. Auch leben diese Unglücklichen in der Gesellschaft beyder Geschlechter wie Verbannte, weil sie keinem von beyden angehören; ihr Loos ist trauriger, als das des ärmsten Sclaven, weil sie selbst im Genuß der Freyheit alle andere Männer über sich erblicken, und sie kein mögliches Mittel zur Wiedervereinigung mit ihrem Geschlecht ausfindig machen können.

d. Indeß hängt, wie einige behauptet haben, die Generationskraft des Mannes mit dem Muthe und der Tapferkeit desselben nicht so genau zusammen, daß diese letztere ohne jene fast nie vorhanden sey, sondern aus ihr gleichsam hervorgehe. — Bayle, welcher in mehrern freymüthigen Artikeln *) seines Wörterbuchs über dergleichen Gegenstände philosophirt hat, nennt mehrere Männer vergangener Zeiten,

die

*) Vornehmlich in den Artikeln: Abaelard, Commodus, Heinrich IV.

die nimmer den süßen Vaternamen hören konnten, und sich dennoch durch große und muthige Handlungen, als Feldherren, oder durch vielumfassende Kenntnisse, als Gelehrte, unsterblich gemacht haben; — hingegen andere, die sich als Helden in der Liebe zeigten, und dennoch von einer kindischen Feigheit des Gemüths und Charakters beherrscht wurden. Hiergegen läßt sich nichts einwenden, weil Bayle die Erfahrung für sich hat. — Und im erstern Fall haben selbst unsere Zeiten einen der größten Könige und Feldherrn der Erde gesehen, welcher durch seine persönliche Tapferkeit, und einen immer liegenden Muth, selbst in den allertraurigsten Lagen seines Lebens, die Welt in Erstaunen setzte, und dessen Geistesgröße und Seelenstärke der Gegenstand der Bewunderung aller kommenden Jahrtausende seyn wird; — der aber — funfzig Jahre vor seinem Tode — der Liebe entsagen mußte, — und vielleicht eben dadurch seinen Riesengang durch die Welt desto sicherer und kühner begann und vollendete. — Allgemeiner aber ist dennoch die Erfahrung, — die Bayle selbst eingesteht, daß es wenig große

Männer und Helden ohne eine glühende Neigung zu dem zartern Geschlechte gegeben habe, daß der Muth in der Regel — der Gefährte der Liebe sey, und daß er schon allein aus ihr mit der größten Energie und einer unüberwindlichen Stärke hervorgehen könne. Daß es große Männer genug gab, welche die Liebe nicht mehr achteten, ja, wohl gar das andere Geschlecht haßten und unerträglich fanden, ist kein Beweis gegen den Zusammenhang des Muthes mit dem Feuer des Instincts; denn wahrscheinlich hatten sie doch alle sonst einmahl geliebt, und erst nachher war ihnen aus mancherley, meisten Theils egoistischen, Gründen das weibliche Geschlecht gleichgültig oder verhaßt geworden. Auf diese Art kann das Feuer der Liebe verschwinden, ohne daß der Muth sinkt, weil er durch ein anderes Princip, — durch die Ehre, sogar bis zum Verschwinden aller Körperkraft, erhalten werden kann.

III.

Sinnliche Natur des Mannes.

Ursachen seiner größern Sinnlichkeit überhaupt.

Charakter seiner Liebe.

Seiner Eifersucht. — Männer ohne Liebe. — Weiberhaß. — Verschiedene Ursachen desselben. — Weiberdespoten. —

Der Mann ist, vermöge seiner ganzen animalischen Constitution, nicht nur physisch stärker und kraftvoller, sondern auch, in Beziehung auf dieses Uebergewicht, sinnlicher, affectvoller, feuriger und unersättlicher, als das Weib. Dieß ist einer der hervorstechendsten Züge

seines Geschlechtscharakters, — als Naturell, — oder dessen, was die Natur aus ihm machen will und kann, — und sein Körper hat entweder eine zerstörende Revolution erlitten, wenn er jenen Charakter nicht mehr zeigt, — oder er hat durch einen hohen Grad von Besonnenheit die Herrschaft über das Feuer seiner Leidenschaften errungen. Wie dieses ursprüngliche Feuer des männlichen Naturells, — oder, wenn man lieber will, — Temperaments, physisch hervorgebracht und unterhalten wird, — wie es in die Vorstellungskraft der Seele eindringt, und dieser einen größern Wirkungskreis, als dem Geiste des Weibes, vorzeichnet, — wie es dem Willen des Mannes seine eigenthümliche Schwungkraft und seinem ganzen Charakter eine höhere Energie giebt, — lassen wir billig unentschieden, weil dies wie jenseit aller Erfahrung liegt. Genug, es ist als etwas Charakteristisches, stark Bezeichnendes vorhanden, und überall springt die Erfahrung hervor, daß sich in der Regel der Mann weniger, als das Weib, versagen, weniger entbehren kann; daß er mehr genießen will, als sie; daß seine Genüsse

von gröberer Art sind; daß er sich dabey weniger, als das Weib, beherrschen kann, und daß er ihnen alles, selbst sein Leben, aufzuopfern fähig ist, wenn sich nicht irgend ein wohlthätiger Schutzgott ihm in den Weg stellt.

Es ist aber auch überhaupt keine Anlage in der menschlichen Natur, die sich durch die Uebung so sehr befestigt, und zur Beherrscherin aller übrigen macht, — als das, was wir zur Bezeichnung des physischen Empfindungs- und Begehrungsvermögens, — Sinnlichkeit — nennen. Eine Erscheinung, die daher rührt, weil die Sinnlichkeit nicht durch ein einfaches, einzelnes Organ genährt, sondern durch das Gelüste und die Reitze aller Sinnen, und von allen Seiten befruchtet wird. Die Besonnenheit des Charakters sieht sich hier in einer gar übeln Lage, und pflegt gemeiniglich in dem Kampfe mit so vielen Feinden bald zu ermüden, da die ganze Waffenrüstung ihrer festesten Grundsätze oft schon gegen die Gewalt eines einzigen Sinnes nichts vermag, und alle Augenblicke neuen, sogar ganz unerwarteten und seltsamen Angriffen entgegen-

sehen muß. — Ja, die Sinnlichkeit kann in dem ohnehin von Natur thierischern Manne so stark werden, daß er durchaus nur noch für sie einen Sinn behält, daß er nichts Ernstes mehr ohne ein muthwilliges Spiel seines versinnlichten Gemüths denken kann, und daß er dann noch oft mit einer gierigen aber vollendeten Ohnmacht nach Vergnügungen hascht, die für ihn ewig verschlossen sind.

Die größere Sinnlichkeit des Mannes im Begehren sowohl als Genießen wird aber auch noch durch andere Ursachen, als durch die vielfachen — thierischern Organe hervorgebracht. Sein größeres Kraftgefühl und seine Sinnlichkeit wirken im Stande der Gesundheit mit- und aufeinander, und Eins reicht gleichsam dem Andern zur Besiegung des Mannes die Waffen hin. In dieser Wechselwirkung des sinnlichen, durch die Imagination noch erhöheten Willens mit der — physischen Kraft, und dieser mit dem Willen, wodurch überhaupt schon der Charakter des Mannes eine größere Bewegbarkeit und Entzündbarkeit erhält, — liegt auch der Grund

aller größern Genußfähigkeit desselben, und seiner vielfachern Abhängigkeit von einer sinnlichern Natur. Er ist eben darum in der Regel weniger Herr über sich selbst, als das Weib, deren Mangel an Kraftgefühl und beschränkter Thätigkeit — sie vor tausend Ausschweifungen und Verirrungen sichert, in welche der Mann allein durch seine größere Sinnlichkeit stürzt. Aber er will genießen, weil die Kraft ihn dazu spornt, — und die Kraft kommt ihm zu Hülfe, weil er will. Der Affect geht bey ihm leichter von dem Wunsche zur That über, und die Kraft erweckt den Affect, weil sie sich in ihm nur desto stärker, — also auch desto freyer fühlt, und dem Manne seine Originalität selbst desto fühlbarer macht. Dieser Mechanismus kann immerhin nur physisch seyn; aber eben darum ist er desto charakteristischer, da er meisten Theils von der Willkühr nur selten unterbrochen wird, sondern gleichsam aus sich selbst die Form zur sinnlichen Natur des Mannes hernimmt.

Hierzu kommt nun noch der Umstand, daß der Mann nicht nur durch den innern Antrieb

seines Kraftgefühls, sondern auch dadurch sinnlicher gemacht wird, daß er sich leichter, als das Weib, in seinen Genüssen befriedigen kann, und daß man ihm dazu bereitwilliger entgegen kommt. In ersterer Hinsicht hat er sich selbst, als der Stärkere, gewisse Rechte dazu eingeräumt, und eine Menge Freyheiten erlaubt, die er dem andern Geschlechte nimmer gestatten würde. Diesen Vertrag hat er stillschweigend mit der ganzen Männerwelt geschlossen, daß er der Regent seiner Vergnügungen seyn will, — und daß er hierbey an viel wenigere Rücksichten, als das zur Eingezogenheit bestimmte Weib, gebunden seyn dürfe. Er hat, als der Stärkere, die Gesetze gemacht, — und er wird hierbey sein Selbstinteresse nicht vergessen haben. Um aber seiner sinnlichen Natur sogar den, wenigstens scheinbaren, — Rang von Humanität zu geben; so hat er seine Kraft, zu genießen, nicht selten mit dem Begriffe der Ehre verbunden, — und einen Ruhm in den Uebertreibungen des Genusses gesucht, weil dieß eine höhere Kraft, — gleichsam den unverdorbenen und gesunden Natur-

charakter des Mannes, andeute. Daher bey so vielen, vornehmlich nordischen, Nationen seine — sinnliche Ausgelassenheit in seinen Volksfesten, seine Ueberladungen des Genusses aller Art, womit er sich hinterher rühmen durfte, und wodurch er — wenn er in den Proben ritterlich bestand, sogar unter seinem Volke gewisse Vorrechte und Auszeichnungen erhielt. Dieß ist vornehmlich dann der Fall, wenn ihm noch nicht — eine höhere Cultur und eine richtigere Bestimmung moralischer Begriffe — zugleich ein edleres und würdigeres Ziel der Ehre vorgezeichnet, und ihn an geschmackvollere Freuden des Genusses gewöhnt hat.

Aber auch die allergrößte Verfeinerung und Aufklärung des Mannes, — ja, sein veredeltester und wärmster Tugendsinn, und sein Umgang mit den liebenswürdigsten Menschen, wird den sinnlichen Charakter des Mannes nicht zerstören, — sondern nur anders richten, und etwas mehr gegen Verirrungen sichern können. Tausend Erfahrungen lehren uns sogar, daß wahrhaft große und genie-reiche Männer fast

mehr, als gewöhnliche Alltagsmenschen, in irgend einer Rücksicht der Gewalt der Sinnlichkeit unterworfen sind, und daß diese Schwäche meisten Theils allen geistreichen Köpfen anklebt. Diese erstaunliche Sinnlichkeit, — dieser Drang zum Genuß, dieß Berauschen seiner Gefühle geht aus dem Innern des kraftvollern, sich selbst fühlenden Mannes hervor, und wird von aussen überall gelockt und genährt. Sein ganzes Willensvermögen ist stärker, lebendiger, ungestümer, electrischer, als die Leidenschaftlichkeit des langsamern Kopfs; damit wird nun aber auch seine Sinnlichkeit, wie im Sturme, mit fortgerissen, denn sie ist seiner Willenskraft untergeordnet, und kann als ein an sich schon lebhaftes Princip der lebhaft gewordenen innern Kraft fast nie widerstehen. Das innere Leben und Wünschen in der Seele des kraftvollen Mannes bedarf eines geringern Zunders, um alles darin mit Feuer und Wärme zu erfüllen, und durch die Verfeinerung der Sinnlichkeit selbst nur desto leichter ihre Siege zu bereiten. Alles drückt sich auch in dem lebhaften Geiste lebhafter ein, weil sein Selbst-

gefühl größer, als in dem gewöhnlichen Menschen ist; licht und lebendig erscheinen ihm die Dinge, — wie ein heller Spiegel die Gegenstände lebhafter, als ein trüber Wasserquell, zeigt. Alle Gefühle des geistigern Mannes erwachen und entwickeln sich schneller, greifen feuriger in einander, und überraschen ihn leichter, ohne daß er daran denkt, — und darum ist seine Herrschaft über sich selbst selten von Dauer. Oder, wenn er daran denkt, wenn er sie hervorrufen will; so stehen die Lieblingsbilder seiner Seele sogleich in aller bezaubernden Klarheit vor ihm; — seine glühende Imagination vollendet das Gesuchte; das Schöne und Liebenswürdige reißt sie hin, weil er es lebhafter fühlt; seine Sinnlichkeit verbindet sich mit seinem bessern Geschmacke, und sein Wunsch, das Schöne zu besitzen, hat dann keine Grenzen. Das größte Uebel in der Welt ist für ihn der Gedanke, — das Ziel seines Wunsches nicht erreichen zu können.

Ferner kommt der Sinnlichkeit des lebhaftern Kopfs zu ihrer Befriedigung so vieles entgegen, — und die Verführung liegt ihm

auch von auſſen immer näher, als andern Temperamenten. Die Menſchen von gleichen Kräften und gleichen Gefühlen ſuchen ſich gern einander auf, und bereitwilliger ſind keine Hände, als die, welche ſich die Sinnlichkeit der Männer einander reicht, — was wir die Sympathie der Genußfähigkeit nennen könnten. Aber mehr, als alles andere, lockt die Sinnlichkeit des Mannes überhaupt das zärtliche Entgegenkommen des andern Geſchlechts, als wozu dieſer durch einen geheimen Wink der Natur ſelbſt getrieben wird. In den natürlichen Aeuſſerungen dieſes Entgegenkommens, das durch alle weibliche Verſtellung oft nur deſto liebenswürdiger und herzlicher hervorblickt, liegt für den Mann, im eigentlichen Sinne des Worts, etwas — Unwiderſtehliches, weil es nicht nur ſeinem warmblütigen Temperamente, ſondern auch ſeiner Eitelkeit und verſteckter Herrſchſucht ſchmeichelt. — Das zarte und ſittſame Benehmen, welches das natürliche, nicht verdorbene Weib bey der Annäherung zum Manne beobachtet; die Schüchternheit und Furchtſamkeit im Ausdrucke der weiblichen Liebe; die

feine Art, ſich zurückzuziehen, um deſto anziehender zu bleiben; die naive Anlockung in der Flucht und Nichtbewilligung; ſelbſt die ganz unwillkührliche, aber deſto liebenswürdigere Schamröthe des weiblichen Geſchlechts — iſt fähig, das kälteſte Männerherz zu erwärmen und auf immer zu binden. Die Natur hat in die Art, wie das Weib anziehend wird, indem ſie dem Manne auszuweichen ſcheint, ihre größten Zauber für den Mann ſelbſt gelegt; — das Weib kommt ihm wirklich entgegen, wenn ſie fliehen will, und ſie zeigt ihm den Weg zum Siege, indem ſie ſich vertheidigt. Sie weiß es ſehr gut, — denn ihre Lehrerin iſt hierbey die Natur, — daß ihre Vertheidigung den Mann nicht zurückſcheuchen und erbittern wird. Der Kraftvollere läßt ſich von dem Schwächern nicht überwinden; und iſt ſein Ziel die — Liebe, ſo wird der weibliche Widerſtand, wenn er auch nur ſcheinbar iſt, die Leidenſchaft nur deſto mehr anfachen. Das andere Geſchlecht bedarf auch hierzu keiner beſondern Kunſt und Taktik, oder einer ihm ſo oft Schuld gegebenen — Liſt. Die Leidenſchaft, welche den Mann zum Weibe

hinzieht, ist so gewaltig, daß sie durch den leisesten Funken von aussen her unterhalten werden kann, und durch die ungezwungene Natürlichkeit des Weibes am meisten gereitzt wird.

Man kann daher in einem gewissen Sinne des Worts, — und ohne dem zartern Geschlecht Unrecht zu thun, behaupten: daß es die Männer zur Sinnlichkeit anlocke, und dabey erhalte; — nicht arglistig und planmäßig, — denn dieß wäre schon studirte Coquetterie, sondern, — nach einer Vorschrift der Natur, ganz unschuldiger Weise, durch das Ausstellen seiner Reitze und seiner Liebenswürdigkeit. Das Weib ist, von dieser Seite betrachtet, sogar dazu bestimmt, — den Mann zu verführen, oder ihn durch seine Sinnlichkeit von dem Weibe selbst abhängig zu machen. Diese schuldlose Verführungsart ist in den ganzen weiblichen Charakter, in die innerste Organisation des Geschlechts unaustilgbar eingewebt, — weil sie ganz auf den Charakter des Mannes berechnet ist. Ihr erstes Gesetz ist daher die natürliche Coquetterie; und das Weib verläugnet ihr

Geschlecht und ihre Bestimmung, wenn sie ohne alle Coquetterie der guten Art erscheint, — und mithin von dem Manne nicht anders, als eine moralische Mißgeburt betrachtet werden kann. Man wird den Verfasser nicht unrecht verstehen. Denn ein Weib ohne alle Neigung, zu gefallen und entgegen zu kommen, ist wirklich ein ausgeartetes Wesen ihrer Gattung, weil sie der Natur Hohn spricht, und ihrem Zwecke, — das Weib mit dem Manne zu vereinigen, entgegenarbeitet. —

Der Mann, — nicht das Weib — hat die Wollüste nebst ihren Raffinements erfunden, und in das gesellige Leben eingeführt; aber das Weib hat sich dieser Charakterseite des Mannes nicht widersetzen dürfen, weil sie der schwächere Theil ist, — und nicht widersetzen wollen, weil sie durch die Sinnlichkeit über den Mann herrscht, und sein Uebergewicht über sie mildert. Die Weiber haben daher zu ihrem Vortheile und zu allen Zeiten diese Schwäche der Männer genutzt. Sie mußten es gar bald bemerken, daß ein sehr gebildeter weiblicher Ver-

stand, eine lebendige Beurtheilungskraft, ein liebenswürdiges Herz, daß weiblicher Seelenadel und Seelengüte zwar die Achtung des Mannes gegen sie erhalten, aber in der Regel ihn weniger zur Abhängigkeit von dem Weibe, als seine Sinnlichkeit, bestimmen konnten. Darum haben die Frauen von jeher einen so erstaunlichen Werth auf ihre Schönheit und auf die Zaubereyen des Putzes gelegt, und ihre Reitze gleichsam durch tausend neue Stellungen und Ornamente aller Art sichtbarer zu machen gesucht; darum haben sie dem Geiste der Mode eine so unbeschreibliche Gewalt über ihren Körper gestattet, — so daß er ihrer Schamhaftigkeit selbst bisweilen das Schamlose aufdringen, und, ihren Grundsätzen zuwider, das Unerlaubte erlauben durfte; darum haben sie mit ihrem Tanz die verführerische Grazie verbunden, die das Herz gegen sie entflammen und die Einbildungskraft des Mannes mit zärtlichen Bildern anfüllen sollte; darum haben die Klügern sich fast immer nur mit Widerstand und Bedingungen ergeben, und den Mann durch das Verschieben der höchsten Gunst, — ohne ihm doch alle Hoffnungen

zu nehmen, — desto länger in ihren zarten Fesseln gehalten.

Die Marie Wollstonecraft, welche über den Charakter ihres und unseres Geschlechts mehrmahls mit einem nicht gemeinen Scharfblick philosophirt hat, findet in der Sinnlichkeit der Männer einen vorzüglichen Grund der Verschrobenheit, Unmoralität und Verstellungskunst der Weiber, — und Maria hat sehr Recht. Das Weib, ein zwar von Natur liebenswürdiges, aber immer dem Stärkern untergeordnetes Wesen, ist von der Sinnlichkeit des Mannes abhängig gemacht worden, damit auch sie als eine mit Freyheit Begabte nicht ohne alle Herrschaft über den Stärkern bliebe. Allein sie muß sich gleichsam, um zu dem Gefühle dieser Herrschaft zu gelangen, vorher selbst erniedrigen, — dadurch, daß sie dem Manne sich als ein Gegenstand seiner Leidenschaft in die Arme wirft, und, ohne eigene Macht der Sinnlichkeit, sogar den Schein glühender Begierden annehmen muß, um dem Manne desto mehr zu gefallen. Oder sie muß sich auch, wenn sie sonst warmblütig

genug ist, — dennoch verstellen, — unschuldig zu seyn, weil der Mann dieß verlangt, und die vorgespiegelte Keuschheit der weiblichen Sitte als den größten Zunder seiner Leidenschaft betrachtet; — oder sie wird durch den Mann, durch seine Verführungen und Verführungskünste wider den Zweck ihrer Natur so sinnlich, als er selbst, gemacht, und erscheint dann selbst als eine wollust = suchende Verführerinn, — mehr, um sich selbst, als den Mann zu vergnügen. — Dieß alles muß den natürlichen Charakter des Weibes gewaltig verschieben, — und die Vernünftigern können oft hiervon um so viel weniger ausgeschlossen bleiben, weil diese noch lebhafter ihre Abhängigkeit von der Sinnlichkeit des Mannes, als einen neuen Druck ihrer Sclaverey, fühlen; — einer Sclaverey, aus welcher keine Erlösung zu hoffen ist, weil die Sinnlichkeit zum Grundzuge des männlichen Charakters gemacht wurde. Gäbe es nicht noch andere geistigere Bande, welche den Mann mit dem Weibe verbinden, als jene Sinnlichkeit; so würde endlich die gebildete Vernunft des Weibes verzweifeln, und den Mann tief

verachten müssen, weil er in der Regel das andere Geschlecht nur zur Befriedigung der Sinnlichkeit zu suchen scheint, — und sein vernünftiges Gegenbild nur zum Ziele einer berauschten Thierheit macht.

Aber die weise Natur hat überall für Vergütungen der Geschlechter gesorgt, — da, wo eins durch das andere zu leiden schien. Denn eben in der so verächtlich scheinenden Sinnlichkeit des Mannes liegt das magische Band, wodurch das sanftere Geschlecht den ungestümen Charakter des Mannes leitet, und ihn gleichsam aus dem Thiere zum Menschen umbildet. Das Stärkste, was in dem Manne liegt, — seine Begierde, — sollte ihn nach und nach selbst wieder entwaffnen, indem er sich dem Weibe ergeben muß, und dadurch seine Sinnesart von der Sanftheit und Güte des weiblichen Charakters, zur Milderung seiner Rohheit, abhängig macht. — Hierdurch ist das Schwächere dem Stärkern nothwendig geworden, und das Weib wird sich nicht mehr über die Sinnlichkeit des Mannes im Allgemeinen beklagen dürfen, weil der Mann durch seine

Begierde — des Weibes Erbe und Eigenthum wird, — weil sie ihn dadurch an sich fest hält, und ihn gewissermaßen zwingen kann, in ihren Armen freundlichere Sitten und verschönerte Gefühle für das häusliche und gesellige Leben anzunehmen. Durch die Sinnlichkeit des Mannes bewirkt das Weib die zahllosen Wunder in der moralischen Umwandlung unseres Geschlechts, die durch keine andere Kraft bewirkt werden konnte, und die fast alle freygeborne und kühne Genies, die sich aus den Schranken der Menschheit hinausheben wollten, durch die Zauber der weiblichen Liebe — in das gesetzmäßige Geleis zurückführte.

Wir sehen auch überdieß schon, daß sich die meisten Weiber in der Ehe mit leidenschaftlichen Männern nicht unglücklich fühlen, und daß die Herzen sich herzlich ergeben sind, wenn das Blut des Mannes noch nicht erkaltet ist. In dem Ausdrucke der männlichen Zuneigung liegt für das weibliche Gefühl etwas sehr Schmeichelhaftes; — das Weib fühlt sich geehrt, — daß der Starke ihr weit über den halben Weg

entgegenkommen muß, — und daß sie allein die Mittel, ihn fest zu halten, besitzt. Je wärmer das Blut in seinen Adern rinnt, je zärtlicher und gefälliger wird sein ganzes Benehmen gegen sie seyn, — und die Ueberzeugung von einer solchen Liebe muß allemahl das Glück des Weibes vollenden, weil sie die Beherrscherin desselben ist. — Ausserdem sind meisten Theils sinnliche Männer von einer frohen Gemüthsart, — eine Stimmung, die dem andern Geschlechte schon von Natur, bey der großen und schnellen Reitzbarkeit seines Gefühls, die willkommenste ist, und von ihm so gern gesucht wird. Das fröhliche Temperament ist dem Weibe angeboren, und der fröhliche Mann ist daher, wenn er in den Schranken bleibt, fast immer der Liebling des Weibes, wenn ihm auch viele andere schätzbare Eigenschaften fehlen sollten. Jene Stimmung des Mannes, die gemeiniglich mit der dem andern Geschlechte so gefälligen Offenheit verbunden ist, giebt dem Weibe auch wirklich mehrere Freyheit und mehrern Lebensgenuß, als der ernste, alles genau abwiegende Mann, in dessen Nähe sich

die mobile Organisation des Weibes nicht immer behaglich fühlen kann. Ihre natürliche Schwäche und Zartheit vermeidet die Ecken und Spitzen des härtern Mannes, und sucht lieber das weichere Herz, welches nachgiebt, — nicht zu streng richtet, und durch wohlwollende Gefühle erwärmt wird; — ein Herz, welches vielleicht ungestüm auflodert und im Zorn ungerecht werden, aber auch nachgeben, und sein Unrecht erkennen kann, — welches keines überdachten Hasses fähig ist, und den Sinn zur Freude nicht der finstern Laune und dem peinlichen Mißtrauen hingiebt; — ein Herz, — wie es die Weiber so gern und so gerecht in dem Manne lieben, welches mit heiterer Freudigkeit in die Zukunft blickt, und die Gegenwart durch die schönen Farben der Liebe und Zufriedenheit zu verherrlichen weiß.

Die Unterschiede zwischen der männlichen und weiblichen Liebe, worüber man unnöthiger Weise so viel gestritten hat, beruhen, nach einer genauen Beleuchtung, vorzüglich auf den höhern und mindern Graden der Sinnlich-

keit, wodurch sich die eine von der andern sicht-
bar entfernt, ohne sich in Absicht ihrer Zwecke
einander ungleich zu seyn. Die Liebe des Man-
nes geht, bey allem Anstrich ihrer Geistigkeit,
bestimmter auf den Genuß hinaus; bey dem
Weibe ist sie mehr zärtliches und inniges
Wohlwollen, den Geliebten glücklich zu ma-
chen, und sie giebt sich hin, weil der Mann
den Besitz mit Heftigkeit, — als sein höchstes
[obgleich nur sinnliches] Glück, begehrt. Er,
nicht sie, macht den Antrag; sein Affect ist
selbstwirkend, angreifend und bestürmend; der
des weiblichen Gefühls stiller, nachgeben-
der und passiver. Jener glühet und lodert
in Flammen auf, dieser kommt dem Manne mit
liebevoller Wärme und Herzlichkeit entgegen.
Der Mann zieht das Weib mit einer Art von
Gewalt an sich, — als ob ihm das Recht des
Siegers gehöre. Das Weib zieht den Mann auch
an; aber ihre anziehende Kraft kann nur in
ihrer stillen Liebenswürdigkeit, — ihren schuld-
losen Reitzen, und in ihrer Sittsamkeit liegen,
— ohne welche Anziehungsmittel das Weib alle-
mahl zurückstößt. — Das Weib ist ferner

schamhaft und züchtig in ihrer Liebe *). Die Keuschheit ist, bey einer unverdorbenen Natur, ihr höchstes Gesetz, — weil es das Gesetz einer Liebe ist, die glücklich machen, nicht blos genießen will. Sie hält es für eine Ehre ihres Geschlechts, schamhaft zu seyn; sie kann lieben, sie kann feurig, anhaltend und — ewig lieben, ohne den Genuß zu begehren, den der Mann sucht. Denn dieser ist nicht in dem Grade schamhaft, weil er dem Affecte unterliegt, wenn die weibliche Liebe durch sich selbst sittlich-stark ist. Ja, er bestürmt sogar die Schamhaftigkeit des Weibes, — er beleidigt sie; er würde keine Verzeihung verdienen, wenn seine

---

*) Montesquieu, welcher [in seinen Persischen Briefen] der liebenden Zachi so feine und edle Züge giebt, — versündigt sich daher an der Wahrheit der weiblichen Natur nicht wenig, indem er eben jener verfeinerten Zachi Ausdrücke in den Mund legt, die sich kein schamhaftes Weib erlauben wird. „Je comptai pour rien la pudeur, — que de charmes furent étalés à tes yeux! — tu portas tes curieux regards dans les lieux les plus secrets" u. s. w. — 3ter Brief.

Stärke ihn nicht entschuldigte, und er die Besiegte nicht wiederum in seinen wohlthätigen Schutz nehmen könnte.

Seine Liebe ist also in der Regel — Sinnlichkeit. Dieß müssen wir so lange annehmen, so lange die sinnlichen Weiber unmöglich als Documente gelten können, — daß ihr Geschlecht sinnlicher, als das männliche, sey. Die Buhlerinnen von Profession beweisen nichts gegen die Ehre ihres Geschlechts. Wer so tief sinken kann, — ist aus der Weiblichkeit ganz hinabgesunken. Sein Beyspiel ist nur eine traurige Ausnahme; einige verdorbene Früchte beweisen nichts gegen die edle Natur des ganzen Baums. Selbst die Leichtigkeit, womit sich hesere Weiber ergeben, ist noch kein Beweis von ihrer größern Sinnlichkeit; — sie fallen oft, indem sie gefallen wollen, und der Mann als Freund ist ihnen doch in der Regel allemahl willkommener und werther, als der Mann in der Gestalt des Lüstlings. — Darum, daß der Mann sinnlicher und affectvoller ist, — ist er nun auch ungestümer und heftiger in seiner

Liebe *). Dieß bezeichnet ihren ersten Charakterzug. Die Perioden der Schüchternheit, die man sogar bey den wildesten Nationen bemerkt, dauern in ihm nicht lange; er bittet um Erklärungen der weiblichen Liebe, anfangs ängstlich, mit Verlegenheit, — auch wol nur mit wehmüthigem Stillschweigen, mit einem zärtlichen Händedruck; aber bald mit Ernst und Kraft, mit Sturm und Zudringlichkeit; nur ein Feiger läßt einen Andern für sich reden. Er muß sich sogar anders in der Liebe, als das Mägdchen, benehmen, weil er der angreifende Theil ist, und der Gedanke, — ohne Sieg —

---

*) Darum ist auch der Selbstmord liebender Männer viel gewöhnlicher, als liebender Weiber, wenn ihnen das Geliebte entrissen wird, oder sich dem andern selbst entreißt. Dieß ist um so auffallender, da der Mann eher eine Geliebte wiederfinden könnte, als das Weib einen Geliebten. Aber der Mann glaubt dieß nicht; oder haßt von nun an alle engern Verbindungen; — das Weib hingegen lebt guter Hoffnung, oder stirbt lieber im langsamen Kummer dahin, da ihr der Muth zum Selbstmorde fehlt.

abgewiesen zu werden, seine eigenen Qualen hat. Seine Betheurungen sind daher meisten Theils die feurigsten Schwüre, die ihm auch, wenn er ein ehrlicher Mann ist, gewiß vom Herzen gehen, und deren Wahrheit er mit seinem Tode zu bekräftigen verspricht. Es ist ihm bey seinen Bewerbungen um die Gunst der Geliebten fast nicht mehr möglich, gegen andere Frauenzimmer Aufmerksamkeit zu fühlen und zu zeigen; dahingegen die Geliebte gegen andere Männer immer noch artig seyn kann, und seyn wird. Der Besitz der Alleinigen macht ihn gegen alle andere Weiber gleichgültig, — bisweilen sogar hart und ungerecht. — Auch ist er in der Regel fast immer eifersüchtig, und heftiger in der Eifersucht, welches das Mädchen selten in dem Grade ist. Sie setzt auf seine Versicherungen den höchsten Werth; — sie glaubt, daß der Starke auch moralisch-stark seyn — müsse; sie hält ihn für fest und getreu, weil dieß ihre eigene Liebe ist, und weil sie die Natur seiner Liebe nach der ihrigen beurtheilt, ob dieß gleich gemeiniglich ein tiefer Irrthum seyn kann.

Er sagt es dem Mädchen zuerst: daß er sie über alles liebe, und damit ist seine ganze Seele für sie aufgeschlossen. — Schüchtern und züchtig spricht sie diese süßen Worte nur in ihrem Geiste nach; — ihre Gegenantwort liegt in dem schmachtenden Blick des Auges, in dem zärtlichen Händedruck; — sie will, als ein Kleinod, um das geworben wird, erst befragt seyn, — und dann erst hebt sich das frohe und freywillige Ja! mit jungfräulicher Schamröthe aus dem Busen hervor. Nun ist der Verein der Seelen völlig abgeschlossen; nun sind sie eins, und die Sprache hat nie größere Wunder gethan. Beyde fühlen sich, nach dem Bekenntnisse, erleichtert; — ihr Leben hat einen kühnern Flug begonnen, alles bezieht sich nun in ihnen auf die Liebe; aber immer erscheint, auch nach der Erklärung, — der Mann in einem leidenschaftlichern Zustande. Er glaubt nie genug zu thun, um die Geliebte davon zu überzeugen; er erdrückt sie fast mit seinen Küssen, er würde dem Weibe immer in der Liebe wie ein Ueberlästiger erscheinen, wenn das Weib sich nicht dadurch geschmeichelt fühlte; er wiederholt seine

schon tausendmahl gesagten Eidschwüre, wenn das Mädchen auch durchaus nicht mehr an seiner Liebe zweifelt und zweifeln kann, er füllt ganze Bogen mit Hyperbeln *) mit einem und demselben Gedanken seiner Zärtlichkeit, und glaubt immer noch viel zu wenig gesagt zu haben; er denkt nur an sie, er ist wie ein Träumender, oder Bezauberter, der mit seinem Geiste nur auf einen Punkt sehen kann.

---

*) De la Chambre schildert in seinen Caractères des passions den Verliebten auf eine comisch-ernsthafte Art: „— bienqu'il-y-ait des passions aussi violentes que l'amour, il n'y en à pourtant point qui inspire comme elle des parôles si extravagantes et si ridicules, puisqu'un amant ne profere pas un mot, qui soit vraysemblable; quelque soin et quelque interest qu'il ait de faire croire ce qu'il dit, tous ses discours et ses écrits sont de perpetuelles hyperboles; il brule, il languit, il meurt; il ne parle que de prison, de fers et de tourmens; il nomme celle qu'il aime son soleil, son coeur son ame et savie; il jure qu'il a plus d'amour tout seul que tous les hommes ensemble." Vol. I. S. 36. A Paris 1663.

Anträge seiner Liebe.

Die Art und Weise, wie der Mann der Geliebten sein Herz anträgt, — ist so verschieden, wie die Temperamente es sind, und wie es die uns aufgedrungenen Charaktere verlangen. Die Sinnlichkeit des Mannes versteckt sich in mehrere, edler scheinende äußere Formen, bis das deutliche Wort der Erklärung unsern Lippen entfliegt, und ein gegenseitiger Verein nicht mehr die künstliche Taktik der vorher angenommenen Seelenliebe nothwendig macht. Unter dieser Hülle erscheint selbst der männliche Affect fast immer, so lange das weibliche Herz zu einer ernsten Verbindung noch nicht eingewilligt hatte, — und dieß mag zum Beweise von dem Beygemisch einer edlern Natur gelten, die selbst in der ersten Liebe des genußsuchenden Mannes als ein heiliges Document seiner Humanität verwahrt liegt. Er ist ein liebendes Vernunftwesen, er muß also menschlich zu lieben anfangen, wenn er sich im Angesicht der weiblichen Unschuld nicht selbst verachten soll. Daher hält er es auch wirklich für seiner

unwürdig, — die Geliebte, welche seine Gattin werden soll, durch den Ausbruch seiner Sinnlichkeit zu entehren, — er verläugnet gleichsam die Gewalt seiner physischen Natur, um jener zu zeigen, daß er sie aus edlern Zwecken, und nicht blos zur Stillung seiner Begierden, suche; — er beherrscht sich aus Achtung gegen sie, und darum glaubt er, daß die Liebe ihn selbst besser mache; er möchte sich immer nur in einem vortheilhaften Lichte zeigen, — damit auch die Geliebte an seine Veredlung glaube, und ihm desto treuer anhänge.

Der stille, ernste und verständige Mann trägt der Geliebten seine Liebe — ernst und bescheiden an. Er geht ihr mit wahrer innerer Verehrung, aus welcher die Herzlichkeit spricht, entgegen; er läßt sein schlichtes, einfaches und vertrauliches Betragen, statt aller andern Redekünste, für sich wirken, — die Liebe ist bey ihm eher stumm, als redselig, es ist ihm, — als ob er ihr Heiligthum durch das viele Gerede von ihr entheilige, und ihre innere Schöne durch zu viele Lobsprüche verdächtig mache. Sie ist seine Gottheit, er betet sie an,

er denkt mit Inbrunst an sie, ohne ihren Namen zu nennen. Sie ist die Religion seines Herzens und seines Gefühls, und darum ist das Wort seiner Treue — ein Eid, dessen Bruch ihm durchaus unmöglich scheint. Ohne Extasen, ohne dichterische Blumen und ohne die lächerliche Galanterie der kriechenden Demuth, — aber fest und wahr und vertraulich sagt er dem Mädchen: sey mein Weib — und ich werde glücklich seyn! Züchtig und bescheiden, aber voll Feuer ist der Kuß seiner Liebe, — so auch die Sprache seines reinen und aufrichtigen Hingebens an die weibliche Liebenswürdigkeit, und — das lebendige Siegel seiner Treue. Heilig ist ihm die weibliche Unschuld, — dieses innere, zufriedene Seelenleben einer unentweiheten Natur, — bis zur feyerlichen Einweihung des ehelichen Bundes. Die Jungfrau ist dem bedächtigen Manne ein großer — der größte Gegenstand der schuldlosen — Frauenwürde; er achtet in ihr den hohen Adel der Menschheit, und erblickt in ihr das goldene Zeitalter einfacher sittlicher Grazie, — die schönste, welche dem menschlichen

Geiste

Geiste je erscheinen konnte. So behandelt er sie in den einsamen Stunden des vertraulichen Gesprächs, — so nähert er sich ihr, so scheidet er von ihr, so erscheinen die Geliebten in öffentlichen Zirkeln. Sie geben der Societät kein lächerliches Beyspiel romantischer Empfindeley, — die sich so leicht eine gewisse undelicate Zudringlichkeit erlaubt, und die Liebkosungen bis in's Animalische hineinzuspielen pflegt. Ihre Liebe ist immer unter dem Schutze und Schirme des Wohlanständigen, ohne daß sie wiederum in pathetische Ziererey und künstlichen Maximenprunk ausartet. Der Geliebte liebt sein Mädchen unaussprechlich; aber er schwärmt nicht mit ihr, — er sucht stückweise ihre geistigen Liebenswürdigkeiten auf, — sie ist ihm darum die Beste, weil sie sich zu ihm so vertraulich schickt; allein darum hält er sie für kein überirdisches Wesen: sie ist die einzige Freundin seiner Seele; er will sie so glücklich machen, als es ihm möglich ist, und darum erscheint ihm die ganze Zukunft in einer so lichten Gestalt.

Ganz anders ist die beginnende und laut werdende Liebe des Egoisten, — des von sich

eingenommenen Mannes. Seine Leidenschaft — kann aufrichtig, kann glühendheiß seyn, — kann selbst die jugendliche Unschuld noch in ihrem Geleite haben; allein er wird meisten Theils die Geliebte als eine Eroberung betrachten, die seinem Werthe, seiner eigenen Vortrefflichkeit, seiner Kunst, Herzen zu gewinnen, zukommt, — und keines andern so würdig war. Die Geliebte erscheint ihm in der reitzendsten Form des Vollendeten und Allervortrefflichsten, — weil sie zugleich der Aussenwelt als der ehrenvolle Gegenstand seiner Wahl, seines Geschmacks, seiner höhern Bildung erscheinen soll; weil er [der Egoist] nichts Fehlerhaftes wählen kann, weil er die subtile Taktik, Seelen zu fesseln, mehr, als andere, studirt hat, weil ihn das Schicksal vor allen andern begünstigen muß. Er hebt die Geliebte zu sich empor, — er setzt sie auf dem Thron seiner Majestät eigentlich nur neben sich, wenn sie der bescheidenere Mann fast immer in der Idee hoch über sich stellt, und von ihr wie von einer Gottheit beherrscht wird. Der Egoist scheint nur zu den geliebten Mädchen herabzusteigen; — die Huldigungen,

die er ihr bringt, verschönern in seiner Einbildung nur sein eigenes Bild, — er weiß sie auf sich selbst zurück zu leiten; er giebt auch in der Liebe nichts aus, was seinem Ehrgeitze keine Zinsen bringen könnte. So hell auch immer die Liebe in ihm glühen mag; so weiß er es doch gewiß recht gut, daß er nicht immer diese Herrschaft dulden wird, — daß er nur auf einige Zeit seine Freyheit hingiebt, und daß sie in ihren vorigen Charakter zurücktreten soll, sobald der gesetzliche Bund auf das ganze Leben hinaus geschlossen ist.

Das Unersättliche der egoistischen Selbstliebe zeigt sich sogar in den mancherley Prätensionen, die der künftige Gatte schon an die Geliebte richtet, und wodurch er gleichsam ihr künftiges Schicksal ausspricht. Das sanfte liebende Mädchen kann ihm kaum Genüge leisten mit dem Erguße der Zärtlichkeit, den er von ihr verlangt. — Sie muß den weiten Umfang seines eingebildeten Werths wol gar studiren, und sich ganz dahinein schicken und hinein denken, wenn er ihre Liebe nicht bezweifeln soll, — sie muß

es leiden, daß er sie als die goldene Trophee seines Sieges der Welt zeigt und ankündigt, — sie muß ihn liebkosen und schmeicheln, und diese Schmeicheleyen gelten ihm darum so viel, weil er sie wiederum als sehr gerechte Opfer betrachtet, welche die weibliche Liebe seiner eigenen Liebenswürdigkeit bringt. — Da der Stolz seinen zärtlichen Affect leitet; so ist sein Antrag auch gemeiniglich ungestüm und lebhaft; — er kommt, — er sieht, und will siegen. Daher hält er es auch meisten Theils für eine Beleidigung, die seiner Person widerfährt, wenn das Mädchen ihn nicht erhören will, anstatt, daß sich der Bescheidenere in einer ähnlichen Lage gewöhnlich nur als einen Unglücklichen betrachtet, den sein böses Geschick, — oder irgend etwas Zurückstoßendes an seiner eigenen Persönlichkeit nicht aufkommen lassen will. Die Liebe des Egoisten geht, wenn sie abgewiesen wird, leicht in Haß und Erbitterung über; — er kündigt dem Mädchen sein Herz auf, — wenn diese es auch nicht einmahl angenommen hatte, — er will seine Zärtlichkeit nun nicht mehr an eine — Undankbare verschwenden; — „ich mag

sie nicht" — sagt der eingebildete Thor, wie der Fuchs zur unerreichbaren Traube.

Noch ehe die Geliebte seine Gattin ist, — schreibt ihr der Egoist die Gesetze vor, welche sie künftig zu seiner Beglückung beobachten soll; — er sorgt dafür, daß sie schon als Braut seine Launen ertragen lernt; er ist ihr versteckter Erzieher, indem er ihr demüthigster Anbeter zu seyn scheint; er behandelt sie wie eine geliebte Sclavin, — wie der stolze und eifersüchtige Orientaler seine gefangenen Weiber behandelt. Die Geliebte muß ihm Rechenschaft von jedem Schritte ihres Lebens ablegen, damit er genau wisse, — ob sie auch wirklich ohne Unterbrechung seiner — Gottheit huldige, ob sie ihn (den Vortrefflichen) wol einen Augenblick vergessen könne. Daher ist nun aber auch seine Jalousie so lebendig und wild. Nicht blos aus Liebe, — indem er das Mädchen allein besitzen will, sondern auch aus Stolz, weil sich Keiner unterstehen darf, nach seinem Kleinod zu greifen, — und sich über den allein Siegenden zu stellen. Darum ist seine Rache so glühend, darum ihm jeder Nebenbuhler so unendlich ver-

haßt, weil er erstaunt, wie ein anderer Mensch es wagen könne, das Schöne eben so lebhaft, wie er, zu empfinden, oder es ihm wenigstens — nicht zu gönnen. Er will unter allen Männern allein der Geliebten genügen, sie soll ihm zu Gefallen die ganze Welt und selbst das Liebste darin vergessen; — kein Wunsch soll ihr zartes Herz mehr durchglühen, als der, — seine Sclavin zu seyn; seine Glorie soll alles andere um sie her verdunkeln; — — und so hat es Thoren gegeben, die von der Geliebten sogar eine ewige Trennung von ihren Aeltern und Geschwistern verlangen konnten, wenn der Thor diese guten Leute nicht auf einerley Stufe der Cultur und des Ranges mit sich zu erblicken glaubte.

Der Leichtblütige — und Empfindsame — der Weiberſclave und der Geck [die wir hier, ohne Gefahr zu irren, als Synonima zusammenstellen können] spielt in der Liebe wiederum ganz die Rolle seines individuellen Charakters, und begeht in ihr, weil sie einen zu lockern und schwankenden Boden in ihm findet, auch darum mehr Thorheiten, als

jeder andere Verliebte. Da das Princip der Sinnlichkeit das Herrschende in ihm ist; so muß ihn natürlicher Weise eine Leidenschaft, die grade dieses Princip ausschließlich begünstigt, — fast aus allem freyen Vernunftgebrauche hinauswerfen, und ihn zum Sclaven desjenigen Wesens machen, das seine Sinnlichkeit befriedigen soll. Liebhaber dieser Art gleichen oft den Verrückten, die nur wenige helle Augenblicke haben. Wenn in der Liebe des Egoisten die Selbstheit gemeiniglich zu grell hervorleuchtete; — so erscheint sie hingegen in dem Leichtblütigen wie verschwunden, und in einem andern vielleicht sehr unbedeutenden Ich — aufgelöst. Alle Besonnenheit, aller Charakter, alles Nachdenken, oft alles moralische Gefühl ist dahin, und an seine Stelle ist die pure Unvernunft getreten. Jeder Wunsch, jeder Wink, jede Grille der Geliebten drückt diesen Männern eine neue Form auf; sie könnten heillose Verbrechen begehen, wenn es die Angebetete verlangte; — sie könnten sich bis zur öffentlichen Verachtung entehren, wenn sich dadurch ein freundlicher Zuwink des Mädchens erkaufen ließe. Der Antrag dieser Liebe be-

steht in kriechender Demuth, — in glühenden Extasen, in einem Sichhinwerfen zu den Füßen der weiblichen Gottheit, und in einem sichtbaren Antriebe, den Körper der Geliebten augenblicklich zu berühren. In dem ewigen Anschauen dieses Körpers spricht diese Liebe allein ihre Natur aus; sie kann nicht davon abstrahiren, und sie kommt immer wieder auf ihn zurück, wenn ihr auch die Schamhaftigkeit den Mund schließen sollte. Der Geist einer höhern Cultur, weiblich-schöne Talente, Verdienste des häuslichen Mädchens, sittliche Liebenswürdigkeit reizt jene Männer gemeiniglich nicht sehr, und eben darum können sie oft so leicht und so unbesonnen ihr Herz in eigentlichem Verstande — wegwerfen, da sie es nicht der Würdigern zu geben verstehen. Sie sehen nur immer das Bild der Göttin der Liebe, — wie sie, voll blendender Schönheit und Anlockung, dem Meere entsteigt, nicht, wie sie das Weib mit reiner Weiblichkeit ankündigt, und dem Manne die heiligste Achtung derselben zur Beherrschung seiner Sinnlichkeit einprägt. Jene Liebe ist ein zermalmendes und zerstörendes Princip unserer

Würde, wenn diese Himmlische uns eigentlich nur vollenden kann.

Und doch sind grade diese leichtblütigen und leichtfüßigen Anbeter — meisten Theils die Günstlinge des andern Geschlechts. — Nicht, weil dieses von Natur eben so sinnlich, als der Mann, wäre, sondern weil dem Weibe der feurige Ausdruck in der Liebe des leichtblütigen Mannes mehr, als sein stilles und furchtsames Anbieten gefällt. Diesem zärtlichen Ungestüme der männlichen Liebe, — dieser naiven und herzigen Unruhe, jedem Wunsche der Geliebten zuvorzukommen, — dieser lebendigen Besorgniß, ein schon gewonnenes weibliches Herz wieder zu verlieren, — diesem unbedingten totalen Hingeben seines ganzen Daseyns in die Hände des schwächern Theils, — dieser gewaltigen Rednersprache des Verliebten in seinen glühendsten Betheurungen und Eidschwüren, — diesen liebenswürdigen Anstrengungen und Aufopferungen, — um sich von der Zuneigung der Geliebten zu überzeugen, — diesem Tone der feinsten Schmeicheleyen und der ausgesuchtesten süßesten Lobsprüche — kann die weibliche Phantasie nicht

wohl widerstehen, — weil der weiblichen Eitelkeit durch solche Männer ein unendlicher Spielraum gegeben wird. Daß diese Eitelkeit durch den Mann gleichsam in allen ihren Provinzen gekrönt und befriedigt wird, macht diesem den Sieg so leicht. Aber auch die eben hierdurch befriedigte weibliche Herrschsucht vollendet die Zuneigung des Weibes zum Manne dieser Art. Der Egoist giebt seine Freyheit nur halb auf; der Leichtblütige kann nichts mehr geben, denn seine Monarchie hat mit dem ersten Augenblick der Liebe aufgehört. Das Weib sieht hier eine glänzende Regierung auf das ganze Leben hinaus vor sich, eine Alleinherrschaft, die sie durch keine großen Anstrengungen behaupten darf, sondern ihr immer wieder für die kleinste, dem Manne gegebene, Liebkosung begründet wird.

In allem übrigen spricht sich der Charakter des sanguinischen Mannes ganz so in der Liebe aus, wie ihn der Anthropolog nach seinen Grundlinien überhaupt darstellt. Er liebt, aber seine Liebe ist weniger sorglos, als die Liebe in andern Temperamenten. Der Gram dringt

nicht tief in seine Seele, weil ihn leicht goldene Hoffnungen beleben, und das Spiel seiner Phantasien und Ideen augenblickliche Zerstreuungen für ihn bewirkt. Die Wunden seiner Liebe heilen auch schon darum viel leichter, weil er überhaupt weniger fest ist, und die Gegenwart seinem Geiste zu leicht entschwindet. Ist sie dahin; so stirbt das Lebendige ihres Bildes gar bald in seinem Gemüthe. Der Wechsel ist sein Element. Jetzt erscheint ihm etwas — als ein Ding von größter Wichtigkeit, — und morgen oder übermorgen mag er daran nicht weiter denken. Er sieht seine Geliebte nicht mehr, — und nach einiger Zeit heißt es: „aus den Augen, aus dem Sinn.“ Er verspricht ihr ehrlicher Weise [nicht hinterlistig, sondern gutmüthig] ewige Treue; aber er kann leichter sein Wort, als ein Anderer, zurücknehmen, weil er vorher nicht tief genug nachgedacht, — ob er auch Wort halten könne, — oder, weil eine Sinnlichkeit, — eine neue noch schönere weibliche Form sein Gewissen zum Schweigen bringt. Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, — und als Liebhaber ganz der Leibeigene der Ge-

liebten; aber ein schlimm zu bekehrender Sünder, den etwas, auch ein Bruch in der Liebe, sehr reuet; der aber diese Reue, die nie ein Gram wird, bald vergißt. Er kann daher mehrern Frauenzimmern zugleich sein Herz anbieten, ohne gegen eine falsch zu seyn. Er kann sich leicht in seinem Feuer vergessen, und in seiner Phantasie eine Geliebte mit der andern vertauschen, ohne daß er es will; ist aber dieser Tausch geschehen, so denkt er auch leicht darüber hinweg, und wird nur darum leichtsinniger, weil er sich selbst das ewige Compliment macht: kein schlechter Mensch zu seyn. Die Liebe ist ihm Bedürfniß, und darum ist er der Sclave der Weiber; — er rächt sich aber nicht selten dadurch, daß er die Liebe zuletzt nur als ein Kinderspiel treibt, und die Natur rächt sich an ihm wiederum dadurch, daß er zu früh einer der beglückendsten Leidenschaften des Herzens entsagen muß.

Auch jeder Stand und jedes Alter des Mannes scheint etwas Originelles zu verrathen, — wenn er seine individuelle Liebe ausdrücken

soll. *) So allmächtig die Liebe auch immer seyn mag, so muß sie sich doch in die Form schicken, die der Mann einmahl in seiner Lebensweise angenommen hat, und eben dadurch bekommt sie, als eine freye, und doch in Carica-

---

*) Lichtenberg hielt diesen Gedanken für so wahrscheinlich, daß er ihn in zwölf Monatskupfern von dem Kunstgenie Chodowiecky's (*) darstellen ließ, und also wirklich zwölf Arten, — die Liebe anzutragen, in seiner genialischen Manier producirte. „Schon die Art, sagt er, wie die Thiere — Liebe antragen, verdiente gewiß die Aufmerksamkeit eines Naturforschers, der Linnes Beobachtungsgeist, und Büffons Phantasie und Sprache besäße. Bey manchen Thieren scheint es, als fing ein Funke von Vernunft in ihnen zu dieser Zeit zu glimmen an: Schlauigkeit, Addresse und alle Schmeichlerkünste steigen bey ihnen so hoch, als es ihre Natur verträgt. Selbst bey Insecten geht dieß weiter, als mancher Beobachter denken sollte. Ich habe eine Fliege, die eine gefährliche Absicht auf eine andere hatte, wohl einen Zoll lang seitwärts gehen sehen. Eine menschliche Seele in dem Körper einer Fliege hätte nicht mehr thun können. Was läßt sich also hier nicht vom Menschen erwarten, der bald geigen

(*) Göttinger Taschenkalender 1781.

turen ausgesprochene Seelenstimmung, so leicht den Anstrich des Belachenswerthen. Ihr innerer Zweck und ihre innere Natur sind so groß und erhaben, daß sie in jeder satyrisch-mimischen Darstellung, — als wäre sie durch

---

muß, wie man tanzt, und bald tanzen, wie man geigt, und der doch so tausendfältig tanzt und geigt. Bald wird freylich die Braut von einem Dritten für den Bräutigam geworben, der sie selbst nie sah; bald wird sie gekauft, bald wird sie erfochten. Fast im ganzen Orient macht das Geld die erlaubten Verbindungen, und — die wechselseitige Liebe — die unerlaubten. Allein bey uns, — wo Geld nicht in Betracht kommt, wo allein das Liebenswürdige glücklich liebt, und wo allein Gefälligkeit liebenswürdig macht, — was für ein Augenblick für den Mahler, den Menschen just dann zu zeichnen, wenn er sich selbst für das liebenswürdigste Geschöpf der Natur — entweder hält, oder gehalten wird! — Die Ehen werden freylich im Himmel geschlossen, aber das hindert nicht, daß der Mensch nicht eine Menge sonderbares Zeug dabey macht."

Nun folgen die zwölf Manieren selbst, wie der Mensch, nach seiner verschiedenen Charakter- und Denkweise, — sein Herz anbietet, und Herzen erobert. Der einfache, ungekünstelte und vertrauliche Landmann drückt die Hand seiner Göttin mit lie-

einen körperlichen Ausdruck gleichsam entweihet, — verlieren muß. Daher erscheinen uns oft grade die gebildetsten und feinsten Männer in der Liebe so lächerlich und bizarr, weil wir meinen, daß sich eine so geistige Leidenschaft in

---

bender Zuversicht in seine Hände, — als ob er sagen wollte: die soll nichts, als der Tod, von einander reissen. — „Der Antrag ist kurz, deutlich und ohne Gepränge, blos durch Ich und Du.“ Liebe, Zucht und Schamhaftigkeit spricht aus dem Blicke des Mädchens, und die in höhern Ständen fast verschwundene Weiblichkeit ehrt hier noch die Liebe. Hier ist sie noch reine, helle und glühende Wahrheit des Gefühls, wenn dort auch das Schönste, was die Natur schuf, — selbst Liebe — sich oft verlarven muß, und in ihren Verlarvungen stirbt. — Der Antrag des Schulmeisters: Er bittet nicht, — er bettelt mit Verlegenheit um Gegenliebe; — in seiner Schule ein Tyran; hier der armseligste Sclave, weil er die Weiber nicht studirt hat, in der Kunst des Umgangs unwissend ist, und seine Unterjochung voraus empfindet. Solche Verliebte sind schüchtern und blöde, weil sie überall aus Mangel an Gewandtheit anzustoßen fürchten, — sind Pedanten in ihrer Sprache und ihren Schmeicheleyen, weil sie keine andere Sprache, als des pädagogischen Donnerns und der kriechenden Sub-

geistigern Köpfen, nach ihrer innern Natur, reiner und subtiler andeuten müsse, anstatt, daß eben diese Gebildetern sich gemeiniglich noch viel lächerlicher, als der bloße Naturmensch, dabey

---

mission kennen. „Aengstlich, unterthänig und kümmerlich klagt er seine lateinische Liebe, vielleicht blos des guten Bettes wegen.“ Heirathsantrag des Geistlichen: — etwas feyerlich und steif, als ob die fröhliche Liebe sich nicht so recht für ihn schicke; aber doch nichts weniger, als verlegen, sondern fest auftretend und des Sieges gewiß, weil es dem Redner nicht an Ueberredungen fehlen wird. Er spricht auch wol mit Ernst von den weisen und wunderbaren Wegen der Vorsehung, die ihm grade dieses sanfte Kind zugeführt hat, — und das Herz der Mutter möchte sich selbst noch einmahl hingeben, wenn er nicht durchaus nur das — Herz der Tochter wollte. Antrag des Arztes: — „wie er sich die Braut verordnet, wie er so fest auf den kurzen Füßen steht, und nach der Einwilligung der Dame greift, als wäre es ein Puls“ — zu sehr mit dem menschlichen Körper bekannt, als daß sich seine Liebe in geistigern Regionen behaupten könnte, — redselig oft bis zum Einschlafen der Geliebten, — gradezu, oft ohne alle Delicatesse, weil er mit zu vielen schwachen Köpfen [den Kranken] umgehen muß,

bey benehmen. Diese hellsehenden, vernünftigen Männer — erschienen uns oft nie in einer verschrobenern Gestalt, als da, wo — sie, nach unserer Meinung, durchaus liebenswürdig seyn mußten. Schon dieses demüthige pedan=

---

und man die Derbheit — dem Menschenretter leichter vergiebt. Antrag des Pedanten: Pedantisch ist alle Liebe, in einem gewissen Sinne des Worts, denn sie legt auf unendliche Kleinigkeiten einen unendlichen Werth, und wird dadurch absolut einseitig; aber im Pedanten wird sie vollends — zu einem ekelhaften Gemisch des Ernsten und Lächerlichen, indem das Lächerliche bald den Ernst mildern, bald das Ernste dem Lächerlichen eine stille Würde aufdrücken soll. Der Pedant redet von Dingen, die seine Geliebte nicht versteht, er sucht ihr Bild auf Münzen und Antiken, er vergleicht sie mit den Göttinnen des Alterthums, seine Liebe ist eine fortgehende Oration über die armseligsten Dinge; aber er wird bald schweigen müssen, wenn der natürliche Verstand des Weibes diese Unnatur beschneiden wird, um ihr wenigstens etwas Menschenähnliches für den Ton der Societät zu geben. Antrag des Odendichters: „Wenn der Mann in dieser [auffliegenden und gespannten] Stellung auf der Erde läge, so dächte ich, — ich sähe den deutschen Hexameter, wie er aufwill, und immer von

tische um Gunst-Betteln, vielleicht da, wo ein Händedruck alles entscheiden konnte, — dieses Herabsteigen des stolzen, vielwissenden Mannes zu den Füßen einer sehr alltäglichen weiblichen Natur, dieses Ausmalen eines armseligen Zerr-

---

Beywörtern niedergedrückt wird." Diese Menschen glauben die Liebe zu kennen, weil sie dieselbe besingen dürfen; — aber sehr oft wissen sie nichts von ihr, und werden eiskalte Ehemänner. Ihre Liebe ist extatisch, und eben darum ist sie meisten Theils gar nichts, — nähmlich nichts Reelles, sondern nur ein Farbenspiel der Phantasie, und ein ästhetisches Geschwätz über das Ideale. Daß diese poetischen Possenreisser mit der Geliebten gern in Versen reden, — und von dieser aber nicht selten ganz prosaisch hintergangen werden, versteht sich von selbst. — Antrag des Alterthumskenners, — wie oben der Antrag des Pädagogen, oder des Pedanten. — Antrag des Geitzigen: „Wie der häßliche Kerl nach den vollen Geldkasten selbst in dem Augenblicke hinschielt, da er sich die Hand des Mädchens will pränumeriren lassen!" Sein Grundsatz ist: — die Liebe bringt keine Zinsen, wenn das Geld fehlt, und darum geht dieses über alle Liebe. Er sucht sich wenigstens eine gute Haushälterin und berechnet auch den Groschen mehr oder weniger, den er auf ein der Geliebten bestimmtes Geschenk ver-

bildes zum Ideal einer Madonna, — dieses Verschwinden der hochgelahrten Vernunft unter den Gauckeleyen einer gemeinen Sinnlichkeit — hat uns die Liebe grade in ihren höhern Regionen oft so lächerlich gemacht, — und der

---

wendet. Je reicher das Mädchen, je verliebter der Liebhaber! — Sein Kuß gilt dem Golde, nicht den schönen Lippen der Jungfrau, — er eilt nicht aus Liebe — zum Altar, — sondern aus Furcht, den aufgegrabenen Schatz wieder zu verlieren, und hin ist alles häusliche Glück, wenn er sich hinterher in der Summa Summarum des — Raubes geirrt hatte. Antrag des Kranken: „Fuimus Troës! Wir waren es freylich einmahl, aber jetzt, jetzt sollten wir es seyn.“ Liebe kann der Mann wol nicht suchen; — aber er sucht Pflege und Wartung für das kleine Restchen der Zukunft, — oder, wie ihm vielleicht der Arzt vorraisonnirt hat, — neues Aufleben dieser morschen Hülle auf einem gesundern Boden. Manche Weiber finden an solchen Männern Interesse, weil in dem Blicke des Kranken etwas Schmachtendes liegt, und ihnen ein solches Hausgeräth nicht leicht, selbst bey offenen Thüren, gestohlen wird. — Da haben wir die geistige Liebe in ihrer ganzen Originalität, — in ihrer Negation und Abstraction alles Sinnlichen, und man könnte sie noch bezweifeln!! Auch ist der

Witz hat sich es allerdings erlauben dürfen, gegen diese Liebe seine Geissel zu schwingen.

Kranke ein Kind; — es thut ihm wohl, wenn er von weiblichen Händen gehätschelt wird, wenn die ihm seine Speisen abmessen, sein Bad wärmen, seiner Weichlichkeit neue Polster geben, seinen Arzneytrank einrühren, und den Verwöhnten in den Schlaf wiegen. Kein Mensch hat ein größeres Recht zu heirathen, — wenn sich ein gutmüthiges Weib zu einer solchen Verneinung des Lebens finden will. — Antrag des Windbeutels: „Nichts Herzliches, sondern vom Theater in die Visitenstube übergetragen. — Der Geck hätte mehr zu hoffen, wenn Aufmerksamkeit nicht zwischen sich, den Zuschauern und endlich der Braut getheilt wäre.“ Seine Liebe ist die Mißgeburt des Egoismus und der Leichtblütigkeit, — deren Charakterzüge weiter unten gedeutet werden. Antrag des Officiers: Eine Art von Occupation, welche die Liebe gebietet, — nicht roh und ungeschliffen, denn in seinen ehrlichen Bewerbungen ist der Soldat meisten Theils ein feiner und bescheidenerer Mann, als tausend andere, die nicht seines Standes sind; sondern herzlich-ritterlich, auf Treue und Glauben, und fest durch das

Fortsetzung der Charakteristik seiner Liebe.

Ein sehr charakteristischer Zug der männlichen Liebe ist dieser: daß sie sich die Ge-

---

steife Point d'honneur. Sein Schwert an der Seite, hält er sich für den Schutzgott des Weibes von Rechtswegen; kann aber selten begreifen, wie ein Mädchen einen andern Mann dem Soldaten vorziehen könne. — Antrag des Entführers: „Freylich, wenn alle die eilf Mittel nicht helfen wollen, so hilft dieses zwölfte gewiß, das in so fern menschlich ist, als es, so viel mir bewußt ist, die Thiere nicht kennen. Denken, sich putzen, sich selbst ermorden und zu dem gegenwärtigen Zweck, Mädchen zu entführen, Gewalt brauchen, sind blos Vorrechte der erhabenen Vernunft." Wollte die charakterisirende Kunst den Antrag des Fürsten zeichnen; so dürfte wol dieser schicklicher Weise nicht höchstselbst auftreten, sondern seinen Gesandten auftreten lassen, welcher — der durch die Politik gewählten Braut das Gemälde seines Herrn aufdringt, — das eigentlich nicht von ihr, sondern von den im Hintergrunde stehenden Staatsräthen angenommen wird. Der Antrag des Mannes aus der Lämmleinsgemeine; „Stehe auf, meine Freundin, und komm, meine Schöne, komm her!

liebte fast immer nur unter dem Bilde körperlicher Schönheit, — also der Sinnlichkeit denkt, dahingegen das unverdorbene Weib in dem Manne nicht das Schöne, sondern das Gute, als eine Hauptbedingung seiner Originalität, betrachtet. Die Schönheit des Weibes zieht den Mann, als ein Zunder seines Affects, gewaltiger zu sich hin; oder, wenn jene Schönheit durchaus nicht vorhanden ist, und das Weib vom Manne dennoch geliebt wird; so hat sich dieser wahrscheinlich irgend ein anderes Sinnenbild vom Weibe geschaffen, woran sich seine Phantasie und sein Affect erwärmen kann. Ihm kommt es daher auch wol am wenigsten zu, — eine sogenannte totalgeistige Liebe empirisch zu vertheidigen, wobey er vielleicht von sentimentalern Frauen gern angehört, aber von seinem eigenen Geschlechte in der Regel — verlacht wird. Ein schärferes

---

Meine Taube in den Felslöchern, in den Steinritzen, zeige mir deine Gestalt, laß mich hören deine Stimme; denn deine Stimme ist süße, und deine Gestalt lieblich."

Auge bemerkt leicht, daß hinter allen jenen noch so künstlichen Verschleyerungen und überfinnlichen Formen der Liebe — der Charakter des Mannes, als ein genußsuchendes Wesen, nicht aufhört, und daß es meisten Theils nur der kleinsten Versuchung bedarf, um alle Theorien jener sentimentalen Liebe in dem Manne umzuwerfen. *)

Das Weib nennt den geliebten Mann auch wol schön, und er gefällt ihr als solcher, weil sie ihn dann als ein Document ihres Geschmacks aufstellen kann; aber darum liebt sie ihn nicht in dem Grade, wie der Mann das schöne Weib liebt. Denn er könnte auch, als schöner Mann, nicht grade ein guter Mann seyn, — was für das Weib, als den schwächern Theil, so überaus wichtig ist; — dahingegen der Mann das schöne Weib blos um der Schönheit willen, als die allernatürlichste Anlockung seines

---

*) Alle Männer, welche an eine geistige, uneigennützige Liebe zu glauben schienen, waren verfeinerte Wollüstlinge, deren geheimes Leben nicht wohl aufgedeckt werden durfte.

Affects, ohne alle weitere Rücksichten, lieben kann. Das Gute und Edle des Weibes ist für ihn im leidenschaftlichen Zustande oft nur — Nebenursache, denn der Affect verblendet ihn oft bis zum Unsinne; oder, er ist zu Gunsten des Affects bereitwillig genug, — sich das schöne Weib zugleich als gut zu denken, damit bey seiner Wahl die Vernunft nicht ganz müßig bleibe, und durch ihre Rechtfertigung die thierisch-scheinende Leidenschaft zur reinen Humanität erhebe.

Das Weib soll ferner, nach einem Gesetze der Natur, den nicht-schönen, ja, den häßlichen Mann lieben können, weil sie keine strenge Auswahl unter den Männern machen darf, sondern gemeiniglich annehmen muß, — was ihr geboten wird; der Mann soll hingegen, einer natürlichen Bedingung gemäß, das nicht-schöne Weib auch nicht enthusiastisch lieben können, indem sie ihn durch den Mangel ihrer Reitze zurückstößt. Dieß scheint der Erfahrung ganz zu widersprechen, indem sogar die häßlichsten Weiber bisweilen ihre Liebhaber finden, und dadurch die Natur gerechtfertigt wird, warum sie

nicht alle Weiber schön geschaffen hat. Allein eine andere Erfahrung sagt uns auch, daß fast jeder Liebhaber sein Mädchen für das schönste, — oder doch für schön hält, und ihr mithin etwas andichtet, was sie nicht besitzt, was aber seinen Affect eben so, als die Schönheit selbst, anlockt und erwärmt. Die Phantasie des Mannes leihet hier seiner Liebe, — zur Zeichnung des geliebten weiblichen Bildes, alle nur möglichen Farben, und selbst wirklich vorhandene, kleine und größere Flecken desselben werden nicht selten von jener Phantasie als momentane Anziehungsmittel der männlichen Liebe betrachtet; — eine sonderbare Erscheinung, welche daher rühren mag, — daß die sinnliche Phantasie des Mannes an dem Baue des weiblichen Körpers durch dergleichen Defecte des Schönen festgehalten, und gleichsam zur Aufsuchung anderer schönerer Reitze des Weibes angespornt wird.

Der Mann hat daher zu allen Zeiten das Schöne des Weibes gesucht, — und er mußte es suchen, weil es ihm von der Natur als ein Mittel zur Verbindung mit dem Schwächern vorgeschrieben wurde. Daher haben die

Dichter aller Nationen die Schönheiten des weiblichen Körpers einzeln, und in ihren zarten Verbindungen zu einem vollendeten Kunstwerke bis zur Bezauberung geschildert; — dagegen eine solche Schilderung des männlichen Körpers nicht sehr dichterisch-anlockend seyn würde. Seine Bestimmung ist — nicht schön, sondern stark zu seyn *), und der schönste Mann würde für einen Schwachkopf gehalten werden, wenn er seine Reitze, wie ein Dichter die Schönheit des Weibes, malen wollte. Die Weiber selbst würden ein solches Gemälde widerlich finden,

---

*) Die Künstler haben sich bey ihren Darstellungen der männlichen Form genau nach dieser Maxime bequemen müssen, wenn sie den Zweck der Kunst nicht selbst verfehlen wollten. Sie mußten den Ausdruck der Kraft und Stärke in das Gebilde des Mannes legen, und dadurch seinen thätigern Beruf in der Naturwelt bezeichnen; denn das Weiche, Zarte und schön Gerundete, welches der weiblichen Form, als einer zum Gefallen und Anlocken gebildeten Schönheit, zukommt, würde die zur Ausdauer und lebendigern Wirksamkeit bestimmte männliche Gestalt entehren, und jedesmahl die Kunst eines Fehlgriffs beschuldigen. Der in die feinere weibliche Form

und vor dem Manne gleichgültig und kalt vorüber gehen, der durch eine Huldigung seiner eigenen Schönheit sich gleichsam zu entmannen suchte.

Allein darum ist die Liebe des Mannes selbst nicht liebenswürdiger, weil sie feuriger, leidenschaftlicher, und in allen ihren Bewegungen lebendiger ist, — und durch den Ausdruck ihrer heftigern Gefühle gleichsam die stillere und schamhafte Zärtlichkeit des Weibes beschämt. Eben darum, weil sie immer mehr eine affectvolle, als sympathisirende Regung des Gemüthes ist,

---

gehüllte Narciß, oder auch der mit der Löwenhaut behangene weibliche Hercules können daher bey aller Schönheit der Zeichnung nicht wohl anders, als schöne Fehler der Kunst betrachtet werden, indem sie jenen Formen die Zeichen der Mannheit giebt, — und doch zugleich die Weiblichkeit in ihren Muskelbau legt. So wie in der Natur das Individuelle jedesmahl seinen ewig bleibenden Charakter hat, und aus demselben ohne seine eigene Zerstöhrung nicht hinausgehen kann, eben so wenig darf die Kunst etwas schaffen, das jener Individualität des Objects widerspricht, und seine Lineamente, die ihm die Natur eindrückte, zerreißt.

weil ihr Feuer schnell und kühn auflodert, und wie ein Blitzstrahl den ganzen Sinn des Mannes durchglühet, weil sie selbst im Kleide der Unschuld nur Befriedigung sucht, und im Gefühle der niedrigsten Demuth dennoch eigenmächtig siegen will, — wird sie nimmer so dauerhaft und innig, als die Liebe des Weibes seyn können. Die Liebe des Mannes ist zu sehr auf sein Körperliches berechnet; — sie liegt in seinem Blut und in seiner an sinnliche Reitze gewiesenen Phantasie. Das Weib hingegen sucht in dem Manne das Starke aus Vernunftgründen, weil er ihr Schutzengel bey den Schwächen ihres Geschlechts seyn soll; — sie sucht in ihm das Gute, wiederum aus Vernunftgründen, weil er ihr gerechter und freundlicher Schutzherr seyn muß, wenn sie von seiner Oberherrschaft nicht gedrückt, und unterdrückt seyn will. Der Mann sucht dagegen in dem Weibe das körperlich Schöne und Anlockende. Er kann sich in der ganzen Natur, vermöge seines männlichen Sinnes, nichts Vortrefflicheres denken; er fühlt sich in seinem ganzen Innern dazu berufen, — dieses Schöne, als etwas Kör-

perliches, zu genießen, und sich gleichsam an den Reitzen desselben zu sättigen. Diese Tendenz seiner Kraft und seines Lebens muß sich aber eben darum bald durch sich selbst erschöpfen, weil sie nur von dem Körperlichen ausging, — und nur auf etwas Körperliches Bezug hatte. Dieß erklärt uns mit wenig Worten die Natur der männlichen Liebe in ihrem wilden Steigen, und in ihrem wilden Fallen. Der Affect ist bald befriedigt, — und die Schönheit, worauf er sich bezieht, ist ein nicht sehr dauerhaftes Gut, und wird durch den Affect noch obendrein selbst vermindert, oder wol gar selbst zerstöhrt. — Ganz anders ist die Liebe des Weibes gegründet. Sie hängt dem Manne mit Innigkeit und geheimer Dankbarkeit an, — weil sein Verhältniß zu ihr als Schutzherr nicht aufhören kann, und das Gute, was sie an dem Manne als einen moralischen Werth desselben schätzt, nicht von einer so flüchtigen Natur als die körperliche Schönheit ist, warum sie von dem Manne geliebt wird. Aus diesem Gesichtspuncte erscheint die weibliche Liebe allemahl als ein — wahrhaft edleres Princip der Lei-

denschaft, — indem sich das innigste weibliche Wohlwollen affectvoll mit der Achtung des Guten in dem Manne verbindet, und weil die Ursache dauerhafter ist, auch der Wirkung einen bleibendern Gehalt giebt.

Da die Liebe des Mannes so sehr von der Schönheit des weiblichen Körpers abhängt, so daß sie ohne die Vorstellung derselben, — sogar bey einer blinden Anbetung des Nichtschönen, kaum gefunden wird: da endlich der männliche Affect in dem Wechsel des schönen Genusses neue Reitze für sich selbst aufsucht; so ist der Mann auch in der Regel nicht so liebetreu *) als das Weib. Er wird anfangs von jeder Schönheit hingerissen, er betrachtet, als der Stärkere, jede gleichsam als ein ihm zu-

---

*) Aber die erste Liebe bleibt ihm, wie dem unverdorbenen Weibe, ein Heiligthum seines Herzens. „Die erste Leidenschaft zittert, gleich einem electrischen Schlage, durch das ganze Leben fort, und wer uns die seligen Täuschungen der ersten Jugend gab, kann uns nie ganz fremd werden." Lebensgeister. Erster Band. S. 366. Gotha 1804.

kommendes Eigenthum, — oder doch als ein solches, das ihm unter andern Umständen eigen werden könnte. Dieß Recht scheint ihm so natürlich, daß er ungescheut nach dem Verbotenen seine Hand ausstreckt, und sich für schuldlos hält, wenn er den Eindrücken des Schönen nicht widerstehen kann. Das unverdorbene Weib hingegen hängt nicht an dem Bilde der männlichen Schönheit, — wenigstens nie mit dem Gelüste, das den Mann zur weiblichen Schönheit hinreißt. Das Weib liebt den Mann, und hängt an ihm, weil er ihr unter dem Bilde des Guten, Verständigen und Einnehmenden erscheint, und da diese Eigenschaften, ihrer Natur nach, von längerer Dauer sind, als das Schöne, da sie durch die weibliche Liebe noch mehr gepflegt und veredelt werden können, — das Weib also immer noch auf irgend eine Art den Mann zu erziehen fähig ist; so wird auch die Liebe des Weibes in der Regel fester, getreuer und unerschütterlicher seyn. Wir wollen der männlichen Sinnesart hierdurch kein Unrecht thun. — Auch der Mann kann sehr getreu, sehr innig und unerschütterlich lieben, — wenn

er in dem Weibe mit lebhaftem Gefühle das Edle und Gute achtet, und nun auch durch moralische Bande ewig an das Weib gefesselt wird. Allein der Unterschied bleibt doch immer bey der Liebe des Mannes und Weibes, — daß diese zuerst das Gute, jener zuerst das Schöne in dem geliebten Gegenstande sucht; — ferner, — daß der Mann ohne die Vorstellung des Guten, — ernsthaft lieben kann, dagegen ohne diese Vorstellung die Liebe des Weibes nie gefunden wird. — Ja, die weibliche Liebe ist an diese Vorstellungsart so gewöhnt, daß sie dem Manne die größten Schwächen großmüthig vergeben kann, — wenn er sich nur einiger andern schätzbaren Eigenschaften des Herzens rühmen darf.

Idealismus und Platonismus seiner Liebe.

Die Flüchtigkeit der männlichen Liebe hängt aber nicht blos von den so leichten Erschöpfungen des Affects durch eine physische Mitwirkung, sondern sehr oft noch von einem andern Umstande

stande ab, der hier nicht übergangen werden darf. Die durch die Sinnlichkeit zuerst gereitzte Imagination des Mannes wird von der Liebe selbst fast immer zu einem übermäßigen Idealisiren des geliebten Gegenstandes hinaufgespannt. Es giebt nichts Schöneres und Herzlicheres unterm Monde, als das angebetete Ideal, — das man sich mit größter Deutlichkeit vorzustellen meint, ob man gleich immer nur einen helldunkeln Begriff davon hat. In dieses Ideal trägt der liebende Mann sogar das vollkommen Schöne hinein, — das in sich keine Negationen duldet, oder, wenn sie da wären, zu reitzvollen Erhöhungen und Belebungen des Idealischen magisch umbildet. Aber mit diesem in der Sinnlichkeit gegründeten magischen Bilde verbindet sich gemeiniglich eine hinterher so viel Unheil bringende Täuschung des Gemüths, — nähmlich die, — daß in diesem schönen, oder nur schön geträumten weiblichen Körper nothwendig auch eine schöne Seele wohnen müsse. Dieß wird immer von der Liebe wie erwiesen vorausgesetzt, — so daß der gutmüthigste von Andern dagegen

aufgeregte Zweifel — verlacht oder ungestüm zurückgewiesen wird. So lange nun das Feuer der Leidenschaft dauert, so lange vornähmlich der Besitz des Schönen ersehnt und gesucht wird, und mithin das Ideal in allen seinen Reitzen vor der lebendigsten Phantasie stehet, — so lange der Mann im Siege begriffen ist, — und das hohe Ziel noch nicht erkämpft war, — so lange steht der Mann fast immer fest und unveränderlich in seiner Liebe, und vielleicht in diesen Perioden der zärtlichsten Anbetung fester noch, als das Weib. Denn das idealische Bild seiner Geliebten, — in dem sich geistige und sinnliche Schönheit wunderbar verbinden, erhöhet das Gefühl seiner Kraft, und mit ihr den kräftigen Vorsatz, der Geliebten bis zum Tode getreu zu seyn, — weil sie nicht nur schön, sondern auch vollkommen gut ist.

Aber jenes himmlische Gebilde war nur eine Fiction aus einer fremden Welt, — zu dessen Verschönerung selbst der blinde Affect das Seinige beytragen mußte, bis er sich befriedigt fühlte. Nun kommen die ernsten Stunden der Besinnung wieder, und der Geliebte tritt, wie

in einer Art von Entzauberung, in die natürliche Welt zurück. Auf die Anspannungen und das Hinrichten der Phantasie auf den einigen geliebten Gegenstand, auf dieses excentrische Leben in einer lichtvollen Feenwelt [ohne allen Schatten], die der aufglühenden Begierde keinen Ruhepunct gönnte, — folgt nun, wie nach allen Anstrengungen, eine Art — Erschlaffung und Ermüdung des Gefühls. Das Ziel ist erreicht; die Sehnsucht spornt die Leidenschaft nicht mehr, die Wünsche sind verglühet, und die Dichtungen der Liebe müssen nun den kältern Erfahrungen weichen. Die Binde trägt nur der unschuldige Amor, — der genußsuchende und sich sehnende Götterknabe, nicht der geniessende und befriedigte, welcher nun um so viel schärfer siehet, je weniger er vorher seine Augen gebrauchen konnte. Das Ideal ist verschwunden, — das geliebte Mädchen ist körperlich und geistig nicht mehr halb so schön, als vorher, — diese Sonne zeigt dem unbefangenen Auge vielleicht -- Flecken, die der enthusiastische Liebhaber für Lichttheilchen hielt, oder deren Daseyn ihm ganz ent-

ging. Noch schlimmer! er hält sich hinterher für betrogen, er schämt sich, daß er sich so betrügen konnte, — er ist oft so ungerecht, daß er der Geliebten seine Täuschung zurechnet, und auf sein ganzes Leben hinaus genug gethan zu haben glaubt, — daß er ein Paar Monate hindurch ihr blinder Anbeter war.

Daher die traurige Erfahrung, daß die feurigsten Liebhaber sich nicht selten in sehr kalte Ehemänner verwandeln, und ihre Täuschung dem schuldlosen Weibe lebenslang empfinden lassen. Mit der Befriedigung ihres Affects sind diese Männer wahre Tyrannen des andern Geschlechts geworden, — zumahl, wenn eben diese Tyrannen sich vorher ein zu schönes Ideal von der weiblichen Liebenswürdigkeit entworfen hatten. Sinnliche, sehr zum Idealisiren geneigte Liebhaber sind daher die allergefährlichsten Männer für das andere Geschlecht, — wenn sie in eheliche Verbindungen getreten sind. Von der einen Seite werden sie nur thierisch getrieben, und werfen sich nicht selten blindlings in die Arme des Ehestandes, — von der andern Seite hatten sie sich ein Ideal des Weibes

gebildet, das sie nimmer finden konnten, — aber immer noch ausserhalb ihres Hauses in irgend einem andern weiblichen Wesen zu finden hoffen. Dieß macht sie, wenn die ersten Täuschungen der Liebe dahin sind, gegen ihre Frauen meisten Theils eckig und ungerecht, — und bey den Vergleichungen mit andern Weibern müssen dann diese armen Dulderinnen immer hintenanstehen. Haben dergleichen Männer vollends einen hohen Begriff von ihrer eigenen Cultur und Verfeinerung, — und können sie ihre Frauen nicht als Muster hierin aufstellen; so leben diese Unglücklichen wie in einem Zuchthause, und immer unter der Feile einer unbarmherzigen, eheherrlichen Critik. *)

Eine Schwärmerey in der Liebe verleitet die einmahl gereitzte Phantasie leicht zu einer andern, — oder eine fließt aus der andern, damit der unterjochte Geist ja nicht ganz zur Besinnung komme, so lange das Herz liebe-

---

*) Weiberhasser und — Weiberdespoten. S. unten S. 126 u. f.

krank ist. Aus dem Idealisiren entstand sehr oft und sehr natürlich das Platonisiren in der Liebe, — das Schwärmen über die geistigen Zwecke einer Leidenschaft, die dem Menschen unsprünglich nicht sowol zu seiner Vergeistigung, sondern zur Erhaltung seiner Species eingepflanzt wurde. Daß eine solche geistige Liebe vorhanden seyn kann, — ist durch Erfahrungen bewiesen. Der Schwärmer kann sich durch die Anstrengungen seiner glühenden Einbildungskraft und seiner Contemplationen einen Gemüthszustand erschaffen, der in ruhigen und schlichten Menschen ein — Wunderwerk seyn würde; der aber dem Schwärmer selbst als das Allernatürlichste erscheint. Der Stürme seiner Affecten satt und überdrüssig, — und doch noch voll Wärme gegen das weibliche Geschlecht, das er ehemals mißbrauchte, — erkünstelt er sich ein herziges Gefühl des Schönen, — und liebt das Schöne nur, insofern es unsichtbar ist, weil er das Sichtbare nicht mehr genießen kann. Die sinnliche Welt ist mit seiner Sinnlichkeit für ihn erloschen; — aber vermöge seiner ihm eigenen Zärtlichkeit, — vielleicht auch vermöge

seiner Eitelkeit, — ist's ihm nicht möglich geworden, sich selbst ohne ein mit ihm eng verbundenes Wesen glücklich zu fühlen. An die Stelle seiner frühern Leidenschaften ist ein anderes Bedürfniß getreten, mit dem Willen eines andern Wesens eins zu seyn, ohne daß der Körper diese Einheit bewirkt, — ein Bild, worin er jetzt nur das Thier erblickt, ob er gleich sonst in eben diesem Bilde sein höchstes Gut suchte. Sein besserer Geschmack, sein weiches Herz, sein Drang, sich auch bey einem hinfallenden Körper immer noch geliebt zu sehen, seine ihn exaltirende Empfindeley, mit einem zärtern Wesen auf einerley Art und über einerley Gegenstände — vornehmlich in einem gewissen Helldunkel religiöser Begriffe zu schwärmen, — machen ihm eine sogenannte Seelenfreundinn nothwendig, und so entsteht ein Geisterverein, welcher um so dauerhafter wird, je mehr das sinkende Leben sich aus der Welt in die Stille der Einsamkeit zurückziehen muß. Wir finden daher immer, daß jene platonische Liebe als eine Begleiterin des kommenden Alters erscheint, ob sie gleich

noch aller jener Thorheiten fähig seyn kann, welche der Jüngling in seinen frühern Berauschungen des Affects beging. — Sie wird dem Alter ein Ersatz für die schönsten, — aber leichtsinnig verschwendeten Jahre der Jugend, und die Treue, welche der geistigern Liebe eigen ist, soll nun das Gewissen wegen so mancher Untreue beruhigen, die sich die nichtgeistige Liebe erlaubte. Gewöhnlich ist sie auch wol das Kennzeichen eines gutgearteten Herzens, das ohne den weichen und innigen Sinn, den die Liebe so wundersam in allen Seelen weckt, nicht leben konnte, sich durch die zarten Eindrücke froher Zurückerinnerungen und der damit verbundenen Dankbarkeit gern dem Geliebten zum Opfer hingiebt, — und mit ihm in einer andern Welt noch enger verbunden zu werden hofft.

Wenn es wirkliche Beyspiele giebt, daß sich zwey Geschlechter wahrhaft platonisch, — ohne allen sinnlichen Genuß, geliebt haben; so kann man mit aller Zuverlässigkeit annehmen, daß bey jenen Seelenverbindungen — physische Hindernisse den Ausbruch der Sinnlichkeit

unterdrückten. Unter den im Jahre 1792 im Pallast der Thuillerien entdeckten Papieren fand man auch die romantische Correspondenz zweyer Verliebten, — die einem solchen Purismus der Liebe gehuldigt hatten. Nach einer vorhergegangenen feyerlichen Verabredung kamen sie, wie zu einem Hochzeitfeste, in einer Kirche zusammen, — und blieben da, — bis die Gemeine auseinander gegangen war. Hier knieten sie dann vor dem hohen Altare in andächtiger Stille nieder, ritzten sich an der Nähe ihrer Herzen die Adern auf, — mischten in einem Gefäß ihr warmes Blut durcheinander, und der Geliebte schrieb dann mit diesem Blute, — nachdem jedes von ihnen die Worte des heiligen Eides zuvor im Angesicht des Altars ausgesprochen hatte, den Schwur nieder: daß er [der Romanheld] die Geliebte blos zum Genuß geistiger Vergnügungen gewählt habe, und daß sie [die Romanheldin] dem Geliebten ewige Treue gelobe, indem sie beyde — bey ihrer Verbindung hiermit allem sinnlichen Genuß entsagten. Dieser schwärmerische Eid wurde zwiefach mit Blut geschrieben, von jedem der

contrahirenden Theile unterzeichnet, und endlich mit einem — Kusse besiegelt. Der Geliebte bewahrte die Feder, womit dieser Vertrag aufgezeichnet und unterschrieben wurde, als ein Heiligthum auf, — das noch übrige abgezapfte Blut aber wurde, sobald es geronnen war, zur Aufbehaltung unter beyde vertheilt, — und sie hielten zuletzt ein Hochzeitmahl. Der ganze Vorgang wird als eine buchstäbliche Thatsache erzählt. — Die Verliebten leben vielleicht noch jetzt; — aber, um an eine solche rein-geistige Liebe zwischen zwey jungen feurigen Leuten glauben zu können, muß man den Umstand hinzusetzen, daß sie beyde — verheirathet waren. Die junge Dame ist in diesem Puncte so offenherzig, daß sie in einem ihrer Briefe an den Geliebten schreibt: „Ein jeder andre Umgang würde in meinen Augen um so mehr ein Verbrechen seyn, da derjenige, den man meinen Ehemann nennt, den Bedürfnissen der Natur nichts zu wünschen übrig läßt, und ich glaube, daß Ihre Frau gewiß eben das von Ihnen wird sagen können.“

Es ist wol freylich nicht zu läugnen, daß

mit jener sogenannten platonischen Liebe seit undenklichen Zeiten unter gebildeten Nationen gespielt worden ist, — daß aber auch unter der Masque dieses Spiels die Sinnlichkeit sich nicht nur zu verstecken, sondern auch anzuzünden pflegte. Indessen hat sie für zarte weibliche Seelen von jeher einen ganz eigenthümlichen Reitz gehabt, und die Anhänglichkeit an ihr hat die Vernunft, wenn jenes Platonisiren nicht in Ziererey ausartete, allerdings schätzen müssen. Dem verfeinerten weiblichen Gefühle kann die Liebe des Mannes, die nur auf den Genuß hinstürmt, — kann der Mann selbst, der das Weib nur zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit aufhascht, nicht sehr achtungswerth erscheinen. Sie muß sich unter ihre Würde, als Vernunftwesen, erniedrigt fühlen, wenn sie nur thierisch gemißbraucht, und vielleicht in ihren übrigen liebenswürdigern Seiten des Geistes und Herzens verkannt wird. Ueber das, was sie an sich selbst ehrt und liebt, und über das Körperliche weit erhaben ist, — siehet der sinnliche Mann mit kalten Blicken hinweg; — er liebt nur den vorübergehenden Genuß,

und nach seiner Befriedigung ist ihm das Weib weiter nichts mehr, als ein Nothbehelf für künftige thierische Momente. Eine solche Liebe, die so bald verschwindet, und an so lockere Bände geknüpft ist, kann das zarte weibliche Herz nicht wollen; es will als Bedürfniß seiner selbst, als ein geistig-lebendes Wesen, auf eine andere und dauerhaftere Art unterhalten seyn, — es will ohne Wechsel lieben, — ohne eintretende Kälte immer gleich geliebt und geachtet seyn, — und dieß kann es nur von einer Liebe der Seelen erwarten, die viel fester, als alle Sinnenliebe, gegründet ist. Das schuldlose weibliche Herz scheint kaum eine andere Liebe, als diese stille geistige Innigkeit zu kennen, und die wildern Ausbrüche seiner Leidenschaft müssen immer erst durch die verführerische Sinnlichkeit des Mannes hervorgelockt werden. Das unverdorbene Weib giebt sich nur aus Liebe, — nicht aus thierischem Affect hin, — indem sie den Mann glücklich zu machen glaubt, und ihn durch dieses Ergeben nach und nach zu edlern Gefühlen vorzubereiten denkt. Der Hang zu solchen Seelenverbindungen

ist dem weiblichen Herzen so eigenthümlich, daß er auch noch im Alter fortdauert, und in weichen Gemüthern eigentlich nie ganz verschwindet.

Allein eine ganz reine Geistigkeit dieses Gemüthszustandes würde ein Widerspruch der Natur seyn, indem diese mit den zartesten Empfindungen der Geschlechtsliebe den Bestand der Menschengattung aufs genaueste verbunden hat, und uns auch in eingeschlafenen Trieben immer noch ihren unsprünglichen Zweck erkennen läßt. Auch ist die zweyfache menschliche Natur so enge in einander verschmolzen, daß selbst der allersubtilste Gang ihrer Ideen und Gefühle von einer materiellen Organisation geleitet wird, so daß wir oft nur darum das Minderkörperliche für etwas Geistiges zu halten pflegen, weil uns die Fäden seines Zusammenhanges mit dem Materiellen entgehen, und gleichsam unsern Nachforschungen entwischen. Wenn wir daher bey einer sogenannten geistigen Liebe zwischen den Geschlechtern keine körperliche Einwirkungen empfinden, und die physische Natur einen völlig müßigen Zuschauer bey den

Ergießungen zärtlicher Herzen zu machen scheint, — ja, wenn sich hierbey die Sittlichkeit selbst als die strengste Richterin jedes thierischen Genusses aufwerfen sollte; so ist dadurch noch lange nicht bewiesen, daß die Liebe aus ihrer geheimen Sinnesart herausgeschritten sey, und sich nun allein in den Regionen des Unsichtbaren und Geistigen verloren habe. Sie bleibt immer eine menschliche Leidenschaft, und als solche muß sie sich auch in ihren feinsten Abstractionen auf das Sichtbare beziehen, — und daß sie dieß wirklich auch in ihrem geistigern Sinne thue, — mögen die tausendfachen Ausartungen der Seelenliebe in gröbere Genüsse, und die Versuchungen beweisen, denen die frömmsten Andächtler und die heiligsten Frauen in ihren Tempeln der Unschuld und Andacht selbst nicht immer entgehen konnten.

Indessen bleibt es wol ausgemacht, daß, — wenn eine solche geistige Liebe zwischen zwey Seelen beyderley Geschlechts wirklich vorhanden ist — a) ihr diese Form und dieser geistige Ton immer zuerst von der weiblichen Sentimentalität vorgeschrieben wird; — b) daß

gewöhnlich nur die in's Alter überschreitenden Frauen diesen höhern Schwung der Liebe annehmen, und — c) daß sie zu diesem gegenseitigen Geistesverein eben so gewöhnlich leidende, empfindsame, auch wol körperlich-schwache Männer zu wählen pflegen. Es liegt in diesen verschiedenen Andeutungen der weiblichen Liebe etwas sehr Charakteristisches, und die Erörterung dieser Puncte stehet daher hier nicht an der unrechten Stelle.

a) — Die weibliche Schamhaftigkeit kann in subtilen und verfeinerten Gemüthern eine solche Uebermacht über die leidenschaftliche Natur des Willens bekommen, daß sie nur mit Widerstreben, oder doch mit kalter Gleichgültigkeit an die irdischen Genüsse der Liebe denkt, und diese in ihrer frommen Schwärmerey sogar für die unheiligsten Partien im Gemälde der Menschheit halten konnte. Es ist dieß nicht immer Ziererey und coquette Prüderie; sondern sehr oft ein liebenswürdiger Zug der weiblichen Natur, der auf ihre eigene unverdorbene Würde hindeutet, und diese Würde vor ihrem Sinken

schützt; — ein Zug, den wir selbst im stürmischen Affecte so gern an dem moralischen Gebilde des Weibes wahrnehmen. Vermöge dieser Schamhaftigkeit und der mit dieser verbundener Furcht eines zu frühen oder zu öftern — entehrenden Hingebens sind daher solche Frauen zu einer unkörperlichen Vereinigung der Gemüther — viel geneigter, als der von Natur begehrende Mann, und dieser muß daher immer erst durch den Umgang mit sentimentalen Frauen zur Schwärmerey einer geistigen Liebe gestimmt werden; — er muß sich in dem Weibe vergessen lernen, — sein Wesen muß durch sie gleichsam vorher untergehen, und dann kann er es in jener Sentimentalität so weit bringen, als das Weib. Es wird unserm Geschlechte nicht schwer, — sich in diesen Ton hineinzustimmen, und zwar darum nicht, weil jene — geistige Anhänglichkeit des Weibes an uns — dem Egoismus des Mannes, auf die Länge, unendlich mehr, als ihre sinnlichen Opfer schmeichelt, und uns auch noch da Liebe verspricht, wenn die Flamme des Affects in uns ausgelöscht war. Wir sehen vor-

aus,

aus, daß dieses tobende Leben in uns bald aufhören wird, und daß wir sehr unglücklich seyn würden, wenn die Weiber nur die Riesen unseres Geschlechts lieben könnten. Hierzu kommt von unserer Seite oft noch eine Art von Dankbarkeit ganz eigener Art, — und diese ist der Grund, daß oft solche idealische Verbindungen zwischen Weib und Mann fortdauern können, wenn dieser auch nicht den physischen Wirkungen der Liebe entsagt hat. Genauere Beobachtungen des weiblichen Geschlechts haben uns nähmlich belehrt, daß sentimentale Weiber ihren Seelenfreunden nicht selten augenblickliche Befriedigungen des Affects, durch einen gemeinen Umgang, erlauben, — sobald sie wissen, daß grade durch eine so großmüthige Gestattung der Mann nur desto stärker an das geistigere Weib gefesselt wird, — und er sich durch sein Zurückgehen aus der Thierheit zur Vernunft selbst geehrt fühlt. Auf die Art muß das empfindsame Weib meisten Theils immer gewinnen, weil sie den Mann durch Großmuth bindet, und ihm selbst in ihrer ganzen heiligen Unsträflichkeit erscheint, während er zu ihr

beschämt hinaufblicken muß, — und nur durch ihre zärtliche Vergebung noch neben ihr stehen darf.

Diese Methode, über den sinnlichen Mann durch eine geistige Liebe zu herrschen, haben vornehmlich die klügern Frauen der großen Welt genützt, wenn sie selbst nicht mehr durch ihre Reitze gefallen konnten, — so wie es überhaupt von jeher Eheweiber gegeben hat, die da meinten, daß ihnen das Herz ihrer Männer durch augenblickliche Ausschweifungen nicht geraubt werde. Der scharfe weibliche Blick hat die Natur des Mannes gleichsam durchwühlt, und ihm ist nichts mehr an uns verborgen geblieben. Die Weiber haben daher auch früh genug die Entdeckung gemacht, daß der blühende und rüstige Mann sich durchaus nicht zu einer absolut-geistigen Liebe eignet, daß sein Wille ihn aus sich selbst hinaus in die Welt treibt, und daß sein ganzer Charakter auf Feuer und Leben und Befriedigung hindeutet. Auch ohne ihre natürliche Schwäche — würden sich daher die klügern Frauen ein gewisses Nachgeben zum Gesetz gemacht haben, weil ihnen die weibliche

Vernunft sagt, — daß der sinnliche Mann für wenige freye Augenblicke sich einer jahrelangen Dienstbarkeit hingeben kann.

b) — Daß aber diese sentimentale Nonnenliebe meisten Theils die Folge des herannahenden Alters sey, — ist wiederum sehr natürlich. Jüngere Frauen werden, auch bey der reinsten Schamhaftigkeit ihres Geschlechts, ihre Reitze nicht auf immer der männlichen Liebe entziehen, und der Lebensgenuß kann ihnen — momentan wol eben so viel werth, — als uns, seyn. Allein die Jahre gebieten ihnen aus mehrern Gründen ein seltenerS Hingeben der sinnlichen Natur, als dem Manne, — und dagegen auch eine größere Nothwendigkeit, an die Stelle der physischen Schönheit etwas Vorzüglicheres, nähmlich etwas nicht in die Augen Fallendes zu setzen. Denn jene beginnt zu verblühen, und der Mann wird dieß bemerken, wenn auch die dienstfertige Kunst immer noch gern etwas Jugendliches herbeyzaubern möchte. Dagegen hat das moralisch Schöne den großen Vortheil für die Weiber, daß es dem Manne als etwas nie Vergehendes, — und im Weibe selbst

— als eine zartere und liebenswürdigere Form erscheint, — ja, daß es durch die Zeit noch mehr an seiner Herrlichkeit gewinnt, — wenn eben diese Zeit alles sichtbare Schöne zertrümmert. Man glaube daher nicht, daß sich gebildete Frauen bey ihrem angehenden Alter und dem Verschwinden ihrer Reitze immer so unglücklich fühlen, als wir glauben. Es gelingt ihnen oft, Herzensverbindungen mit Männern zu stiften, die aller Vergänglichkeit trotzen, und durch eine sentimentale Liebe Männer zu fangen, die noch keine jüngere Schönheit festhalten konnte.

Die Coquetterie älterer Frauen ist daher auch gemeiniglich von der — ihrer jüngern Schwestern himmelweit verschieden. Wenn diese fast immer nur den äußern blendenden Reitz ihrer Schönheit, als einen magischen Zauber der Natur, allein wirken lassen, oder auch ihn zur Anlockung der Männer absichtlich abrichten; — so pflegen dagegen jene ältern Frauen die Eroberung der Männer dadurch vorzubereiten und auszuführen, indem sie die noch vorhandene Grazie der Weiblichkeit mit Unter-

haltungen der anständigen Geistigkeit zu verbinden wissen. Sie legen uns aber eben darum desto gefährlichere Fallen, weil wir dem Geistigen des Umgangs und seiner Zwecke, die auf die Veredlung unserer Natur hindeuten, unsere Achtung nicht versagen können, dagegen die jugendliche Schönheit des Mädchens auf uns gewöhnlich nur als Bedingung der Sinnlichkeit wirkt, und mithin in uns nie von der Dauer, als die Schätzung weiblicher Vernunft und Sittlichkeit, seyn kann. *)

---

*) Man hat es einen Originalzug in dem Charakter der Engländer genannt, daß sie den Umgang mit ältern Frauen häufig den Verbindungen mit — jüngern vorzuziehen pflegten, und daher die romantische geistige Liebe unter ihnen öfter, als anderswo, angetroffen werde. — Junge Männer halten sich Maitressen, die weit über die Jahre der schönen Jungfräulichkeit hinaus sind, und oft die Mütter dieser romantischen Knaben seyn könnten. Man hat, vermöge einer schon herrschenden Manie, — alles an jener Nation zu bewundern, auch diesen Charakterzug angestaunt. — Wir wollen statt dessen ihn lieber zu erklären suchen. Die männliche Jugend jener physisch-kraftvollen Nation

c) — Der Umgang sentimentaler Frauen mit physisch-schwachen, leidenden und selbst empfindsamen Männern ist darum so häufig, weil grade solche Männer der weiblichen Liebe — eine anhänglichere Treue und eine Schonung der weiblichen Ehre versprechen, wor-

---

lernt gemeiniglich die Ausschweifungen der Liebe durch eine Menge äußerer und innerer Antriebe sehr früh kennen. So zeigen sich wenigstens die jungen Britten überall bey uns in — Deutschland. Dadurch werden, bey der Unbändigkeit ihres Temperaments und ihrer Neigung zu starken Getränken, ihre Nerven geschwächt, ihr wilder Affect übersättigt, und der Geist ihrer Jugend gelähmt, — während unter diesen negativen Gefühlen ihr Gemüth einen ungewöhnlichen Ernst annimmt, — eine Stimmung, wozu diese robuste Organisation ihrer Natur ohnehin schon geneigt ist. Dieser Ernst sucht Beschäftigungen, wenn die thierische Leidenschaft nur noch kärglich und periodisch wirkt, und eben darum dem Geiste zum häufigern Nachdenken Ruhe läßt. — Er sucht in diesem Gefühle der Schlaffheit neue Reitze. — Der junge Mann wirft sich in die ruhigern Umarmungen verständiger Frauen; er will hier, vermöge seiner natürlichen Gutmüthigkeit, von seinen Thorheiten genesen, und

auf Weiber jener Art — wenigstens einen äußern großen Werth legen. Die Naturen scheinen sich überall mehr zu berühren, wenn sie an einerley Krankheiten des Gemüths leiden, und die Gefühle sich gleichsam zum Verein der Herzen gegenseitig einander anziehen. Indem

---

sich nun eben so gutmüthig belehren lassen, wie viel haushälterischer er mit seinem frühern Leben umgehen mußte. Das leichte, luftige und heuchlerische Wesen der Töchter der Freude ist ihm schon, vermöge seines graden Characters, nach und nach verdächtig geworden; — er fühlt sich von der Sinnenliebe betrogen; er will sich gleichsam an ihrer Untreue und Schädlichkeit dadurch rächen, — daß er zu einer transcendentalen Stimmung übergehet, und einer andern Liebe huldigt, welche mit jener irdischen nichts gemein hat, — oder doch geistigerer Natur zu seyn scheint, weil die Vernunft etwas mehr Antheil daran, als am physischen Genusse, — nimmt. Es ist eine Täuschung des Gemüths, das sich darum für veredelter hält, indem es die Sättigung der Leidenschaft als eine Maxime der moralischen Vernunft betrachtet, ob sie gleich oft weiter nichts, als eine erzwungene Negation des physischen Lebens ist.

man das leidende oder schmachtende Ich in einem andern lebendigen Wesen erblickt, glaubt man schon darum mit diesem in einer engern Verwandtschaft zu stehen, und eine gewisse ewige Vorherbestimmung dieses Seelenvereins annehmen zu dürfen. — Sie gehören sich, nach ihrer Meinung, wie Geschwister einander an, weil sie sich einander unter den Millionen weniger zarten Gemüther — fanden, und in dem Augenblicke des Findens für einander glüheten. Ueberdieß hebt der Umgang der Weiber mit physisch-schwachen und leidenden Männern jene über einen gewissen Verdacht der Sinnlichkeit hinweg, — welchem die weibliche Empfindsamkeit so gern auszuweichen sucht. Die Welt pflegt aber doch über dergleichen Geistesfreundschaften gewöhnlich ganz anders zu urtheilen; allein diese empfindelnden Geister selbst sind stolz darauf, sich zu besitzen, und ihr Umgang ist auch gemeiniglich von aussen so forglos, daß man dahinter eher das gute Bewußtseyn, als eine unheilige Flamme, suchen möchte.

Es giebt auch wirklich Ehen, vorzüglich

unter cultivirten höhern Ständen des Lebens, worin nach und nach, ohne gemeinschaftliche Verabredungen, eine geistige Liebe die herrschende wird. Die Gattin zeigt sich gleichgültig gegen die zärtlichen Bestürmungen des männlichen Affects, weil es die Jahre gebieten, und der kränkliche Mann giebt nicht ungern dieser Gleichgültigkeit nach. In solchen Fällen, wo sich die Ohnmacht gleichsam mit der Ohnmacht verehlicht, und die Reste des Lebens nur noch für die Spiele der Phantasie hinreichen, kann sich die eheliche Empfindeley ganz nach ihrer Willkühr befriedigen, und wiederum eine Regierung der Schamhaftigkeit einführen, die nun desto strenger jede irdische Liebe zu meistern pflegt. — Allein diese Schamhaftigkeit ist nur eine durch die Nothwendigkeit herbeygeholte Maxime, und nicht immer durch sich selbst edel und rein. — Ihr Inneres ist noch von den Erinnerungen aus blühendern Jahren angesteckt, und sie darf sich diese Bilder um so dreister wieder hervorrufen, — weil ihre Schuld nicht mehr durch die Sünde vergrößert werden kann. Es geschahe nicht selten, daß in den Hand-

bibliotheken solcher sich geistig-liebenden Gemüther — Schriften der unsaubersten Gattung und Kupfer vorgefunden wurden, die eine züchtige Sprache nicht zu nennen wagt.

Endlich giebt es noch den Fall, daß Eheleute wirklich mit einander übereinkommen, nur einer geistigen Liebe zu huldigen, und ihr unter der Gestalt einer zärtlichen aber beeidigten Freundschaft ewig treu zu bleiben. Diese Fälle sind wirklich da, und man wird uns daher nicht den Vorwurf machen, daß dieß eine aus der Feenwelt entlehnte Anecdote sey. — Wenn Eheleute jenen Keuschheits-Contract, bey einem noch nicht erloschenen jugendlichen Feuer eingehen; so wird, wie oben, die Maxime gelten, daß die Gattin höchst wahrscheinlich, oder in der Regel die contrahirende Hauptperson ist, — wobey wir aber voraussetzen dürfen, daß keine Frau einem geliebten Manne solche Bedingungen vorschreiben würde, wenn sie nicht physisch dazu genöthigt wäre. Solche Contracte werden daher entweder nach der zweyten Ehe von der Witwe, oder in der ersten Ehe von beyden Theilen nach irgend einer Zerrüttung der

weiblichen Gesundheit [z. B. durch die Wochenbetten] oder zwischen gesitteten Eheweibern und — ungesitteten Ehemännern geschlossen, in welchem letztern Falle die Frau den Mann seiner Freyheit übergiebt, wenn ihr nur wieder sein Herz treu bleibt.

So allgemein auch die Meinung von der größern Sinnlichkeit der Weiber seyn mag; — so giebt es doch ihrer genug, die gegen die physischen Reitze der Liebe entweder von Natur gleichgültig, — oder gleichgültig geworden sind. Diese wollen sich nicht den Gefahren und Lasten der Wochenstube aussetzen, — oder die Reste ihrer sinkenden Schönheit erhalten, oder die Liebkosungen ihrer Männer in ihrer bestürmenden, aber immer contraktmäßig zurückgewiesenen, Wirksamkeit erhalten, um über den immer zärtlich gereitzten, aber nie befriedigten Mann eine desto sichere Herrschaft zu führen. Sie behandeln ihn, wie ihren Cicisbeo, und gemeiniglich ist auch dieser nichts anderes, als ein solcher, — nur unter der edlern Firma des Freundes, und unter Begünstigung einiger Freyheiten, die sich der Cicisbeo nicht immer selbst

nehmen darf. Diese Frauen haben darin allerdings ihre Rechnung richtig genug abgeschlossen, — daß der nachgebende Mann, wenn er von animalischen Sättigungen abgehalten wird, — länger dem Geiste einer gewissen zärtlichen Galanterie, als der gewöhnliche Ehemann im Besitze seiner Rechte, folgt, und mithin den weiblichen Phantasien einer romantischen Liebe mehr entspricht. So lange er dieser Liebe huldigt, folglich seine Leidenschaft, als männliche Lebenskraft, in einer fortgehenden Exaltation bleibt, — wird seine eigene Liebe in einer gewissen Täuschung erhalten; er scheint seine Gattin immer noch in der lieblichen Gestalt einer Braut zu erblicken, und ihrer Eitelkeit wird dagegen dadurch hoch geschmeichelt, den Gatten immer noch als den bittenden und glühenden Liebhaber zu umarmen. — Sonach fühlen beyde Theile durch die Einbildungskraft eine Art von Befriedigung des ehelichen Glücks, — ohne daß sie sich seinen Unbequemlichkeiten unterwerfen, und ihre anderweitigen freyen Stunden aufopfern dürfen. Es kann hier nicht erst die Frage seyn: ob ein

solcher Vertrag zu einer blos geistigen Ehe etwas Unwürdiges und sogar Unmenschliches ist? — denn das versteht sich von selbst, da er den größten und heiligsten Zweck der Ehe verachtet, — und Begierden im Manne, ohne sie — zu befriedigen, erweckt, — oder ihnen gar eine unnatürliche Tendenz erlaubt; aber es kann doch Fälle geben, wo der Mann vernünftiger Weise den Vertrag der Gattin genehmigen müßte, wenn sie nähmlich durch eine Niederkunft in Todesgefahr geräth, oder der Welt unheilbar-kränkelnde Kinder geben würde.

Gemeiniglich tragen aber alle dergleichen psychische Ehen etwas Gespanntes und Pedantisches an sich, das aus der Natur einer solchen widersinnigen Verbindung zweyer Geschlechter unmittelbar selbst hervorgehet. Das Romantische wird niemahls lächerlicher, als wenn es ewig bestimmte Zwecke auf die Seite schieben, und sich an die Stelle derselben setzen will. Zwey zur Ehe mit einander verbundene Hagestolzen verschiedener Geschlechter — können uns nicht anders als Caricaturen der Societät erscheinen, die sich selbst das Recht

genommen haben, ihr auf eine würdige Art anzugehören. Da sie der Welt keine Kinder geben wollen; so sind sie wie von ihr geschieden, und sie selbst scheinen es zu empfinden, daß sie in diesen großen Kreis des Lebens nicht ganz hineinpassen, weil sie zu seiner Erhaltung nichts beytragen wollen. Man findet auch wirklich nie mehr Einseitigkeit, mehr Kleingeisterey, mehr originelle Lächerlichkeit, als in dieser trockenen Dualität — einer geistigen Ehe, — nirgends mehr Sittenziererey, und kalte Prüderie, als da, wo der Mann und das Weib nicht durch die Kinder in eine genauere Verwandtschaft mit der Welt getreten sind, sondern als zwey neben einander stehende Egoisten die Wohlthaten des Lebens für sich allein verschlingen. Die Menschheit ist ihnen gemeiniglich wenig Achtung schuldig, weil sie ihr nichts Bleibendes zurücklassen, und willkührlich einen Stammbaum für die Zukunft zertreten, dessen Erhaltung ihnen die Natur zur Pflicht gemacht hatte.

Eifersucht des Mannes. Ihre Natur u. s. w.

Aus dem Egoismus der Liebe geht die Eifersucht hervor, — indem sie ein wirkliches oder nur geträumtes Eigenthum allein besitzen, allein genießen will. Da sie sich mit dem geliebten Gegenstande als eine unzertrennbare Einheit betrachtet, aber doch zugleich an eine Zertrennbarkeit dieser Einheit glaubt, und glauben muß; so liegen auch alle Qualen nur in ihr selbst. Aus Furcht, das Geliebte zu verlieren, schafft sie abwechselnd ihre eigenen Martern, indem mit dem ersten electrischen Funken der Liebe ihr auch schon das Bild dessen vor den Augen schwebt, — der mit ihr nach einer Krone greifen könnte. Aber die sonderbare Gewalt der eifersüchtigen Leidenschaft selbst liegt wol, allgemein genommen, in der lebendigen Ueberzeugung, daß nur die eine Auserwählte im ganzen Weltall für ihn [den Liebenden] vorhanden sey, daß sie gleichsam von Ewigkeit her ihm angehöre, und so ferner ewig angehören werde, — ja, daß alles Glück und

alle Verschönerung seines Daseyns nur von dieser Alleinigen ausgehen könne. Mehr, als der Mörder des physischen Lebens, wird daher derjenige gefürchtet, welcher unser ganzes Ich hinrichten will, indem er uns die Geliebte raubt.

So weit ist die Eifersucht des Mannes und Weibes von einerley Natur und Organisation. Sie will das Eroberte oder zu Erobernde allein und ausschließlich besitzen, — weil sie sich als eine so überlästige Begleiterin der Liebe so gern selbst zerstören möchte. Allein in der größern Leidenschaftlichkeit des Affects möchte es doch wol manche allgemeinere Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Eifersucht geben, welche die Aufmerksamkeit des Anthropologen verdienen. — Die Männer haben nähmlich die Erfahrung gemacht, — daß ein einziger unbewachter Augenblick den Frauen höchst gefährlich werden kann; daß durch Schmeicheleyen oft die reinste und selbständigste weibliche Tugend fiel; daß der Widerstand weiblicher Willenskraft bey gewissen Verführungskünsten immer viel zu schwach ist; ja, daß eben dieser

Wider-

Widerstand, wenn er auch ernstlich war, den Mann nur desto mehr anlocke und zum Siege auffordere; daß der mobile Geist des Weibes zur Veränderlichkeit geneigt sey, und daher eine heimliche Liebe schlauer zu verbergen wisse; daß aber eben dieser mobile Geist mitten in — dieser Veränderlichkeit den Charakter des unbiegsamsten Eigenwillens annehmen, und daß das weibliche Herz bey dem leisesten Hange zur Coquetterie, ohne Verlegenheit, mehrern Anbetern zu gleicher Zeit Gehör geben könne.

Diese Erfahrungen machen denn freylich bedenklich, mißtrauisch, und erhalten die Liebe selbst in einer peinlichen Unruhe, die durch das Mißtrauen gegen den modigen, lockern und zu abgeschliffenen Zeitgeist nur noch vermehrt werden muß *). Dabey beurtheilen die Män-

---

*) „Nos mal-adroites institutions on rendu les femmes si dissimulées, et ont si fort allumé leurs appétits, qu'on peut à peine compter sur leur attachement le mieux prouvé, et qu'elles ne peuvent plus marquer de préférences qui rassurent sur la crainte des concurrens.“ Rousseau Emile. Tom. IV. Liv. 5. —

ner das weibliche Geschlecht — zu sehr nach ihrer eigenen Denkart und Sinnlichkeit, denken sich in den nachgebenden, weiblichen Charakter — des Mannes thierischen Sinn hinein, sehen in den meisten Frauen und Mädchen nur versteckte Buhlerinnen, und — bey den Insinuationen eines solchen Glaubens pflegt dann wol die Eifersucht total unvernünftig zu werden, und in jene lächerliche Raserey auszuarten, die man bey so vielen verliebten Männern findet. Es sind also größere Motive vorhanden, wodurch die Eifersucht des Mannes meisten Theils lebendiger und quälender, als die des Weibes, seyn muß, und diese Motive wirken im Manne nur desto stärker, weil er sich hierbey als ein Verblendeter leiten läßt, und sein Mißtrauen nicht in klare Begriffe aufzulösen sucht. Der eine Irrthum ist also der, — daß wir die Weiber so geradezu nach uns beurtheilen, und sie uns wol gar als noch viel sinnlichere Wesen vorstellen [wodurch allein schon alle Eifersucht des Mannes größer werden muß]. Der zweyte Irrthum ist noch ungerechter, indem wir zu leicht das

ganze weibliche Geschlecht nach dem zurückstoßenden Bilde öffentlicher Verführerinnen richten, also hier wiederum durch unsere eigene Schuld der Eifersucht einen unermeßlichen Spielraum geben.

Eine offenbare Vergrößerung der männlichen Eifersucht liegt in der größern Sinnlichkeit unserer Natur, — indem diese einen physischen Genuß allein besitzen will, und sogar auf viel liebenswürdigere Talente des Weibes Verzicht thut, wenn sie nur ungestöhrt genießen kann. Dieß ist so erwiesen, daß tausend Männer mit aller Gemüthsruhe die Gleichgültigkeit ihrer Gattinnen ertragen können, wenn sie nur nicht die eheliche Treue brechen, und ihre Liebkosungen an keinen Andern verschwenden. Das Thierische in der Leidenschaft des Mannes — macht ihn eifersüchtiger, als das Weib; — ein sonderbarer Mechanismus der Natur, der mit seinen edlern Gefühlen auf eine unerklärbare Art zusammenhängt, — indem der Mann das Kind, welches ihm untergeschoben wurde, nicht lieben kann, dagegen er an dem Seinigen mit glühender Seele hängt. —

Es ist, — als ob er sich dieses als eine Production seiner Liebkosungen dächte, ob diese gleich weiter nichts, als Bewerbungen um die höchste Gunst, waren. — Aber auf diese Bewerbungen legt der Mann einen großen Werth, und der Gedanke, daß sie nicht erkannt, daß seine Liebkosungen wol gar zurückgewiesen werden, weil die Geliebte sich einem Andern hingiebt, — muß wol für ihn der peinlichste aller Gedanken seyn. Die Furcht, daß ihm etwas an seiner Sinnlichkeit abgehe, wenn das Weib einen zweyten liebt, — dieß setzt die Eifersucht des Mannes in Flammen, und dieß macht ihren Grundcharakter aus *).

So ist auch das Bild und die Gewalt der Eifersucht unter allen barbarischen Nationen. Sie schließen ihre Weiber in wohlverwahrte

---

*) Sehr naiv sagt Bayle im Artikel Eva, Lit. K: „Wenn ein Eifersüchtiger während seiner Eifersucht eine Logik schriebe; so würde er die Buhlerey der Weiber unter die allgemeinen Eigenschaften der Dinge rechnen." — „Quae convenit omni, soli, et semper subjecto, et cum eo reciprocatur."

Kerker oder — Palläste ein, damit ihnen keiner die weibliche Gunst raube, welche der Gebieter für sich allein behalten will. Je heißer die Erdzonen und Temperamente, desto eifersüchtiger die Männer, — je kälter, — desto nachgebender gegen die Schwächen ihres zweyten Ichs; immer wieder aus obigem Grunde, weil der Mann das Gefühl des Weibes nach dem seinigen beurtheilt, und in heißern Weltgegenden und auf einer so niedern Stufe der Menschheit sein Mißtrauen gegen die Weiber auch wol nicht ganz ungerecht ist. — Aber so wie die männliche Liebe bey einer höhern und feinern Ausbildung des menschlichen Geistes auch selbst einen höhern und liebenswürdigern Charakter annimmt; — so erscheint auch hier das Thierische und Plumpe der Eifersucht unter einer minder furchtbaren Gestalt; — die Eifersucht wird menschlicher durch eine menschlichere Liebe, und kann, wenn sie in ihren stillern Grenzen bleibt, und unter der Aufsicht der Vernunft steht, wol gar das Liebenswürdige noch liebenswürdiger machen.

Alsdann besteht sie in einer zärtlichen Furchtsamkeit, ein höchst gewünschtes und mit

inniger Sehnsucht begehrtes Kleinod, ein weibliches Herz, zu verlieren, — anstatt, daß der rohere Mann nur den körperlichen Genuß des Weibes zu verlieren glaubt. Jene veredelte Eifersucht macht der Natur des Menschen Ehre; — einmahl, weil sie etwas zu verlieren meint, wodurch sie sich selbst noch mehr auszubilden und zu veredeln hoffte, — also aus wahrer Mitwirkung des moralischen Gefühls eifersüchtig ist; zweytens, weil sie nichts verlieren mag, dessen unermeßlicher Werth sich gar nicht einmahl bestimmen läßt, und von dem Geliebten daher als eine unendliche Größe betrachtet wird. Der Ausdruck einer solchen Eifersucht ist daher auch nicht stürmisches Rachegefühl, sondern eine innere stille Wehmuth, daß es uns an jener Liebenswürdigkeit gebricht, die zur Eroberung und Festhaltung des geliebten Gegenstandes erfordert wird, — ein tiefes, zartes, melancholisches Trauern über uns selbst, welches aber, wenn die Geliebte auch ungetreu würde, nicht in Ungerechtigkeiten des erbitterten Egoismus gegen sie auszubrechen pflegt. — Oder diese veredelte Eifer-

sucht geht auch zugleich aus dem innern Mißmuthe hervor, daß wir verkannt und vielleicht wol gar einem viel Unwürdigern nachgesetzt wurden. Dann fühlt sich die Eifersucht, selbst des edlern und gebildetern Mannes, schon eher beleidigt; aber eigentlich doch mehr erschüttert, weil unser Ehrgefühl getäuscht wurde, und die Vernunft zu spät aus einem langen Traume zu traurigen Ueberzeugungen einer ganz andern Art erwachte.

Männer ohne Eifersucht.

Die Eifersucht ist meisten Theils im Gefolge der männlichen und weiblichen Liebe; — aber nicht immer. Die Fälle, wo sie nicht da ist, wenigstens nicht da zu seyn scheint, sind folgende. —

a) Wenn die Liebe des Mannes denjenigen Grad der Stärke und Selbstachtung angenommen hat, daß sie einen Fehltritt, — eine Abweichung von einem gegebenen heiligen Versprechen, in sich

selbst für eine moralische Unmöglichkeit hält. Glaubt sie nun in diesem befestigten exaltirten Zustande, daß die Geliebte eben so stark, eben so lebendig, eben so innig fühlt, als der Mann; — so denkt sie sich die moralische Unmöglichkeit einer weiblichen Untreue sogar noch größer, weil der Mann in der Regel das Weib, als Geliebte, für besser, als sich selbst, hält. Dieses gläubige Transferiren des Bewußtseyns eigener männlicher Tugend in das noch bessere geliebte Object kann eine Ueberzeugung von der weiblichen Sittlichkeit bewirken, die nichts in der Welt, — und sogar oft die evidentesten Beweise des Gegentheils, nicht zerstöhren konnten; ein Vertrauen auf die weibliche Tugend, welches, meiner Meinung nach, in den Augen des Weibes die höchste Liebenswürdigkeit des Mannes ausmachen müßte, ob es gleich nicht immer erkannt wird. Ausserdem liegt es schon in der Natur des menschlichen Gefühls, daß eine Leidenschaft zweyer einverstandener Personen, die nach einerley Besitz streben, hierdurch fast immer an Intension zunimmt. Dieß muß noch mehr der Fall bey

der Liebe seyn, als welche auf den Besitz eines liebenswürdigen Vernunftwesens hinsteuert, — und ohne ein lebendiges Vertrauen auf dessen Güte gar nicht einmahl gedacht werden kann. Hier läßt das Feuer der Leidenschaft keinen Zweifel über das Verlöschen eines ähnlichen Feuers in der Auserwählten — aufkommen, indem man mit dieser nur eine Person auszumachen glaubt, und diese Einheit durch einen wirklichen Vernunftglauben an sie für etwas absolut Unzertrennbares hält. — Dieser Glaube an die einzige und untheilbare Liebe des Weibes ist daher gemeiniglich bey denjenigen am stärksten, welche zum ersten Mahle lieben, und durch Erfahrungen und Belehrungen von weiblicher Untreue noch nicht schüchtern gemacht sind. Die erste Liebe dieser Art ist daher auch fast immer die zuversichtlichste, weil sie sich, ohne sich zerstreuen zu lassen, selbst in allem genug ist, sobald sie nur die gewünschte Erhörung errungen hat. Ihre Unschuld macht ihre Stärke aus. Aber eben dieser hohe Glaube an sich selbst und an die Geliebte, in dessen Gefühle der Himmel der Liebe liegt, macht sie nun auch,

als die erste, zu dem Allerwichtigsten, dessen sich der Mann aus seinem gesammten Daseyn erinnert. Ja, es ist ihm, — als ob diese Periode seiner höhern Menschwerdung über sein ganzes Leben einen heiligen Glanz verbreite, und als ob er seine wahre verherrlichte Existenz allein von dem Momente der ersten Liebe datiren müsse.

b) Wenn die Liebe des Mannes zu schwach ist, und also mit einer innern Gleichgültigkeit [nur im Aeußern sich eifersüchtig stellend] die Abnahme der weiblichen Liebe ertragen kann. Diese Erscheinung lassen uns viele Männer vornehmlich in der großen Welt sehen, — die wir anfangs für starke Geister halten, weil sie sich über die kleinlichen und kindischen Besorgnisse der Eifersucht weggesetzt, und, wie wir glauben, aus Achtung gegen das andere Geschlecht — diesem einen mehr als gewöhnlichen Spielraum weiblicher Freyheit gestattet haben. Man findet aber gar bald, daß diese erhabene, männliche Großmuth gemeiniglich weiter nichts, als eine von der Natur aufgedrungene, öfter noch durch Ausschweifungen veranlaßte Kälte gegen das

zweyte Geschlecht ist, — eine Kälte, die sich bey dem Verdachte gegen dasselbe zu beruhigen weiß, wenn man diese Männer nur nicht selbst in gewissen Freyheiten stöhrt. Diese Unglücklichen haben bereits allen Glauben an die weibliche Tugend aufgegeben, — nach diesem Glauben beurtheilen sie ihre eigenen Gattinnen, und meinen, daß man nur überall die Augen zudrücken müsse, so lange die Ehre des Mannes durch die Untreue des Weibes nicht öffentlich angegriffen werde. — Bey den hundertfachen Ehen, welche durchaus nicht die Liebe, sondern die eiserne Convenienz schließt, kann auch selten die Gattin ein anderes Glaubenssystem des Mannes, als dieses, erwarten, so peinlich für sie auch der größere Freyheitskreis seyn mag, den ihr der Mann im Umgange mit andern Männern erlaubt. Das weibliche Herz, zur Einsamkeit bestimmt, läßt sich lieber einen gewissen Zwang gefallen, wenn er durch Zärtlichkeit und Eifersucht des Mannes veranlaßt wurde; sie betrachtet diese Sclaverey als ein Document der Anhänglichkeit des Mannes, und fühlt sich dadurch geehrt und geschmeichelt, daß dieser es

allein besitzen will, — ja, es kann sogar harte Mißhandlungen des tobenden Mannes vertragen, wenn er aus einem Irrthume der Liebe sich gegen dasselbe vergehet, oder es sich selbst den Vorwurf einer kleinen Vernachläßigung des Geliebten machen muß.

Aber darum sind nicht alle gegen ihre Frauen kalt gewordene Männer — von aller Eifersucht frey *). Dieß ist jedoch nicht die Eifersucht der Liebe, sondern des Egoismus und des Stolzes, der von dem Weibe eine ewige Veneration fordert. Unerträglich ist diesen Männern der Gedanke, — daß das Publicum mit ihren Nahmen ein Gespött treibe, weil sie ihre Autorität über die Weiber verloren haben. Kein Wort in der Sprache jagt so sehr ihr Blut zum Kopfe, als das fatale Cocu, —

---

*) „Ce n'est pas [schreibt Usbek an seinen Freund Neffir] que je les aime: je me trouve à cet égard dans une insensibilité qui ne me laisse point de desir — j'ai prévenu l'amour et l'ai de truit par lui-même: mais de ma froideur même, il sort une jalousie secrette qui me dévore." Montesquieu Lettres Persanes. VI.

kein Gedanke schrecklicher und brennender, als daß ihnen ein fremdes Kind untergeschoben werden könnte. Die Eifersucht dieser Männer hat oft darum keine Grenzen, weil sie es fühlen, daß durch ihr Benehmen das Herz des Weibes nur immer weiter von ihnen abgerissen werden müsse, und dieses die Kälte und die Lächerlichkeiten des Mannes zu einem Entschuldigungsgrunde weiblicher Vergehungen machen werde. Bis zur sinnlosen Wuth und thierischen Brutalität kann diese Eifersucht vollends dann steigen, wenn der kalte, — zugleich entnervte und in seiner Kraft zertrümmerte Mann es selbst fühlt, daß er nur noch die äußere Form des Mannes an sich trägt, und die Ansprüche des Weibes auf seine Liebe nicht mehr zu befriedigen fähig ist. Hier verbindet sich die thierische Eifersucht, welche einem Dritten den Genuß der Liebe mißgönnt, mit dem Gefühl der Schande, und darum sind diese Männer meisten Theils die unbarmherzigsten Tyrannen ihrer Frauen, — während sie selbst an den fürchterlichsten Selbstqualen leiden. Die allergeringste Veranlassung zur Eifersucht bringt diese privilegirten Henker

des weiblichen Geschlechts zur Verzweiflung; sie sehen sich überall mit Spionen und Nebenbuhlern umringt, sie deuten alles, was sie von der Gattin oder Geliebten sehen und hören, nach einer seltsamen mißtrauischen Exegese; sie träumen von Einverständnissen und geheimen Connexionen des Weibes, die nie vorhanden waren, und geben ihr bald mit despotischem Ernst, bald mit schneidendem Witz Dinge schuld, woran sie noch nie dachte. Sie setzen die Treue des Weibes auf die Probe, — wobey weder die öffentliche Delicatesse des Wohlstandes, noch das Zartgefühl des weiblichen Herzens geschont wird. Die allerredendsten Beweise der weiblichen Unschuld reichen noch nicht hin, — diese Männer zur Vernunft zurückzubringen, weil ihre erhitzte Phantasie ihnen das Mögliche so leicht als etwas Wirkliches darstellt, und weil, nach ihrer mißtrauischen Deutung, das augenblicklich geschehen kann, was noch nicht geschehen war. Die zärtlichsten Liebkosungen einer verständigen Gattin erscheinen ihnen nicht als solche, sondern als fein angelegte Berückungen, wodurch der Mann hintergangen und geblendet werden soll,

— als listige Plane, die auf eine schon innerlich begangene weibliche Untreue hindeuteten, und eine bald noch größere verdecken sollten. Die Welt ist ihnen wie ein Aufenthalt im Fegefeuer, weil die Welt ihrer Meinung nach von Anbegin nichts geflissentlicher, — als die Weiber verdarb, — weil dieses Verderben täglich zunimmt, und kein Heilmittel dagegen aufgefunden werden könne. Sehr naiv sagt der englische Zuschauer: — „alles wird diesen Menschen verdächtig, wenn sie nur einen Blick in den Spiegel werfen; — eine Furche in diesem veralteten Gesicht zündet schon ihre Eifersucht an. Denn glühendheiß brennt der Gedanke auf ihrem Herzen, daß es schönere und kraftvollere Männer, als sie selbst, giebt."

Dieß ist vornehmlich die quälende Eifersucht alter — Männer, welche sich mit viel jüngern Frauen verbunden haben, und in den Jahren zu weit von einander abstehen. Noch einmahl ist die Flamme der Liebe in jenen Männern lebendig erwacht, — ohne daß sie an die Nähe ihres schrecklichen Verlöschens denken. Die Schönheit, oder auch nur die üppige Kör-

perfülle eines Mädchens hat sie bezaubert; der Glaube, das Zutrauen zu sich selbst giebt dieser Liebe eine neue Stärke; sie beginnen in ihr einen freylich sehr unüberlegten Wettkampf mit der jüngern Welt, und wollen sich noch als Sieger zeigen, wenn die Lebenskraft nur noch einer erzwungenen Hypothese gleicht. Aber mitten in ihren zärtlichen Schwärmereyen werden sie durch die Eifersucht wie zermalmt. Sie können nähmlich dem Gedanken nicht ausweichen, daß die Schönheit und Jugend der Geliebten in andern Männern ähnliche Aufwallungen, als in ihnen selbst, bewirken dürfte, — und daß also grade hier die Unsicherheit des Besitzes entschieden sey. Der Feind ist immer in der Nähe, und seine Stellung desto imponirender, je jünger der kriegführende Feldherr ist. Die Gefahren sind so augenscheinlich, und das schöne Land so bereitwillig zur Uebergabe! Dieß macht die Liebe alter Männer zur Folter, und sie sollten, wenn sie klug wären, sich nie wieder auf dieses gefährliche Element wagen. Noch mehr aber wird die Eifersucht des alten Mannes dadurch geschärft, daß er eine süße Leidenschaft, die ihn

so

so beglückende Liebe, um so weniger aufgeben möchte, weil er höchst wahrscheinlich nun zum letztenmahle liebt, und dann die Göttin nimmer wiederkehrt. —

c) Wenn die Liebe zu blind ist. Man verwechsele diesen Fall nicht mit dem obigen, wo die Eifersucht der reinen, auf einem moralischen Glauben gegründeten Liebe weichen muß, und aus Vernunftgründen diese jenseit alles Bezweifelns gedacht wird. Die blinde Liebe kann zwar bisweilen den von allem Eigennutz entfernten Vernunftcharakter der reinen Liebe annehmen, und sich so, wie diese, in dem Anschauen des Vollkommenen verlieren, — auch kann sie dieser höhern Gattung der Liebe darin gleichen, daß sie sich blos durch Zuneigung zu einer liebenswürdigen Person — zu veredeln und zu vergeistigen strebt; allein in der Regel ist sie doch nur ein Affect, der, ohne sich umzusehen, sein Ziel blindlings verfolgt, und wie ein Gemüthskranker nur auf der einen fixen Idee brütet: daß das Mädchen sein ist. Diese Idee kann bey gutmüthigen oder sehr von sich eingenommenen Männern leicht ein solches Ue-

bergewicht bekommen, daß die Eifersucht zu keiner Einsprache gelassen wird. Umsonst wird es die Schalkheit der Geliebten versuchen, diese Männer aus ihrer verfinsterten Ruhe zu bringen; — alles, was diese thut und treibt, — selbst der Anschein des Zweydeutigen, — ist liebenswürdig und vortrefflich, oder wird auf die zärtlichste und nachgebendste Art entschuldigt. Die Geliebte bleibt immer in dem Genusse der alleruneingeschränktesten Freyheit, — und sehr oft wird dadurch die Tugend des Weibes leichter, als durch Zwang und einen eifersüchtigen Humor des Mannes, bewahrt. —

Diese Liebe siehet es nicht, und kann es nicht sehen, daß der Geliebte vielleicht nur aus Nothdrang gewählt wurde, — weil die Jahre dem älternden Mädchen nun eine möglichst schnelle Hingabe riethen, und keine Zeit mehr zu verlieren war; — siehet und hört nicht, daß gewisse andere Leute aus Eigennutz, vielleicht nur aus einer großmütterlichen Neigung zu Kuppeleyen, die Ehe schmiedeten, und auf die beyderseitige Liebe der Hauptpersonen durchaus keine Rücksicht nehmen; — siehet und hört nicht, —

wie verdächtig der Ruf des Mädchens ist, das sie mit blinden Sinnen, als ein Ideal des Guten, in ihre Arme schließt, und wie laut über diese Verbindung das Hohngelächter früherer Anbeter schallt; — siehet und hört nicht, — daß die engste Bekanntschaft der Geliebten immer noch mit diesen ältern Freunden fortgesetzt, und der arme Betrogene nur zum Schirm und Erleichterer eines verbotenen Umgangs gebraucht wird; — siehet und hört nicht, daß der Handschlag zu dieser Verbindung das ganze vorhergehende Leben einer sehr zweydeutigen Coquette auf einmahl zudecken soll, — um der Buhlerin eine neue Freyheit zu verkünden; — siehet und hört nicht, daß man den Geliebten durchaus nicht seiner Liebenswürdigkeit und Verdienste wegen, sondern aus einer recht herzlichen, innigen und zärtlichen Lust an — seinem Gelde wählt; — siehet und hört nicht, daß die liebevollste Aufnahme von der Geliebten, daß ihre feurigsten Briefe, ihre freundlichsten Umarmungen, ihr schmeichelndstes Entgegenkommen, ihre liebreichsten Geschenke, ihre erstaunlichsten Aufopferungen, ihre bezaubernden Raisonnements

über Unschuld und Tugend, ihre naivste Schwärmerey in der Liebe, ihre keuscheste Zurückgezogenheit beym freyern männlichen Scherz, ihr holdseliges Einstimmen in das Lob des häuslichen Glücks, ihre subtile Schonung der Schwächen des Geliebten, — daß alle diese Künste und Künsteleyen oft nichts anderes, als das studirteste Manövre weiblicher List und Heucheley waren. Solche Männer, die nichts sehen und bemerken, was so leicht die ganze Welt zu sehen und zu bemerken pflegt, — und, aus einer übergroßen Idee von den Vollkommenheiten ihrer Geliebten, die Eifersucht für ein Verbrechen gegen sie halten würden, sind freylich ein sehr bequemes Hausgeräth für solche Weiber; aber kein Mensch wird sich erniedrigen, dieser Blindheit ein Bemitleiden zu schenken, weil sie tief verachtet werden muß.

Wir können hier füglich diejenigen Fälle einer nicht vorhandenen Eifersucht des Mannes — übergehen, — wo sich das Nichtdaseyn dieser Leidenschaft von selbst versteht. — Sie kann nicht da seyn, wenn das Alter der Geliebten den Mann in Absicht jeder weiblichen Untreue

auf's allervollkommenste beruhigt, und er bey offenen Thüren mit evidenter Sicherheit schlafen kann; oder, wenn die Geliebte wegen ihrer zurückstoßenden Körperform oder wegen eines durchaus verunstalteten Gesichts im völlig ungestörten Besitze des Mannes bleibt; oder, wenn ein angeborner Stumpfsinn und eine eiskalte Natur derselben die Männer gewaltig zurückscheucht, oder auch andere körperliche Fehler der Huldgöttin — dem Manne den ewigen Glauben an die ewige Tugend der Geliebten aufdringen.

Cicisbeat.

Es giebt noch eine sonderbare und bemerkenswerthe Erscheinung der männlichen Eifersucht, die hier erläutert zu werden verdient, — nähmlich die, daß die Männer ganzer Nationen, als Liebhaber, die eifersüchtigsten sind, und als Gatten ihren Frauen eine Freyheit des Umgangs einräumen, wodurch ihre Tugend in augenblicklichen Gefahren schwebt. Wir reden hier nicht von der Bereitwilligkeit, womit bey gewissen

nordischen Nationen — Weiber und Mädchen, ohne alle Zeichen einer männlichen Eifersucht, den Umarmungen ankommender Fremden angeboten werden, und wo die Annahme eines solchen Opfers sogar dem Hausvater als eine große Ehre angerechnet wird. Die Kälte des Temperaments und die Häßlichkeit der Frauen in jenen Himmelsstrichen mag da sehr viel zu dieser hingebenden Toleranz beytragen; — aber auch in heißern Erdgegenden können solche Anerbietungen stattfinden, wenn die Nationen sich entweder in dem Genusse der Liebe zu sehr erschöpfen, und den Bewerbungen anderer um ihre Weiber doch nicht widerstehen könnten, oder, wenn sie aus Handelsspeculationen ihren Frauen unerlaubte Verbindungen gestatten, oder auch überhaupt schon den Fremden durch solche Anerbietungen für sich gewinnen, oder gar verweichlichen wollen. Denn umsonst giebt auch der roheste Thiermensch sein Weib nicht hin.

Hier ist die Rede von einer ähnlichen Toleranz unter feinern und gebildetern Nationen, — unter welchen die Eifersucht in allen ihren

glühendsten Erscheinungen sichtbar ist, — worin sie sich die Entfernung der Nebenbuhler durch Vergiftungen und Banditenmorde erlaubt, worin sie aus Rachsucht alle Menschenrechte und Bande der Freundschaft zertreten kann, oder die Geliebte selbst mit kalter verruchter Seele hinrichtet, — und wo dennoch der Mann dem Eheweibe eine unter uns wenig bekannte Ungebundenheit in dem Verkehr mit andern Männern gestattet, — ja, wo er ihr selbst die Verführer zum beliebigen Gebrauche zuführt, — und diese unter der förmlichsten Autorität des Mannes, und eben darum mit furchtloser Sicherheit, den Geheimnissen der verbotenen Liebe huldigen können. Das Cicisbeat unter den Spaniern und Italiänern gehört hierher. — Dieser Gebrauch ist dort permanent und epidemisch, — er hat den Charakter des Wohlstandes und der guten Sitten angenommen, und ist eben dadurch das Spielzeug aller höhern und diesen angrenzenden Stände geworden. Es ist eine Mode, die desto gewaltiger herrscht, weil sich zu ihrer Erhaltung und Beschönigung beyde Geschlechter die Hände bieten, und sie den Phantasien und

Spielereyen beyder einen gränzenlosen — Spielraum giebt.

Die spanischen Damen nennen ihre Cicisbeen — Corteji, und gewöhnlich stehen drey dieser Kleinmeister in den Diensten der Gebieterin. Sie werden, wie so viele andere unbedeutende Dinge im menschlichen Leben, durch's Loos gewählt, und die Wahl dieser galanten Herren folgt schnell auf einander. Der eine hat den ehrwürdigen Nahmen: Santo; seine Wahl geschieht am Weihnachtsabend. Der zweyte heißt: Ano, und wird acht Tage darauf, am Schlußtage des Jahrs, gewählt. Der dritte: Estracho, der Vertraute, wird am heil. Dreykönigstage zu der erhabenen Würde eines weiblichen Bedienten ernannt. — Am Tage der Wahl werden die Nahmen der Herren und Damen, die sich zu einem solchen Geistesverein versammelt haben, auf kleine Papiere geschrieben und jedes besonders in zwey Hüthe geworfen. Der Jüngste in der Gesellschaft, wie bey unsern Lotterien die Waisenknaben, hat das Vorrecht der Ziehung, indem er mit der einen Hand den Nahmen des Cortejo, und mit der andern

das Papier der Dame aus dem Huthe heraushebt. Sollen Estrachos gewählt werden; so pflegt man allerley epigrammatische Verse mit in die Hüthe zu werfen, und die gesellige Freude verwandelt sich in lauten Jubel, wenn sich diese Verslein zufälliger Weise auf den Charakter der Personen anwenden lassen. Bey der Wahl der Santos wird der Nahme eines Heiligen mit in den Huth geworfen, und die gewählten Personen sind dann verbunden, dem durch's Loos gezogenen Heiligen eine besondere Veneration zu erweisen *).

„Die spanische Dame betrachtet ihren Liebhaber [Cortejo] als ein Eigenthum, als einen Sclaven, der ihr am Herzen liegt, den sie um ihrer selbst willen schont; aber von dem sie auch die völlige Hingebung seines ganzen Wesens fordert. — Die Dienste eines solchen Liebhabers sind äußerst beschwerlich, und eine Reihe immerwährender Aufmerksamkeiten. An den Arm seiner Dame gekettet, muß er ihr unaufhörlicher

---

*) Baretti Reisen.

Gesellschafter, ihr beständiger Begleiter seyn, und weder der Prado, noch die Messe, weder das Theater, noch der Beichtstuhl kann sie von ihm trennen. Auf ihm liegt die ganze Last ihrer kleinen und großen Bedürfnisse; nie und am wenigsten an Festtagen darf er mit leerer Hand vor ihr erscheinen; ihr leisester Wunsch, ihr flüchtigster Einfall muß ein Befehl für ihn seyn, wie die tiefste Achtung für ihre Launen und eine immer gleiche Unterhaltung eine Pflicht für ihn ist. Mit Einem Worte: er wird nichts als die Creatur seiner Schönen, deren glühende Phantasie mit egoistischem Trotze häufig Unmöglichkeiten fordert." — „Doch werden die Cortejos selten in der Mittelclasse, und fast gar nicht in der niedern gefunden, — dienen in vielen Fällen blos zur Parade, genießen aber in noch mehreren alle Rechte eines Ehemannes. Dieses Verhältniß ist übrigens an so strenge Gesetze geknüpft, daß beyde Theile sich dadurch von den übrigen Geschlechtern gleichsam isoliren, und die geringste Veranlassung eines Verdachtes als ein Verbrechen betrachten. So eifersüchtig die Dame ihren Cortejo zu bewachen pflegt,

eben so viel Rücksichten hat sie selbst für ihn, und sie pflegen daher die Anreden zudringlicher, unkundiger Fremden mit Stillschweigen, oder mit einem verächtlichen Abwenden zu beantworten. Man setzt auch in allen Tertullias — immer die Cortejos neben ihre Damen, und es ist nicht zu läugnen, daß diese sclavische Verbindung der Paare zur Einförmigkeit des gesellschaftlichen Tons nur zu viel beyträgt." *)

In Italien, wo diese sonderbare Gewohnheit des geselligen Tons noch herrschender ist, — wenigstens herrschender war, — ist der Cicisbeo zur häuslichen Einrichtung einer vornehmen Dame das allerunentbehrlichste Wesen. Ja, in mehrern Häusern müssen zwey bis drey den Glanz der Dame [wie die größere Anzahl von Laquaien] verherrlichen. Auch dringen diese Cicisbeen unter ihrem angenommenen Charakter in die innersten Zimmer der Gebieterinnen, —

---

*) C. A. Fischer's Reise von Amsterdam über Madrit und Cadix nach Genua. Berlin 1799. S. 197 u. f.

ohne sich vorher anmelden zu lassen. Ein jeder von ihnen hat seine bezeichneten und vorgeschriebenen Dienststunden, — der Morgen — Mittag und Abend ist unter diese Herren regelmäßig vertheilt, sie kennen sich, sie begegnen sich einander; allein sie begrüßen sich als fremde und kalte Wesen. Ist aber die Dienststunde vorüber; so darf kein Cicisbeo einer andern Dame huldigen, — er gehört nur dieser Einen, so lange er nicht verabschiedet ist, oder sein Joch selbst ganz abstreift. Auch in seiner Abwesenheit muß er der Sclave eines Weibes seyn, indem er seine müßigen Stunden keiner andern schenken darf. — In Genua, wo das Cicisbeat seinen Anfang genommen, herrschte es mit einer wahrhaft tyrannischen Gewalt; — Frauenzimmer vom niedrigsten Stande liessen sich dort wie die vornehmsten Damen aufwarten und huldigen. Zu Fuß und mit entblößtem Haupte folgten die Cicisbeen in Ermangelung eines andern Fuhrwerks, der Sänfte ihrer Dame, — oft eben so sehr von Schweis und Regen bedeckt, wie ihre Porteurs.

In Florenz ist die Gewohnheit des Cicis-

beats ebenso epidemisch, als in Genua, nur daß dort die Männer mit größerer Achtung behandelt werden. Sie finden immer einen Platz in dem Wagen der Gebieterin, — dagegen es dieser zur größten Schande gereichen würde, einen Platz in dem Wagen des Cicisbeo anzunehmen. Die Sitte des Cicisbeats ist auch nun einmahl so ganz in das vornehme Leben verflochten, daß es die Kraft eines Gesetzes äußert, und der Mann die Zielscheibe eines allgemeinen Gespöttes seyn würde, der sich dieser National-Sitte entziehen wollte. Gewöhnlich lebt daher auch der Ehemann mit dem Cicisbeo seiner Gattin in bester Harmonie. Er betrachtet denselben als einen gefälligen und nothwendigen Freund, der ihm tausend Sorgen und Lasten des ehelichen Lebens tragen hilft, die finstern Launen der Dame verscheucht, ihre zahllosen kleinlichen Wünsche befriedigt, die stockende Unterhaltung für ihn bey der Dame übernimmt, die lange Weile gütig mit ihr theilt, und gleichsam dem Eheherrn einen Theil der Freyheit wieder zurückgiebt, die er durch die Ehe der Gattin aufgeopfert hatte. Seiner Seits bezeigt

der Cicisbeo dem Manne wiederum die ausgezeichneteste Achtung, — seine Toleranz erscheint dem Hausfreunde als eine wahrhafte Artigkeit, die den Rechten des Liebhabers nicht zu nahe treten will. Man sieht hier den Verein dreyer Seelen, die sich gleichsam stillschweigend das heiligste Versprechen der vollkommensten Uebereinstimmung gegeben haben, — und sich alle — ohne Eifersucht — einander angehören. Will daher der Mann seine Gemahlin besuchen; so erkundigt er sich vorher genau: ob die Dame anderweitige Abhaltung habe, [Signora e impedita] und ist dieß wirklich der Fall, ist der Cicisbeo allein bey ihr; so geht der Ehemann ruhig weiter. —

Die Gewalt der Mode und des einmahl eingeführten Gebrauchs, der sogar für feine Lebensart und Lebenskunst gehalten wird, ist in Italien so groß, daß sich selbst die Andächtlerinnen und heiligen Frauen, so gut wie andere, ihre Cicisbeen halten, — aber es müssen Priester und Mönche seyn. In Florenz begleiten diese Knechte Gottes ihre Damen auf die Spaziergänge, in die Kirchen, in die Schau-

spielhäuser und auf den Tanzboden. Das Schauspiel wird von den geistlichen Herren für ein schuldloses Vergnügen gehalten, und von ihnen öffentlich besucht. Aber auf den Bällen, wo die Sittlichkeit schon leichter beleidigt werden könnte, erscheinen die andächtigen Seelen nebst ihren Damen — masquirt, — und diese letztern, wie ein naiver Erzähler sagt, gemeiniglich mit einem enthüllten Busen, damit man sie ja von den — profanen Weibern unterscheiden könne.

Die meisten Sitten und Gewohnheiten, die man national nennt, sind gewiß nicht aus vorhergegangenen Raisonnements und tiefsinnigen Untersuchungen über die menschliche Natur, sondern zufällig und nach und nach, aber doch fast immer aus dem gewaltigen Hange zu Abwechselungen und Vergnügungen hervorgegangen. Lag in der Sitte etwas Gefälliges und Anziehendes; so lief sie wie ein Blitzstrahl durch ganze Nationen, und ward in demselben Moment als eine Heilige verehrt, deren Verachtung schon bey ihrem Entstehen für eine wahnsinnige Entweihung des guten Geschmacks gehalten

wurde. Erst nachher, als die Eingewanderte völlig etablirt war, suchte man ihrem Ursprunge gewisse Gründe der Vernunft unterzuschieben, obgleich eben diese Vernunft bey der eindringenden neuen Gewohnheit nichts weniger als befragt wurde. — So entstand denn auch das Cicisbeat wol nicht nach einer vorher berechneten scharfsinnigen Politik, wie einige Anthropologen glauben wollten, — nicht aus dem abgewogenen Systeme: daß die Tugend des Weibes dann am sichersten sey, wenn man sie zu ihrer eigenen Schutzgöttin mache, und sie selbst ihrer natürlichen Freyheit überlasse. Die Eifersucht der Männer ist nicht dazu geeignet, diese Maxime als empirisch wahr anzunehmen, und ihr Scepticismus hierüber wird so lange dauern, als es Weiber giebt; — allein die Männer accommodirten sich nach dem unüberwindlichen Zeitgeiste, und gaben ihm eine philosophische Deutung, damit die Ehre ihres Geschlechts gerettet würde. Man hatte in jenen Ländern das weibliche Geschlecht Jahrhunderte lang tyrannisirt, — die Ausbrüche einer bald lächerlichen, bald gegründeten Eifersucht waren

in

in jenen Ländern fast immer verheerend gewesen, — die Natur kam den Weibern zu Hülfe, und durch künstliche Schlauheit wurde durch Aufnahme armer Anverwandten, oder durch den Umgang mit Priestern [als Schutzheiligen guter Sitten] das Cicisbeat nach und nach gegründet, bis keine männliche Gewalt es mehr umstoßen konnte *). — Denn kein Honoratior würde

*) Das Cicisbeat ist keine sehr alte Volkssitte. Vielleicht hat es erst seit dem 18ten Jahrhundert seinen Anfang genommen. Die Ehre dieser Erfindung gehört den Genueserinnen. Sie gaben ihrem Geschlechte die Freyheit wieder, das man so lange, — so grausam und ungerecht unterdrückt hatte. Schon vor Jahrhunderten waren sie als Heldinnen nach dem gelobten Lande zu kühnen Eroberungen gezogen; jetzt war aber ihre Sclaverey durch die Eifersucht der Männer unerträglich geworden, und der Plan ihrer Freyheit wurde entworfen. Aber das Geschlecht konnte sich selbst keinen völlig ungebundenen Umgang gestatten; es durfte den Wohlstand nicht beleidigen, wenn es die Achtung der Männer behalten, und die Ehen im Staate erhalten wollte. Also ein gesetzmäßiger Begleiter sollte es überall umgeben, — Befehle annehmen und ausführen, und zugleich die Gebieterin vor aller übeln Nachrede

seine Tochter einem Manne geben, der ihr den Dienst eines Cicisbeo versagen wollte; kein Mädchen würde sich, ohne der Nationalsitte huldigen zu dürfen, einem Gatten hingeben, weil sogar ihre öffentliche Ehre an jenen Begleiter gebunden ist, weil man sie als eine gemeine Person, als ein zügelloses Geschöpf verachten würde, weil sie ohne ihn nimmer mit Anstand öffentlich erscheinen kann, und weil gleichsam ihre eheliche Tugend diesem einem Manne gegen die Versuchungen des ganzen männlichen Geschlechts anvertrauet ist.

---

sichern. „Die Jüngern und Aermern einer Familie stritten zuerst mit den Abbe's um die Ehre dieser Begleitung" (*) — man betrachtete die Sache von Seiten der Männer anfangs wol nur als eine Spielerey des weiblichen Muthwillens, — als eine vorüberfliegende Mode, welche die weibliche Sittsamkeit selbst nicht lange dulden würde; allein eben diese weibliche Sittsamkeit gründete die Gewohnheit immer fester, weil der Ruf ihrer Tugend dadurch

(*) Mannigfaltigkeiten. Erster Jahrg. Berlin 1770. S. 363.

Es ist also die Gewalt der Gewohnheit und der Volkssitte, welche zunächst die Eifersucht des Mannes bezähmt, und ihr Gift wenigstens versüßt, wenn sie es nicht ganz unwirksam machen kann. Die Männer schläfern sich ein, und beruhigen sich, und geben nach, weil sie nachgeben müssen, — und weil ihnen das Cicisbeat überhaupt wol ganz anders, als uns, erscheinen mag. Der Cicisbeo ist ein dem Weibe erlaubter Zeitvertreib, — die Frauen können ihn eigentlich nie ganz nach ihrer Neigung wählen, er wird ihnen vom Manne nur zuge-

---

weniger in Gefahr gerieth. Den Beyspielen einiger folgten bald mehrere; die klügern Männer schwiegen, weil sie entweder dem einreissenden Strome nicht mehr Einhalt thun konnten, oder weil sie sich von der Last, ihre Frauen augenblicklich zu unterhalten und zu bewachen, durch das Cicisbeat befreyet sahen; — die weniger klugen mußten schweigen, weil sie sich durch ihre Eifersucht nur dem öffentlichen Gelächter preisgegeben hätten, — und alle ohne Unterschied unterwarfen sich endlich der neuen Sitte, da sie den Mann gegen alle öffentliche Schande der Cocuage sicherte.

standen, wie man der Frau des Hauses einen neuen Bedienten miethet. Sein täglicher Umgang mit ihr ist ausserdem etwas Gesetzliches, allgemein Eingeführtes, und gleichsam Befohlenes, — es muß so seyn; — aber ein solcher Umgang, wobey die unumschränkteste Freyheit herrschen darf, hat auch wenig Piquantes und Anziehendes, — die Liebe wird hier nicht durch Verheimlichungen ihrer Gefühle genährt und entflammt; sie wird sich selbst alltäglich, indem sie sich ohne Besorgniß erklären könnte, und ihr keine Hindernisse in den Weg gelegt werden. Hier bedarf sie keiner studirten Taktik, keiner zärtlichen Klagen, keiner Billetdoux, um sich, so wie sie ist, zu erkennen zu geben, — keiner heimlichen Rendezvous, um sich in einer verbotenen Einsamkeit zur Siegerin zu machen. Der Cicisbeo ist der Schatten seiner Dame, — es sind ihm durch die Gewohnheit große Freyheiten gestattet; allein eben diese ewige Begleitung, wodurch sich die Gebieterin sogar überall belauscht und bewacht sieht, kann ihr in tausend Fällen nicht anders als lästig seyn, weil ihrem Herzen dadurch neue Fesseln angelegt werden,

und ihr jeder freyere Umgang mit andern liebenswürdigern Männern gradezu untersagt wird.

Einem solchen lästigen oder nur gleichgültigen Begleiter gegenüber muß sogar der Ehemann in den Augen der Frau, wenn sie ihm anders nicht todtfeind ist, — allemahl gewinnen. Denn es liegt zu Gunsten des Mannes für die Gattin etwas angenehm Täuschendes in der Vorstellung, — daß jener ihr durch das Cicisbeat einen freyern und bequemern Umgang verschaffe, dahingegen diese den Cicisbeo meisten Theils nur als einen neuen Tyrannen und Auflaurer, als ein nothwendiges Uebel betrachtet, von dem sie auch wider ihren Willen umgeben wird. Der Ehemann erklärt durch das Cicisbeat, daß er die Dame des Hauses nicht geniren will, — daß er sie mit ruhiger Zuversicht ganz den Händen eines Andern übergiebt, — daß er nun nichts mehr von alle dem sehen und hören will, was er sonst, ohne einen solchen Schutzengel ihrer Tugend, geahnet haben würde; er überläßt also von nun an die Gattin allen ihren weisen und

unweisen Phantasien, — ihren Launen, — ihren Sympathien, ihren willkührlichen Herzensergiessungen, ihrem verborgensten Gelüste, und einer unumschränkten Gewalt und Uebung ihrer Eitelkeit. Mehr kann sie von dem Manne nicht verlangen, — und vielleicht gestattet er ihr, nach ihrer eigenen Empfindung, — zu viel. Dahingegen gestattet ihr der Cicisbeo, als hochbestallter Spion ihres gesammten Lebenswandels, vielleicht gar nichts. Sie ist an seiner Seite weniger frey, als in den Händen des Mannes, sie darf keinen Schritt ohne ihn thun, sie muß ihn entweder lieben, oder nur als einen Bedienten nutzen, — und eine Liebe, die sich von lauter Alltäglichkeiten nähren soll, ist meisten Theils eine Pflanze von kurzer Dauer.

Die Ansicht des Cicisbeats, wie ihn so viele Reisende beurtheilt haben, daß er nähmlich die Liebesverständnisse und Untreue der Weiber in's Unendliche ausdehne, und das Grab ihrer Tugenden werde, — ist eben daher wol nicht die richtigste, — wenigstens nicht so allgemein, als man es sich denken möchte. Schon darum, daß die Gattin ihren rechtmäßigen Gemahl so wenig

sieht, den sie doch aus Liebe gewählt hatte, — wird ihr Herz desto öfter an ihn denken, — sie wird ihn durch ihre Liebenswürdigkeit zu fesseln suchen, da sie es weiß, daß er wiederum der Cicisbeo einer andern Frau seyn kann, — sie wird mit ihm wie mit einem Liebhaber umgehen, da ihr Cicisbeo gleichsam ihr alltäglicher Ehemann geworden ist. Diese gegenseitigen zärtlichen Spannungen, die Furcht, etwas Geliebtes zu verlieren, verbunden mit der Sehnsucht, es zu erhalten, diese augenblicklichen Gelegenheiten, sich zu vergessen, mit dem stillen Bewußtseyn, daß man dennoch dem Gatten treu blieb, — diese natürliche weibliche Bereitwilligkeit, dem Manne die wenigen Stunden seiner Anwesenheit desto angenehmer und reizvoller zu machen, — diese liebevollen Vergleichungen der achtungswerthen Eigenschaften des Gatten mit den Fehlern und Unerträglichkeiten eines Cicisbeo: — alle diese Dinge müssen die nur scheinbar getrennten Herzen der Eheleute nur desto mächtiger und inniger an einander schließen, und die kalte Alltäglichkeit und den seelenlosen Ton des Umgangs ver-

scheuchen, welcher in den meisten Ehen, nach dem gewöhnlichen Zuschnitte, herrschend ist, — nicht zu gedenken, daß durch jene Nationalsitte das Scandal öffentlicher Ehescheidungen ganz wegfällt.

Die Eifersucht der Männer kann sich bey dem Cicisbeat auch noch dadurch beruhigen, — daß die eingeführten Begleiter ihrer Damen selten liebenswürdige und anziehende Männer sind. Gewöhnlich werden arme Verwandte, oder dürftige Hausfreunde auf diesen Posten gestellt; — Leute ohne Bedeutung, — oder Ehemänner, die mit ihren eigenen Frauen nicht unglücklich leben, oder Schwächlinge, deren Anblick die wildeste Jalousie zur Vernunft zurückbringen könnte. — „Diese Menschen, sagt Moore *), schätzen sich glücklich, daß sie unter jenem Charakter bey aller ihrer Armuth dennoch in den Gesellschaften und auf den Theatern erscheinen können, — indem sie die Hausfrau eines Andern begleiten. Ich habe, fährt er

*) Abriß der Gesellschaft und Sitten in Italien. A. d. Engl. Leipzig 1786.

fort, eine große Menge dieser [Wichte] kennen gelernt, deren ganze Figur und Kraftlosigkeit allen Verdacht kühner Unternehmungen verscheuchte; — man darf sie nur sehen, um mathematisch überzeugt zu werden, daß die Ehre des weiblichen Geschlechts von einer so negativen Mannheit nichts zu fürchten hat. Die meisten bezeigen auch ihren Damen eine knechtische und ängstliche Veneration, — und die Härte und Gleichgültigkeit, — die Verachtung und Spötterey, womit sie gewöhnlich von ihren Gebieterinnen behandelt und mißhandelt werden, — zeigt nur zu deutlich, daß sie nichts weniger, als begünstigte Liebhaber derselben sind. Freylich giebt's auch Cicisbeen, deren angenehmere Sittenweise und Körperform dem Manne sehr gefährlich werden können; — allein die Männer sind dann gewöhnlich arm, und der Cicisbeo — ist reich und — zahlt. Eine Erscheinung, die man nicht blos in Italien beobachtet haben will." C'est tout comme chez nous!

Ein Engländer würde sich freylich sehr wundern, wie das männliche Geschlecht seine

Zeit so ganz den Schönen hingeben, und sich dadurch selbst das Joch einer armseligen Sclaverey auflegen kann. — Indeß erklärt Moore diese wunderliche Volkssitte auf eine sehr begreifliche und anschauliche Art. Der leidige Müßiggang der Vornehmen ist der Hauptgrund jener Dependenz von den Weibern. „Der Italiäner beschäftigt sich fast gar nicht mit politischen Angelegenheiten, — Erde und Meer sind ihm gleichgültige Dinge, darum sucht er so wenig Dienste auf diesen Elementen. Dies ist noch nicht alles; — er kennt die Zeitvertreibe des — Jagens und — Trinkens nicht, — was soll nun ein Reicher, wenn er auch nicht einmahl das Spiel liebt, — anfangen? — wie würde sich selbst der ernste Britte in einer solchen fatalen Lage benehmen? — er würde die Langeweile in dem Umgange mit Frauenzimmern zu tödten suchen," und Moore hat sehr Recht. Mehrere neuere Reisebeschreiber versichern, daß jetzt das Cicisbeat nicht mehr eine so herrschende Mode sey, — auch ist sie nimmer in die mittlern und niedern Stände des menschlichen Lebens eingedrungen, weil die

Arbeitsamkeit und Thätigkeit dieser Volksclassen sie vor einem Zeitvertreibe schützt, den nur der Müßiggang und die Eitelkeit höherer Stände suchen konnte.

Fortsetzung
der Charakteristik männlicher Eifersucht.

Wir kommen nach dieser historischen Abschweifung auf die Natur der Eifersucht zurück. — Sie ist in der Regel im Manne heftiger, ungestümer *), sich selbst quälender, als in

---

*) Die Geschichte hat uns zahllose Beyspiele hiervon aufbewahrt. Johann Leon erzählt unter andern auch folgendes: Ein Marokkischer König war von seinen Feinden besiegt und gezwungen worden, seine Residenz zu verlassen. Er wollte sein Unglück nicht überleben; — aber auch sein geliebtes Weib nicht den Händen der Sieger überlassen. Er schwang sich mit ihr auf ein Pferd, und nöthigte dieses durch Spornstiche, sich von der Höhe eines an das Meer gränzenden Felsens in einen Abgrund herunter zu stürzen, wo man ihre zertrümmerten Körper auf einer Klippe wieder fand. La Mothe le Vayer. Tom. II. 482. Des jaloux.

dem sanftern Weibe. Wir haben diese Erscheinung aus der größern Lebhaftigkeit des Temperaments, aus dem Feuer der sinnlichen Natur des Mannes, aus seiner größern Kraftfülle und aus seiner empirischen Bekanntschaft mit den Schwächen des weiblichen Geschlechts abgeleitet, — Ursachen, die um so stärker in dem Manne wirken müssen, weil sie sich in ihm auch noch mit seiner Eitelkeit und seinem Stolze zur Behauptung eines errungenen oder noch zu erringenden Sieges vereinigen, und also die innere Wuth des eifersüchtigen Gemüths vermehren. Die Mischung des männlichen Instincts mit dem stolzen Glauben an die Ehre, und mit dem Eigensinne unserer Eitelkeit, die in der Liebe nichts neben und über sich erkennen will, — sondern jeden Mitsieger nur unter sich erblicken möchte, schließt eigentlich das ganze Geheimniß der Eifersucht auf, und beleuchtet zugleich die Evidenz der Gründe, warum das Weib weniger eifersüchtig, als der Mann ist, obgleich ihre Liebe viel inniger, als die seinige, seyn kann. Das Weib kennt in der Regel die Welt nicht in dem Grade, wie sie der Mann schon

von seinen Jünglingsjahren an zu kennen pflegt, — denn die Welt ist nicht ihr Tummelplatz. Das unverdorbene Weib ist mit den Künsten der Verführung und Schalkheit unerfahren, welche die verdorbene Classe ihres Geschlechts zur Bestrickung der Männer verschwendet, — ihr Vertrauen zum Manne ist daher in der Regel wirklich vertraulicher, als der Glaube des Mannes an die weibliche Tugend, — ihre größere Ruhe, ihre liebevolle Zuversicht und Nachsicht, ihre Ueberzeugungen von männlicher Treue sind unendlich oft nur die Folgen einer glücklichen Unwissenheit, die sich in der Welt und in den Herzen der Männer noch wenig umgesehen hat. Wie könnte auch ein bleibendes Mißtrauen gegen den Geliebten erwachen, der ihr mit seiner überströmenden Beredtsamkeit, mit der Hingabe seines ganzen Daseyns, mit diesem hochglühenden Feuer seiner Liebe — ewige Treue schwur, und ihr nur ganz allein anzugehören scheint! Das weibliche Herz ist weniger mißtrauisch, als eitel, wenn es weiß, daß es durch seine Eitelkeit siegen und die gemachte Eroberung behaupten

kann, und wie wenige mögen das Gegentheil glauben! Die Leichtgläubigkeit des weiblichen Geschlechts in der Liebe — ist ihr herrschendster Charakterzug. Diese Leichtgläubigkeit befördert auch darum das innerliche Glück der weiblichen Liebe, weil es ein unbegränztes Vertrauen zum Manne in sie hineinlegt, und das unverdorbene Weib kaum begreifen kann, wie man einem ehrlichen Manne das ihm einmahl geschenkte Zutrauen wieder entziehen könne. Ja, sie meint wol gar, daß der Mann sie noch lebendiger, als sie ihn, liebe, — weil sie den Ausdruck des Feuers und der Lebhaftigkeit in Darstellung ihrer Gefühle nicht immer erreichen kann, und eben darum oft gleichsam mit sich selbst hadert, daß sie sich nicht lauter und glühender [der weiblichen Schamhaftigkeit zu Gefallen] ausdrücken darf.

Die weibliche Eifersucht kann es auch schon eher vertragen, daß andere Frauenzimmer den Geliebten liebenswürdig finden; — der Mann hingegen wird schon bedenklicher und furchtsamer, wenn andere Männer sein Mädchen schön und liebenswürdig nennen, — weil er den Neben-

buhler mehr als alles in der Welt fürchtet. Die Geliebte fürchtet die Nebenbuhlerin auch, — und ihr Haß gegen dieselbe verwandelt sich nicht selten in heiße Rachsucht; aber nicht in dem Grade, wie beym Manne, weil sie sich, vermöge der weiblichen Eitelkeit, leichter überredet, daß sie sich im Besitze des errungenen Sieges schon befestigen wolle. Darum ist das eifersüchtige Weib, wenn sie zugleich verständig genug ist, meisten Theils so einschmeichelnd, so herzlich, so entgegenkommend, so doppelt liebreich und liebenswürdig, so schmachtend und hingebend gegen den geliebten Mann, — damit sie über die Nebenbuhlerin siege, und die Plane derselben vernichte; dahingegen der eifersüchtige Mann viel leichter hart, ungerecht und stürmisch gegen die Geliebte werden, ja, sie selbst aus Eifersucht aufgeben und verstoßen kann. Die Eifersucht des Mannes ist fähig, — seine Liebe zu ersticken, — dahingegen das Weib gewiß nicht leicht aus bloßer Eifersucht den Mann hingeben, sondern ihn desto stärker anziehen wird. Freylich trägt zu dieser Verschiedenheit des Betragens zwischen

beyden Geschlechtern der Umstand nicht wenig bey, daß der Mann, wenn er die Geliebte verläßt, — bald zur Heilung seiner Wunden eine andere finden kann, dahingegen das Mädchen, welche den Geliebten fortschicken wollte, — ihr Herz, aus Mangel anderer Bewerber, vielleicht auf immer verschließen müßte. Die Gefahr ist auf beyden Seiten sehr verschieden, und daher die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Handlungsart in diesem Falle.

Im Ehestande beruhigen sich die Frauen in Absicht der Eifersucht auch wol noch leichter, als die Ehemänner, und sie haben dazu ihre guten Gründe. Sie wissen es, wenn der Mann nicht ein durchaus verwilderter Mensch ist, — daß ihn sein Haus, seine Familie, seine Arbeiten, sein Beruf binden, daß ihn die Ehe gefangen hält, daß ihm nicht leicht verliebte Abentheuer den Kopf verdrehen werden, wenn die Hausfrau selbst eine gesunde Constitution und nur eine leidliche Bildung besitzt. Sie wissen es, daß der Mann sich in tausend Fällen etwas versagen, sich geniren, nachgeben und sein Betragen

tragen gegen andere Frauen klüglich einrichten muß, wenn der goldene [dem Manne unentbehrliche] Hausfriede nicht gestöhrt werden soll. — Die meisten Weiber können es daher aus diesen und andern Rücksichten meisten Theils mit scharfer Genauigkeit berechnen, — wie weit ihre Männer in den Huldigungen gegen andere Frauen gehen, — und nicht gehen dürfen; — wie weit sie darin gehen werden, wissen sie eben so gut, da es von ihnen abhängt, — in wie weit der Mann auf seinem Gebiete die Freuden der Liebe geniessen soll. Die Ehe nimmt dem Manne gemeiniglich die vorige Gewalt seiner Leidenschaften; — sein Blut wird gemäßigter, seine Phantasie verliert ihre Schnellkraft in Auffassung fremder Reitze. Aus dem durch die Welt fliegenden raschen Jünglinge ist ein mit Zaum und Gebiß belegtes — Lastthier geworden. — Sorgen der Nahrung und heranwachsende Kinder verschließen das Reich fremder Schönheiten vor seinen Sinnen; er geht vorüber, — er ist gesättigt, — er kennt sein voriges, emporstrebendes, lebendiges und herr-

liches Daseyn nur noch aus matten Remini-

scenzen; er spricht das Wort Liebe, bey dem sonst alle seine Nerven zuckten, kalt wie einen Calendernahmen aus. Das Alltägliche hat ihm den Genuß der liebenswürdigsten Leidenschaft verleidet, — das Verbotene reitzt ihn nicht mehr, weil es lächerlich wäre, dem Blinden das Sehen zu verbieten. Die Natur hatte ihre Zwecke mit und durch ihn erreicht; er soll nicht mehr der Schöpfer, — er soll der Erhalter ihrer Generationen seyn, und die Schätze seines Geistes auf ihre Regierung anwenden, anstatt, daß sonst die Liebe nur an sich selbst denken konnte.

Die Weiber, die alles dieß wissen und verstehen, fürchten daher in der Regel eine lasterhafte Untreue des Mannes nicht sehr; — desto mehr aber beunruhigt sie der Gedanke und schärft den Stachel ihrer Eifersucht im höchsten Grade, — daß der Mann sein Herz einem andern, von ihm als liebenswürdiger erkannten, Weibe schenken könnte. Der Besitz dieses Herzens ist in ihren Augen, und nach ihrem Gefühle, das höchste Gut der Geliebten, weil sie ihre Zuneigung nicht aus Sinn-

lichkeit, sondern aus herzlicher Liebe hingiebt, und die vertrauliche Erwiederung dieser Zuneigung als die schönste Belohnung ihrer Treue betrachtet. Man hat daher oft gesehen, daß Weiber ihren Männern mit einer unbegreiflich scheinenden Toleranz — vorübergehende unmoralische Verbindungen mit einem andern Weibe erlaubten, wenn sie nur gewiß seyn konnten, daß ihnen bey diesen Freyheiten des Mannes sein Herz blieb. Eben so seltsam erscheinen uns viele Ehen, worin ein vollkommener häuslicher Friede herrscht, und eine gegenseitige Anhänglichkeit jede Stunde des ehelichen Lebens verschönert, obgleich der Mann der Gattin — in einem gewissen Sinne höchst ungetreu ist. Hier sind nicht die Herzen getrennt; der Mann folgt nur dem Ungestüm seines Affects auf einem verbotenen Wege, weil ihn entweder ihre physische Constitution zurückstößt, oder weil sie ihm aus geheimen Gründen ihre Umarmungen selbst versagt, und ihm eben dadurch einen Wink zu unsittlichen Entschädigungen giebt. —

Ein sehr großer Fehler, den die männliche

und weibliche Eifersucht in ihren Aeußerungen so oft begeht, ist dieser: daß sie durch ein ungeschicktes und hartes Betragen gegen den geliebten Gegenstand diesen leicht zu Unternehmungen der Untreue reitzt, die ihm sonst nimmer in den Sinn gekommen wären. Das menschliche Gemüth pflegt dann schon aus einer gewissen Rachsucht für so manche ungegründete Vorwürfe und Mißhandlungen das Verbotene aufzusuchen, und das wahr zu machen, was die Eifersucht anfangs nur befürchtete. Eben dieses Verbotene vermehrt nur seine anziehende Kraft, wenn es von so scharfen Augen bewacht wird. Das weibliche Herz nimmt leicht den Charakter einer sich selbst Recht schaffenden Erbitterung an, wenn man es als schuldig behandelt, wo es sich unschuldig fühlt. Ungerechte Drohungen und Einkerkerungen beleidigen und empören den sanftesten Sinn; es möchte seine Leiden gern Dem klagen, welcher die unschuldige Ursache derselben ist; — es wird dem Nebenbuhler nun wenigstens nicht mehr so vorsichtig ausweichen, weil es dem eifersüchtigen Manne nicht mehr die anfängliche zarte Scho-

nung schuldig zu seyn glaubt. Vorher war ihr der Nebenbuhler vielleicht ein sehr gleichgültiges Wesen; — nun wird er ihr interessant, weil sie durch das Betragen ihres Mannes augenblicklich gezwungen wird, ihren Blick auf jenen zu richten, und beyde mit einander zu vergleichen. Diese Vergleichungen aber fallen selten zum Vortheil des Mannes aus, der seine Liebe so ungeschickt ausdrückt, und diese vertrauliche Leidenschaft durch einen peinlichen Argwohn entehrt. Da es von dem Eifersüchtigen eben so hart behandelt wird, als ob es schon das Verbrechen begangen hätte; so kann und wird es leichter dieses selbst wagen, damit es nicht ganz unschuldig leide; — es wird sich nun vielleicht hingeben, weil es einerley ist, ob der Fehler begangen oder nicht begangen wurde. Möchten sich doch alle eifersüchtige Männer folgende Maxime tief in die Seele schreiben: „La „jalousie commence souvent sans sujet, et „n'en a ensvite que de trop reéls. Dans „ces occasions la patience d'une femme „vertueuse ressemble au diamant, qui résiste „long-temps aux coups de marteau; mais

„qui à la fin se brise et se réduit tout en „poudre." *)

Männer ohne Liebe.

Die Männer ohne Liebe sollen die Abhandlung über die Liebe des Mannes beschließen. — Man kann diese unglücklichen, ausgearteten, oder verwahrloseten Söhne der Natur in drey Classen theilen: a) in kalte, gefühllose Phlegmatiker, in denen überhaupt alle lebendigere Leidenschaftlichkeit, also auch die Liebe, schlummert; b) in wirkliche Weiberhasser, in welchen durch mehrere Ursachen die Geschlechtsliebe zur wirklichen Geschlechtsfeindschaft übergegangen, und zur Maxime geworden ist; c) in Anhänger der sogenannten Socratischen Liebe **), wo die

---

*) Pensées sur divers sujets de morale. Par le comte Oxenstirn. Tome premier. p. 197.

**) Von der Entstehung dieser Unnatur, von ihrem psychologischen Charakter und ihrem Einflusse auf

Natur grade den entgegengesetzten Weg ihrer zärtlichen Befriedigungen sucht, und mithin aus Unnatur ihren höhern Zwecken unmenschlich entgegenhandelt. Drey ganz sonderbare Erscheinungen, die in einem Charaktergemälde des Mannes nicht übergangen werden dürfen.

a) Es giebt schlaffe, gegen alles gleichgültige, von allem Wärmestoff der Leidenschaft entblößte Charaktere, die fast durch nichts gereitzt werden; — es giebt andere, die nichts wollen und begehren, was auch nur die allerleiseste Anstrengung kostet. Beyde Charakterzüge vereinigen sich gewöhnlich in dem Gemüthe des Phlegmatikers, — und zeigen uns ihn in dem unliebenswürdigsten Bilde des Gefühllosen, wenn er sich selbst ganz unrecht den Nahmen des Stoikers giebt. Es scheint, als ob sich in solchen Menschen die Flamme des Lebens nur in so fern rege, — als sie zur Erhaltung des gewöhnlichen Lebensmechanismus, zur Ver-

---

das menschliche Gemüth, von ihren Verirrungen unter ältern und neuern Nationen — am Schlusse dieses Werks ein Mehreres.

dauung und Bewegung der materiellen Maschine, erforderlich ist. Alles lebendigere Aufsprühen und Selbstbilden der Kraft und des Gefühls, — was den Menschen zu höhern Thätigkeiten forttreibt und begeistert, ist in jenen Charakteren nicht sichtbar, und die Menschennatur muß in ihnen unendliche Verheerungen erduldet haben, ehe sie sich diesen Mord ihrer innern Lebenskraft aufdringen ließ; — denn so wollte die Natur den Menschen nicht, — am wenigsten so den Mann. Diese absolute Erschlaffung an Kraft und Selbstthätigkeit ist aber nicht grade Mangel und Verlust körperlicher Gesundheit, — sondern Mangel und Verlust eines höhern Lebensprincips, Abwesenheit eines geistigern und elastischern Gefühls, welches den Leidenschaften seine Richtungen vorschreibt, und sie leitet, die Phantasie mit lichtvollen Bildern erwärmt, den menschlichen Geist in seinem Fluge hebt, und den ganzen Menschen mit Entschlossenheit und Schnellkraft zu seiner Lebensreise ausrüstet. — Es ist eine müßige Negation des Wirkens, in Nacht und Dunkelheit gehüllt, wo der Mensch an keine höhere Thätigkeit glaubt,

weil er ihren Weg nicht siehet, auf dem sie sich tummeln soll; — es ist gleichsam eine Antipathie gegen alles Licht des Geistes, damit er ja die todte Masse des Charakters nicht zu bewegen anfange, und das lahme Gefühl aus seinem ewigen Schlummer wecke. Aber es ist doch auch nicht immer etwas durchaus Seelenloses, — indem der absolut Gefühllose doch bisweilen ein guter Kopf, — wenigstens ein brauchbarer Gedächtnißmann, seyn kann.

Das Charakteristische dieser frostigen Naturen liegt in der Abhorrescenz vor aller warmen Leidenschaftlichkeit, und in dem Stumpfsinne, welcher das Schöne und Liebenswürdige eines zweyten Geschlechts nicht auffinden kann, weil ihnen die Liebe gebricht. — Es sind geistig Entmannte, die nur halb existiren, weil ihnen der größte Hebel ihrer Thätigkeit entgeht, und die großen Beziehungen der Menschheit unbekannt bleiben, wodurch sie sich durch zwey Geschlechter in ein unzerstöhrbares Ganze vereinigt, und sich eben dadurch allein nach ihren höchsten Zwecken vollendet. — In der That scheint es so, als ob die Natur bis-

weilen absichtlich solche Charaktere erscheinen lasse, — damit man sähe, — welch ein Nichts der moralische Mensch ohne Liebe sey, und wie sie im Gegentheile alles an ihm veredle und verherrliche; — wie sie ihn zur höhern Humanität adelt, — und wie tief er ohne sie fällt und fallen muß; — wie ohne sie der schnelle und lichtvollere Gang seines Geistes stockt, als ob ihm alle seine Organe verschlossen, und alles Menschliche in ihm zerdrückt wäre; — wie ohne sie er nur mit Ungeschick und Verachtung in die Reihe gefühlvoller Seelen hineingestellt werden kann, und als ein feindseliges Glied der Societät überall höchst unwillkommen ist, — wie er nur vegetirt, — nur geboren wird und stirbt, und damit jede Spur seines bessern Seyns ewig unsichtbar bleibt.

Wie verwaist und verlassen, und von dem Fluche der Vernunft belastet, — [die zu ihrer eigenen Ehre nichts heiliger, als die Liebe ehrt] — schleichen diese Menschen durch den großen Raum des Lebens, als ob sie darin nichts weiter, — als die Schritte von einem Tage zum andern zählen könnten; es sind unheilbare

Müßiggänger, die sich durch das Beyspiel großer Thaten nicht zu ähnlichen Handlungen hinreissen lassen, sondern das Gesicht hinwegwenden, — damit das Große und Edle sie nicht aus ihrem mechanischen Kreise bringe; — es sind Barbaren, die nur die äußere Form des Menschen haben; aber eben deßwegen sind sie auch nur armselige Einsiedler ihr ganzes kaltes und mattes Leben hindurch. Kein menschliches Herz mag sich an sie anschließen, weil ihr Herz originell-zurückstoßend ist, oder sich nur aus egoistischem Eigennutz öffnet. Da diesen Unnaturen alles Entgegenkommen, — dieses so tiefwirkende Zaubermittel gegenseitigen Wohlwollens, fremd ist; so wagt der Fremde keinen Schritt, ein Herz zu gewinnen, von dem er keine Vergeltung der Liebe erwarten kann, — und, wie man vorauszusetzen Ursache hat, alle an dasselbe verschwendete Güte mit Undank lohnen wird.

Ausserdem sind diese Charaktere, wozu wir vornehmlich den fühllosen Hagestolz rechnen, im hohen Grade einseitig, und bleiben in der Regel in der bessern Lebenskunst und Lebens-

philosophie zurück, weil diese vorzüglich durch die gegenseitige Einwirkung der Geschlechter auf einander erlernt, und behauptet wird. Allein hier ist diese glückliche Wechselwirkung nie vorhanden gewesen; die Geschlechter haben sich nicht einander abschleifen können, — das Starke und Männliche hat im weiblichen Umgange keine feinern Entwickelungen angenommen, die Rohheit der Natur ist im Manne geblieben, wenn er auch noch so sehr an seiner äußern Form gekünstelt haben sollte. Seine Gefühle sind nicht erwärmt und geläutert worden, weil ihre Zubereitung nicht durch die zarte Hand des Weibes ging. Wie ein Verbannter ist er nur immer in den eisernen Ketten eines nicht gebrochenen, nicht gemilderten Willens stehen geblieben, — er hat nie den Himmel genossen, welcher in dem alleinigen Besitz eines weiblichen Herzens, und in dem Auffassen der reinen Weiblichkeit selbst liegt. Er kennt fast nichts, als den eckigen Raum seines kleinen Ichs, — und weil er dieß nur kennt; — so kann er nichts ohne eine ängstliche Beziehung auf dasselbe thun. Daher ist nun

auch sein Blick so selten in die Aussenwelt hinein gerichtet, — weil ihn nicht zartere Empfindungen treiben, und er mit dem Bedürfniß, diese Empfindungen gegen andere auszutauschen, — unbekannt ist. Er hat sich aus der Welt in seine mechanische Einseitigkeit verloren, weil er nur mit sich umgehen mag, — er muß ein durchaus uninteressanter Kleingeist werden, wenn ihn auch die Natur mit großen Anlagen ausgerüstet haben sollte, — weil die Welt nicht in ihn eingreift, und seine Organe der Thätigkeit nach und nach in dem sich anstaunenden blinden Egoismus einrosten werden.

In sich selbst vergraben, und in den armseligen Raum ihrer Einseitigkeit, wie ein langsames Schalthier, eingeschlossen, — haben diese kalten Menschen gleichsam das Gehen und Handeln verlernt. Nur das Alltägliche und Gewohnte ist die Triebfeder, welche sie treibt. Daran hängt ihr ganzes Wesen, — und alles wird zuletzt an ihnen — Maschine! Sie meiden das Neue, das Abwechselnde und Vielseitige, weil sie dieses wie einen Orcan betrachten, der den Faden ihrer einmahl ange-

nommenen Lebensweise verwirren, oder zerreissen könnte. Der Umgang mit Weibern, die Liebe, welche, ihrer Natur nach, Vielthätigkeit verlangt, scheint solche Charaktere aufzulösen, anstatt, daß er Andern — innere Festigkeit giebt, und das Wesen des Mannes durch das Weib begründet. Sie fürchten überall anzustoßen, weil die Liebe sie nicht geschmeidig macht, und weil die Aussenwelt keinen Beruf fühlt, dem entgenzukommen, welcher ihr nicht selbst die ersten Opfer bringt. Sie mag und kann den Unreifen nicht gebrauchen, weil er ihr kein Herz anbietet, und ihre Mitregenten, die Weiber, verachtet. — Auch läuft das Leben dieser Gefühllosen meisten Theils auf lauter Kleinigkeiten hinaus, weil sie die größern Anfichten desselben nicht kennen und fassen, — weil der absolute Egoismus dieser Menschen seine Thätigkeit nur nach einigen schwankenden Begriffen der Ehre abzumessen pflegt, und fast nie seine Kraft auf das große Ganze berechnet, dessen Erhaltung ihm mit anvertrauet ist. Wem das Alltägliche nur wichtig erscheint, der ist schon ein ganz gewöhnlicher, kleingeistiger Müßig-

gänger auf seinem Planeten, — ein Insect, das nie vermißt wird, und dem die Welt keine Aufmerksamkeit schuldig ist.

Mit der Einseitigkeit dieser Naturen und ihrer durch die mangelnde Liebe bewirkten Charakterkälte ist gewöhnlich eine gewisse Menschenscheu verbunden, die man aber doch nicht immer Menschenhaß nennen darf. Sie mögen die Menschen nicht, — weil der Mangel der Herzenswärme — Mißtrauen hervorbringt, und weil sie in dem lebhaftern Spiele fremder Leidenschaften gewöhnlich nur die Künste zu ihrer Berückung oder Lächerlichmachung wahrzunehmen glauben. — Die Liebe würde sie mitten in diese Verhältnisse hineinschleudern, und ihr Vertrauen zu den Menschen wecken, anstatt, daß sie nun nichts, als verdächtige Auflaurer um sich her erblicken. Noch mehr scheucht sie gemeiniglich das Mißtrauen gegen die Weiber von den Menschen überhaupt zurück. Sie hassen die Gefährtinnen unseres Lebens nicht, — weil sie sich kaum zu einer solchen Lebhaftigkeit des Affects erheben können; aber sie betrachten sie als schlaue Verführerinnen

des Mannes, die ihm erst seine Liebe abschmeicheln, und hernach seine ganze Freyheit gefangen nehmen. Sie können es kaum begreifen, wie sich unser Geschlecht so blind hingeben kann, und wie es so selten die Schlange unter den Rosen bemerkt. Eine solche Stimmung des Gemüths, eine so argwohnende Seele paßt sich denn freylich zu dem offenen Geiste des geselligen Lebens nicht. — Wer überall Betrug und Fußangeln wittert, kann die Menschen nicht sehr lieben, sondern wird eben das, was wir an ihm verdammen, — die nöthigste und ächteste Lebensphilosophie nennen.

Allgemein ist endlich diesen Charakteren eine Härte des Gemüths eigen, die nicht selten in Grausamkeit und Mangel aller Sympathie auszuarten pflegt; — das ewige Eis eines kalten Clima, welches nie von dem wohlthätigen Lichte einer Sonne beschienen wird, weil es die Liebe nicht kennt. Wenn diese, dem Menschen zur Veredlung gegebene Leidenschaft sein Gemüthe erweicht, und mit der Menschheit selbst in den genauesten Verein bringt, wenn sie die Rohheit abschleift, und, statt ihres innern Kampfs, das

ge=

gesammte Spiel unseres Denkens und Wollens in eine wahre Harmonie mit uns selbst verwandelt, — uns die Menschen darum so wichtig macht, weil wir durch die Liebe die höchste Gewalt über sie bekommen; — so dürfen wir wol bey jenen Charakteren nur immer die kleinste Theilnahme an den Freuden und Leiden Anderer voraussetzen. Ihr Mitgefühl wird nicht durch die frostige Seele dringen, sondern sich allenfalls nur in einer kalten Condolenz ausdrücken, wobey nichts gedacht wird. Darum sind diese Leute so unbereitwillig, Andern zu dienen, — darum in der Regel so karg, weil sie das Wohlthun für eine unnütze Verschwendung halten, — darum so langsam im Verzeihen und Wiedergutmachen, — so lieblos und bitter in ihren Urtheilen über Andere, so hart und grausam in ihren Bestrafungen *), so eiskalt, wenn um sie her die leidende Menschheit

---

*) „Brennet und schlachtet noch eine Stunde! — dann will ich mich besinnen," sagte Tilly vor Magdeburg. Ob dieser Teufel wol jemahls geliebt hatte?

weint, so gefühllos, wenn sie die Unschuld zertreten, und auf ihre Kosten ein teufelischer Plan durchgeführt werden soll. — Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß die meisten Verbrecher in Criminalgefängnissen und unter dem Galgen nicht in der Ehe lebten; noch bestimmter könnte man sagen: es waren Menschen, die nimmer herzlich geliebt hatten. —

Von jenen Charakteren, welche die Liebe nicht kennen, müssen wir aber doch billig diejenigen ausnehmen, welche gegen die Weiber nur gleichgültig zu seyn scheinen; aber doch ihre geheime Neigung zu ihnen nicht abläugnen können. Diese haben sich — entweder auf eine Zeit lang eine gewisse Kälte gegen das andere Geschlecht anraisonnirt, weil sie keinen Eindruck auf dieses Geschlecht machten, oder weil ihr roher und ungeschliffener Sinn vor der feinern Sittenweise der Weiber zurückbebte. Wieder Andern mochte eine steife und pedantische Erziehung jenes scheue und kalte Benehmen gegen das andere Geschlecht angebildet haben, — so daß sie sich gegen etwas nur we-

nig hingezogen fühlten, was die pädagogische Kunst in eine so weite Entfernung von ihnen gestellt, und der Wohlstand [die ehrwürdige steife Bienseance] zu einem unantastbaren Heiligthume gemacht hatte. Endlich giebt es noch andere Männer, die nur eine gewisse Kälte gegen das andere Geschlecht affectiren; aber heimlich von seiner Gewalt so viel, wie andere Männer, empfinden, — eine Art Keuschheitsheuchler, — wie man Keuschheitsheuchlerinnen hat, — die vielleicht nur darum diese Weiberscheu annahmen, weil anfänglich — einer bedenklichen oder wol gar devoten Mutter diese Sitte gefiel, — und selbst von ihr dem Jünglinge gepredigt wurde. Vielleicht bewunderte sich der Thor selbst in dieser Kälte gegen das andere Geschlecht, weil er darin etwas Ungewöhnliches fand, und sich dadurch das Ansehen eines starken Geistes, eines freyen Sonderlings, eines unüberwindlichen Charakters zu geben meinte. Allein ist die Zeit und Stunde erschienen, — wo sich die Liebe für ihre äußere Verachtung zu rächen sucht; so haben alle diese Rollen der Verstellung, des auswendig-gelernten

Raisonnements über Selbstbeherrschung, der schneidenden Critik über die Weiber — ein Ende, und der stoische Verächter desselben steht dann gemeiniglich in seiner lächerlichsten Enthüllung, — als ein Verliebter, von einem höchst gewöhnlichen Mädchen gefesselter Geck vor uns. — Noch weniger rechnen wir diejenigen zu den Männern ohne Liebe, welche die Weiber bey jeder Gelegenheit zur Zielscheibe des Witzes und der Spötterey machen. Diese Männer sind gewöhnlich die unterthänigsten Sclaven des schönen Geschlechts. Weil sie es nicht zu beherrschen wagen, — und nimmer beherrschen werden; so nehmen sie sich die Freyheit, — sich bisweilen über ihre Regentinnen ein wenig lustig zu machen, — doch nur in so weit, als es diese Regentinnen gnädigst erlauben wollen. *)

---

*) Der unsterbliche Moliere war ein sehr warmer Anbeter des liebenswürdigen Geschlechts, und dennoch hielt er den Frauen folgendes — Elogium:

„Tout le monde connoit leur imperfection,

b) Der Weiberfeind ist gemeiniglich ein Mensch, der die Frauen nun eben so unversöhnlich haßt, — wie er sie vorher glühend und innig liebte; er darf daher mit dem kalten Phlegmatiker in der Liebe nicht verwechselt werden. Dieser ist nur gleichgültig gegen die Weiber, aus Mangel des Gefühls; jener ist aus Maxime erbittert gegen sie, und daher ein schwer zu bekehrender Gegner derselben. — In der Regel ist er ein von den Weibern

---

Ce n'est qu'extravagance et qu'indiscretion
Leur esprit est méchant et leur ame fragile,
Il n'est rien de plus foible et de plus imbecile,
Rien de plus infidèle; — et malgré tout cela
Dans le monde on fait tout pour ces — animaux la."

Eben so wird der Grieche Euripides vorzugsweise der Misogin genannt, weil in seinen Trauerspielen sehr viele bittere Ausfälle und Spitzreden gegen das schöne Geschlecht vorkommen. Allein dieß würde nichts gegen ihn beweisen, —

— Betrogener, und sein Haß gegen sie muß um so unversöhnlicher werden, je vertraulicher er vorher liebte, je sicherer er seinen Sieg glaubte, — und je eingenommener er von sich selbst war. Es giebt hier so mancherley zu unterscheiden, daß die Leser uns schon die nöthige Umständlichkeit erlauben werden.

Der Weiberhasser hatte geliebt, — ohne geliebt zu werden, hatte sich eine weibliche Gottheit fingirt, — oder wirklich ein liebens-

---

weil der Dramatiker zur ästhetischen Vollendung seines Stoffs gute und schlechte Charaktere darstellen muß. Der Weiberhaß des griechischen Dichters war wirklich gegründet. Er sah sich genöthigt, seine erste Gattin wegen ihrer Ausschweifungen fortzujagen, und — die zweyte ertappte er im Ehebruch mit einem seiner Gaukler. — Er wurde hierüber öffentlich bespöttelt, und mußte sein geliebtes Athen verlassen, um nicht mehr die Zielscheibe attischer Satyre zu seyn. — Sophocles hatte von dem Weiberhaß des Dichters eine ganz andere Idee. — Er sagte einst sehr naiv: „dieser Mann haßt die Weiber nur in seinen Tragödien.“ — „ενγε τῇ κλίνῃ Φιλογύνης ἐσι!“

würdiges Mädchen gefunden, an deren Hand er den Himmel auf Erden zu finden glaubte. Das lebendige in's Unendliche verschönerte Bild der Geliebten hatte sich in das Innerste seines Geistes und Herzens gelagert, — war der zärtlichste Verwandte aller seiner Ideen geworden; — ihm hatte er sein ganzes Ich hingegeben, und er lebte nur in diesem Bilde. Nun beginnt er, stolz auf das goldene Ziel — und auf etwas, das er noch nicht besitzt, seine Bewerbungen und Eroberungen. Tag und Nacht schwankt er zwischen Furcht und Hoffnung, ob er siegen werde, oder nicht, — er scheint der Göttin seines Herzens nicht gleichgültig zu seyn, — er nimmt einen freundlichen Alltagsblick des weiblichen Auges für eine nicht ungünstige Erklärung. Sein Egoismus läßt ihn noch mehr sehen; — es konnte doch seyn, — daß er dem Mädchen unwiderstehlich würde. Himmel und Hölle möchte er bewegen, — um zur endlichen Gewißheit zu kommen, — und der Welt sagen zu können: die habe ich besiegt. Er will, — er muß sie haben; — ein Mann von diesem Geiste, von dieser Sehkraft,

von diesem durchaus gebildeten Charakter, — wol gar von dieser Gelehrsamkeit, von diesem Einflusse, von diesem Gefühl und diesem Geschmacke — kann nicht unerhört bleiben, — es giebt Augenblicke, wo er diese Dinge für absolute Gewißheit hält, — weil er es nicht bemerkt, — daß er [der — lächerliche Anbeter] dem verständigern Mädchen unausstehlich ist, daß sie seiner vielleicht nur aus Achtung seines Standes schont, — daß andere Männer sie mächtiger anziehen, und daß er höchstens nur die allerletzte Nummer im Kreise ihrer Freunde ausmacht. — Er bewirbt sich um ihre Hand, — die Art, wie er es thut, giebt seinen Angelegenheiten vielleicht den letzten Stoß, — er geht mit einem Korbe heim, und wird vielleicht ein — — Schriftsteller gegen die Weiber.

Auf eine so niederschlagende Scene folgt natürlich eine Erbitterung gegen das Geschlecht, — welches das Verdienst so wenig ehrt, und dem bedeutenden Manne, — dem Hochgebildeten und Vielwissenden, so leicht — einen gewöhnlichen, obscuren und thörigten — Jüng-

ling — vorziehen kann. Diese Erbitterung kann oft Jahre lang dauern, ehe der Egoismus den an ihm begangenen Hochverrath verzeiht, — und bisweilen geht sie mit dem Erbitterten zu Grabe. Gewöhnlich dauert doch aber dieser Weiberhaß nicht lange. Man kann ihn keinem Betruge von Seiten des Weibes zuschreiben, — denn es war keine Gegenliebe da, und das weibliche Herz hatte vielleicht schon andere frühere Gelübde gethan. Auch tröstet sich der Zurückgewiesene gemeiniglich damit, — daß die Spröde seiner Liebe nicht werth war; daß sie für das Bessere und Verdienstlichere keinen Sinn gehabt, — daß Insinuationen und Cabalen ihr andere Lebensplane vorgezeichnet, — schiefe Erziehungsmaximen ihren Geist verschroben, unselige Romane ihr Herz vergiftet haben; daß die Verbindung mit einer solchen seinem Geiste wenig Unterhaltung, seinem Gefühle wenig Seligkeit, seinen Idealen eines höhern Seyns — wenig Befriedigung geben würde. Es ist ihm, nach seinem Glaubenssysteme, etwas Besseres beschieden, und sollte sich auch dieses nicht finden;

so wird der subtile Kopf sich in den Armen einer ganz gemeinen Liebe schon zu beruhigen wissen, oder — sich in den unendlichen Räumen einer — überirdischen schwärmerisch verlieren.

Aber bleibender und einschneidender wird der Weiberhaß gemeiniglich dann, — und scheint dann sogar das Recht auf seiner Seite zu haben, — wenn Liebe durch Liebe erwidert wurde — und die Geliebte, ohne Ursache von Seiten des Geliebten, den Schwur der Treue freywillig brach. Hier hatte der Mann nicht nur sein Herz, das Köstlichste, was er schenken konnte, mit offenem und innigstem Vertrauen hingegeben, sondern er hatte auch die heiligsten Versicherungen der weiblichen Liebe empfangen; sein Vertrauen war durch Vertrauen belohnt worden; — sein Ziel war glücklich errungen, er ging als Sieger an der Hand des geliebten Mädchens, das ihm nun nichts mehr in der Welt entreissen konnte. Er fühlte sich stark und geehrt durch ihre Liebe, — er hatte, um diese Eine Vortreffliche zu besitzen, große Aufopferungen gewagt, — sein ganzes Heil der Zukunft war an sie gebunden;

ihre Verheißungen, ihr einziges: — „ich bin ewig dein" — hatten ihn vielleicht mit der ganzen Welt ausgesöhnt, — ein Zweifel gegen den weiblichen Liebesschwur wäre ihm wie ein niedriges Verbrechen gegen die Geliebte erschienen, — und, wenn alle Wahrheiten untergehen könnten, so würde ihm die einzige Herrliche bleiben: „daß er geliebt wird" — weil es die Geliebte sagt, — weil auf ihren Lippen kein Trug schwebt, — weil ihre ganze Liebe durchaus nichts anders, als reine und heilige Wahrheit seyn kann.

Und dieser allein seligmachende Glaube wird durch die Falsche auf einmahl in seiner Grundfeste erschüttert oder wol gar vernichtet. Es ist ein fürchterliches Gefühl, sich hintergangen zu sehen, dem kein anderer Schmerz der Seele gleichkommt, weil es unser ganzes inneres Leben erschüttert, und das sich so beglückende Vertrauen gegen ein geliebtes Wesen, wie durch eine gänzliche Umkehrung unserer Natur, in erstarrende Kälte und bittern Haß — [wider unsern Willen] verwandelt. Auf einmahl hatte die Geliebte nicht brechen können, —

dem Betrogenen ist daher der Gedanke so schrecklich = natürlich: daß die Ungetreue noch da ihre Liebkosungen gegen ihn fortgesetzt habe, als in ihrem Innern schon die schändliche Verrätherey gereift war. Da steht nun sein offener, grader, treuer Sinn, der sich schuldlos beleidigt fühlt, neben der teuflischen Weiberheucheley, — und sucht Balsam für seine Wunden, — und findet ihn allein im Weiberhasse. Die Liebe kennt hier nur ihr Extrem, weil — sie die Gegenliebe als eine Gabe der Freyheit annahm, und der böse Wille des geliebten Gegenstandes nun den Betrug desto empfindlicher macht. Freywillig hatte sich das zärtliche Wesen hingegeben, und sein Werth war darum in den Augen des liebenden Mannes so unendlich groß, — so fest, — so durchaus zweifelfrey. Nun aber hatte es mit eben jener Freyheit und Entschlossenheit sich gegen ihn, wie vorher für ihn erklärt; hatte sich aus seinem Herzen, ohne seine Einwilligung, herausgerissen, und sein Leben grausam zerschnitten, indem es ihm selbst seine bessere Hälfte raubte. Wie verbannt, in sich

selbst zertrümmert, — der Menschheit fluchend steht er nun in der quälendsten Herzensleere da, — und möchte sich im Mittelpuncte der Erde verbergen, um den Spöttereyen des Publicums, — um sich selbst zu entfliehen. Da er sein ganzes Vertrauen, seine ganze Liebe nur auf die Eine gerichtet hatte; — so möchte er auch nun die ganze Menschheit hassen, weil jenes Vertrauen durch die, welche er für die reinste Tochter der Wahrheit hielt, — wieder aufgelöst wurde. Alle Weiber sind nun Betrügerinnen und Buhlerinnen geworden *) — da

---

*) Ein genialisches Gemälde des Weiberhassers dieser Art finden die Leser in einer sehr geistreichen Schrift, — im goldenen Kalbe **), dessen Werth keiner weitern Empfehlung bedarf. Ob übrigens in diesem unschätzbaren Gemälde die höchste Consequenz des Charakters, als die letzte Bedingung der zeichnenden Kunst, beobachtet sey, — ist eine andere Frage, deren genaue Erörterung nicht hierher gehört. Der dort in seinem ganzen Ideenumfange gezeichnete Misogin ist doch eigentlich nur — gegen seine Be-

**) Eine Biographie. Gotha 1802. 4 Bände.

es die eine Allervollkommenste und Heiligste seyn konnte; — alle Vertheidigungen der Bessern ihres Geschlechts gelten ihm nichts, weil vorher alle diese Bessern noch tief unter der Besten standen. Daß die Liebe des Mannes vorher so stockblind war, und nun auf einmahl so allsehend wurde, — dieß macht vorzüglich den schneidenden Contrast im Gefühle des Weiberhassers aus, — so wie es der tiefste Grund seines Unglücks ist.

Selbst dann, wenn die Geliebte gezwungen wurde, — eine Untreue gegen ihn zu begehen, und ihre Hand einem Andern zu

---

trügerinnen erbittert, — und hätte, als ein so sehr verständiger Mann, nicht die Sünden einiger auf das ganze Geschlecht werfen sollen. Die hohe Vernunft dieses denkenden Geistes mußte ihn vor einer so eiskalten Allgemeinheit seines Urtheils schützen, und dann auch vor dem zweyten Extrem behüten: — ein einziges Weib über die Grenze der menschlichen Natur hinaus in eine bunte Idealität zu versetzen, die als ein Factum in der wirklichen Welt nur ein absoluter Widerspruch ist. — —

reichen, kann der Weiberhaß entstehen, obgleich in diesem Falle der Schmerz des Geliebten nicht jenen höhern Grad bey einer förmlichen Untreue erreicht. Allein die Liebe des Mannes — behält auch hier, als ein egoistisches Princip, ihren raisonnirenden Charakter. „Das Mädchen [denkt sie] hätte doch nicht — nachgeben, sondern fester und entschlossener ihrer Sclaverey ausweichen sollen. Warum verdammte sie sich — nicht lieber zu einer ewigen Einsamkeit? — warum nahm sie nicht einen imponirenden Ernst gegen den ihr aufgedrungenen Mann an, wodurch allen fernern Bewerbungen ein Ende gemacht wurde? warum bewaffnete sich ihr Auge nicht mit der alles niederwerfenden Gewalt weiblicher Verachtung? warum sagte sie ihm nicht grade heraus, daß er in ihr nicht eine Freundin seines Lebens, sondern eine ihn ewig hassende Furie finden werde? — warum griff sie nicht selbst zu schrecklichen Mitteln, um dem Allerschrecklichsten für ein weibliches Herz, einem aufgedrungenen Liebhaber, zu entgehen?" — Denn so etwas Romantisches und Heroisches kann die Liebe begehren, weil sie in ihren

Prätenſionen ſo leicht aus einer wirklichen Welt in einen Spielraum überſpannter und ungewöhnlicher Kräfte hinüberſtreift. — „Der Aufgedrungene, ſo denkt ſie weiter, wird am Ende doch wol noch der Mann ihres Herzens werden, und du wirſt — vergeſſen ſeyn, wenn man dich nicht mehr ſieht, dich nicht mehr hört, und dich nicht mehr braucht. Die weibliche Untreue wird hinterher vollzogen, wenn ſie auch jetzt noch nicht denkbar iſt; die Wachsnatur des weiblichen Herzens nimmt alle Formen an, wie Zeit und Umſtände und Schmeicheleyen es verlangen, und die Matrone von Epheſus war gewiß nicht die einzige Leichtſinnige dieſer Art.“ — „Ihre Eidſchwüre ſind vergänglich, wie Spinngewebe, und ihre Thränen vertrocknen deſto ſchneller, je heißer ſie waren. Den glänzendern Sieg gewinnt gewöhnlich der, welcher ſie am meiſten amüſirt, und dieß wird der Mann gewiß thun, der ihr Herz von dem erſten Liebhaber abziehen muß. Durch ſeine Liebkoſungen, durch ſeine Geſchenke, durch ſeine Kunſt, zu gefallen und — nachzugeben, durch ſein behagliches Hineingehen

gehen in die weiblichen Launen und Phantasien aller Art wird — er das Andenken des Ersten in ihrer Seele ersticken, und auf seinen Trümmern wird der Zweyte glücklicher seyn, als es der Erste vielleicht je hoffen durfte."

Unter diesen Insinuationen einer gekränkten Liebe muß wenigstens eine Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht entstehen, — weil es nicht Muth genug zu kühnen Unternehmungen zeige, — und, selbst in der muthvollsten Leidenschaft, — sich von dem Kleingeiste anderer Menschen leiten lasse. Den höchsten Grad des Weiberhasses findet man aber vornehmlich bey zwey Männerclassen, — nähmlich bey denen, welchen die Weiber lange genug eine zärtliche Liebe vorgeheuchelt, — und endlich die ganze Taktik ihres Betrugs offenbaret hatten, und dann bey denen, welche als Ehemänner den ganzen Druck einer studierten weiblichen Despotie erdulden mußten. Von einer dritten Classe, — nähmlich derjenigen, die entweder durch zu frühe Erweckung des Geschlechtstriebes, oder durch den Umgang mit lasterhaften Weibern ihre physischen und geistigen Kräfte schreck-

lich verschwendet hatten, und dafür nun das ganze Geschlecht desto unversöhnlicher hassen, soll weiter unten geredet werden.

Diejenigen Männer, welche durch die absichtlichsten Heucheleyen und fein angelegten Flatterien des weiblichen Betruges, — vielleicht nicht einmahl, sondern oft hintergangen wurden, — wo also durchaus keine Liebe der Heuchlerin vorhanden war, — können freylich wol ein Geschlecht nicht mehr achten, das alle seine liebenswürdigsten Anlagen, seine einschmeichelnde Herzensgüte, seine vertraulichen Anlokkungen, seine bezaubernde weibliche Natürlichkeit, — ja, wol selbst die höhern Reitze eines reinen sittlichen Gefühls [hier nur als Maske aufgestellte Tugend] zur Berückung und Verblendung eines ehrlichen Mannes, nach einem tief angelegten Plane, benutzt hatte. In alle seine sonst so aufheiternden und erquickenden Reminiscenzen mischt sich nun der brennende Gedanke: — daß er, der ehrliche, schuldlose und vertrauliche Mann, die Zielscheibe weiblicher Hintergehungen war; daß nicht ihm die herzlichen Liebkosungen, die zärtlichen Ergies-

fungen des weiblichen Herzens, sondern einem Andern galten, welcher allein in der Seele des angebeteten Weibes wohnte; daß, wenn er diese auf den Armen der Liebe trug, und tausend Leben für sie hingeben konnte, — sie selbst, — von ihm unendlich weit entfernt, — und von ihm unendlich verschieden, — ihm ein seliges Hinscheiden wünschte, — weil sie nur in jenem Andern lebte; daß, wenn sich sein warmes Herz an ihrer Seelengüte weidete, und sie hoch über alle Frauen der Erde hinaushob, — sie selbst mit Hohngelächter auf den armen Verblendeten herabsahe, und mit innerm Ekel seine Geschenke annahm; daß sie seine zärtlichsten Briefe uneröffnet verbrannte, wenn sie das armseligste Gekritzel des begünstigten Liebhabers mit heißen Küssen empfing, und an ihrem Herzen verwahrte; daß sie teufelische Plane zu seiner Entfernung, seiner Entehrung und seinem Unglücke schmiedete, damit die öffentliche Trennung von ihm desto leichter werde. —

Nun sind ihm erst die Augen geöffnet; — nun versteht er erst tausend Dinge, die ihm

vorher, als er sich noch innig geliebt glaubte, für Räthsel, oder wol gar für Naivetäten der weiblichen Liebe hielt; — warum ihr Blick bisweilen so schmachtend-ernsthaft war, warum sie ohne Ursache zürnte, — und ein andermahl ohne Ursache sich einem hüpfenden und ungestümen Frohsinne überließ; — warum sie unvermuthet — Kränklichkeiten und Zerstreuungen affectirte, — sich tagelang in eine tiefe Einsamkeit vergrub, und tagelang sich wie ein Perpetuum mobile herumtrieb; — warum sie ihm jeden Schritt der Liebe so schwer machte, und ihm doch ihre Liebe nicht ganz verläugnete; warum sie ihm entgegenkam, und sich dann plötzlich wie in die Unendlichkeit wieder zurückzog; warum sie nur höchst selten ganz vertraulich wurde, und auch dann sich ihrer mit aller Bestimmtheit bewußt blieb; warum sie bey seinem Mißgeschicke, bey seinen ungünstigen Verhältnissen, oder auch bey seinen Erhebungen und Verdiensten, bey seinen unerwarteten Glücksfällen so wenig gerührt wurde, und ihn dann, statt der lebendigen Sprache des innigen Theilnehmens, — mit trockenen Maximen und Sen-

tenzen unterhielt; warum sie ihn jedes kleine Versehen so tief empfinden ließ, ihm jeden klei-nen Verstoß gegen den geselligen Ton so hoch anrechnete, und ihm Demüthigungen auflegte, die er nicht verdiente, aber aus Liebe zu ihr gern erduldete; warum sie sich selbst anders trug, anders kleidete, als er es gewünscht hatte, — ungern von ihm Geschenke nahm, so herz-lich und schön sie auch gegeben wurden, — ungern zum Tanze ging, den sie sonst bis zur Ausschweifung liebte, — ungern selbst das köst-liche Buch liest, was sie von ihm zu ihrer Un-terhaltung empfing; warum sie den Umgang mit gewissen Menschen suchte, die er nicht für die bessern halten konnte, — und dagegen die von ihm Geschätzten mit kalter Gleichgültigkeit behandelte.

Alle diese Räthsel, die er vorher nur den Launen und Abwechselungen des weiblichen Charakters zuschreiben konnte, und wol gar zu seinem eigenen Vortheile deutete, sind nun ge-löst, — das ganze Benehmen der Geliebten erscheint ihm jetzt aus einem andern Gesichts-puncte; — eine wahre Liebe hatte in ihr mit

einer nur angenommenen, betrügerischen gekämpft, und, um beyde zu verstecken, hatte sie diesen zweydeutigen Charakter angenommen. Der Haß hatte die Maske der Liebe anlegen müssen; — aber mitten aus diesem Gaukelspiel leuchtete er hervor, ohne daß es die blinde Männerliebe bemerkte. Gleichsam nur von fern her, — und von einer unsichtbaren Hand wurde das falsche Spiel des weiblichen Herzens aufgezogen und geleitet, — nur der Unbekannte konnte es verstehen, weil er es belebte und bestimmte; — er, nicht der Bekannte, sahe in die Tiefen des weiblichen Herzens; — aber auch ihn machte die Liebe blind, — weil er so gut, wie jener, nur — ein falsches Weib anbetete.

„Du hast also deine vertraulichsten Gefühle, und deine besten Stunden an eine nichtswürdige Heuchlerin verschwendet, — damit du dir selbst dein ganzes Leben hindurch als ein lächerlich Betrogener erscheinst, und der Spott der Betrügerin dir ewig bleibe" — dieser fürchterliche Gedanke ist es, welcher meisten Theils den Weiberhaß dieser Art unversöhnlich macht.

Das Weib hat, ohne Liebe zu fühlen, die Liebe des Mannes mit erheuchelter Innigkeit angenommen, sie hat ihn also gleichsam um sich selbst betrogen, indem sie sein höchstes Ich, die Liebe, täuschte. Gewaltiger und boshafter konnte sie ihn nicht betrügen, denn sie hat ihn um seine Zeit, um seine Persönlichkeit, um seine eigene Achtung, um seine schönsten Hoffnungen und um die Zukunft selbst betrogen. Aber noch mehr, — sie hat nicht nur seine Schwäche und seine Blindheit zu seinem Betruge genutzt, sondern hat ihm zugleich das Höchste, was er dem Weibe und der Menschheit zu geben hatte, — das Schönste, was sich sein Geist denken, das Seligste, was sein Herz empfinden konnte, — nun gar als eine lächerliche Krankheit des Gemüths dargestellt, die nicht anders, als durch die Verachtung des andern Geschlechts geheilt werden könne. Der Charakter der Mannheit, dem die Natur Würde und Vertrauen auf sich selbst zur höchsten Bedingung machte, — ist durch ein schwaches Weib bis in seine Grundfeste hinein beleidigt, — „das Weib repräsentirt ihr ganzes Ge-

schlecht, — und darum mußt du dem Ganzen deine Erbitterung empfinden lassen" — — dieß ist die Logik, wonach der Misogin nun bis an sein Ende die Weiber richtet, und sie nun eben darum für radical-schlecht hält, weil er ihr ganzes Geschlecht in der Einen Hochgeliebten für radical-gut, wo nicht gar für radical-vollkommen, hielt.

Der Misogin, welcher es durch weibliche Tyranney im Ehestande, — oder auch ausser ihm, durch Verfolgung von weiblichen Anverwandten, — sogar aus Erbitterung gegen seine Mutter, — werden konnte, wird ganz so, wie der durch die Liebe Betrogene, den Charakter der Feindseligkeit und des unauslöschlichsten Hasses annehmen, sobald er sich, wie jener, unschuldig fühlt; — aber seine schneidenden Kümmernisse werden nicht denen einer hintergangenen Liebe gleichen. Der Haß, der aus letzterer entspringt, wird in der Regel qualvoller seyn, weil zu seiner Hervorbringung eine durchaus nicht einmahl als möglich gedachte Umkehrung aller vorigen Gefühle und Tendenzen gewaltsam vorhergehen mußte.

Das vorher mit so inniger Liebe Umfaßte, mit so tiefer Sehnsucht Gewünschte — hatte das innere Wesen und Denken nur in einen einzigen Punct gesammelt; — hier lagen die Herrlichkeiten einer ganzen Welt vereinigt, — und dieß alles war doch nur Täuschung und Betrug gewesen. Nicht so peinlich wird hingegen der Mann da angegriffen, — wo die Liebe nach und nach in einem nicht sehr glücklichen Ehestande verglimmte, und ihre hohen und geistigern Ansprüche an das weibliche Herz nicht mehr von dem Feuer der Jugend beseelt wurden. Der geplagte Ehemann ist nur ein Lastthier, dahingegen der durch weibliche Heucheley Betrogene ein in seinem innersten Wesen Verfolgter zu seyn pflegt. Es wird ihm unmöglich, [aus — einem absoluten Mißtrauen] das Geschlecht zu lieben, das diesen moralischen Todschlag an ihm beging, und ewig bleibt nun sein kaltes Herz verschlossen, da mit jenem Betruge sein Sinn für das Weib, wie der unheilbar verdunkelte Sehnerve des Blinden, völlig erstorben war. — Dahingegen der im Ehestande von weiblicher Tyranney Gedrückte

dem andern Geschlechte immer noch anhängen kann, wenn ihn das Schicksal nur von der einigen Furie befreyet hat, die er seine Gattin nennen muß, ob sie gleich nur sein weiblicher Teufel ist.

Auch bleiben dem gedrücktesten Ehemanne selbst immer noch Mittel und Wege übrig, wodurch er seinen Weiberhaß mildern, und seinen Zustand erträglich machen kann. Denn, wenn er nachgiebt, wenn er nicht spitzig oder plump widerspricht, wenn er nicht Empfindlichkeit mit Empfindlichkeit erwidert, wenn er nicht mit Sturm die stürmische Laune des Weibes zurückschnellt, wenn er dem kampflustigen Humor derselben zur rechten Zeit ausweicht; — wenn er ihr überraschende Beweise giebt, daß sein Herz noch an ihr hängt, daß er die gute Seite ihres herrschsüchtigen Geistes nicht verkannte, daß er immer noch für sie manches Opfer wagen könnte, wenn er den Umgang ihr verdächtiger Leute meidet, und selbst an der Ausglättung seiner mancherley innern Verzerrungen und Schwächen arbeitet; — so wird auch das böseste Weib dem Manne noch ruhige und vergnügte

Stunden schenken, — vorausgesetzt, — was doch unendlich selten der Fall ist, daß sie ihm nicht einen ewigen Haß geschworen hat. Auch die allerempfindlichsten, giftigsten und liebloseſten Frauen haben ihre periodischen Liebenswürdigkeiten — für unser Geschlecht; ein unauslöschlicher Haß gegen uns macht ihnen lange Weile, und es giebt daher eigentlich keine Männerfeindinnen, wie es unter uns Weiberfeinde giebt. Sie sind in der Regel uns allen — mehr, als wir ihnen, zugethan. Sie lieben uns aus Bedürfniß des Herzens; wir lieben sie aus Bedürfniß unserer Kraft; — und da jenes ewig jung bleiben kann, diese hingegen mit den Jahren verglühet und alt wird; so werden die Weiber in Absicht der Liebe immer weit über uns stehen bleiben.

Einzelne Beyspiele weiblicher Furien können hier nichts entscheiden. — Sie sind wirklich da, und einige Männer mögen ganz heimlich von ihnen gegeisselt werden, weil diese Männer ihnen weder Selbstständigkeit noch Klugheit entgegensetzen können, dadurch den Sinn des Weibes nur noch mehr verschrauben, und ihr Ge-

lüste, zu herrschen, noch gewaltiger erregen. — Weiber dieser Art leben nur zwischen Zank und Erbitterungen wie in ihrem Elemente. Ihr unruhiger und unzufriedener Geist, — ihre augenblicklich gereitzte Empfindlichkeit, — ihre Vapeurs, ihre Nervenzuckungen und unmoralischen Convulsionen, ihre unersättlichen Ansprüche und Forderungen an unser Geschlecht, ihre Manie, sich augenblicklich — als Beleidigte zu zeigen, und als solche sich jedes beliebige Manövre einer gerechten Rachsucht zu erlauben, ihre Undelicatesse, — ihr stürmisches Auffahren gegen Gatten, Kinder und Gesinde, ihr ewiges Tadeln und Richten und Recensiren der schuldlosesten Handlungen und Reden, ihre schneidenden, witzelnden Ironien, ihre wechselnden Launen, ihre militärischen Ordern, ihr imponirender Stolz, der immer zuerst befragt und gehuldigt seyn will, ihr glatter oder rauher Sinn, dem es auch die studierteste Dienstfertigkeit nicht recht machen kann, ihre bald feinere, bald gemeinere Taktik, zu schmollen und hämisch zu schweigen, ihre künstliche Kälte und ihr verzehrendes Feuer — machen diese Frauen zu

wahren Plagegeistern ihrer Familien; aber sie sind selten, — und wol meisten Theils selbst das Werk unverständiger Männer, die dann freylich zu ihrer eigenen Strafe das zu hassen gezwungen sind, was sie selbst geschaffen hatten.

Der Weiberhaß, welcher aus Erschöpfungen der Lebenskraft der Männer hervorgeht, — und nun das Geschöpf selbst verflucht, welches der ausschweifende Lüstling zur Befriedigung seiner Begierden mißbrauchte, — mag wol der allgemeinste und zugleich niedrigste in seiner Art seyn. Die Natur hat nähmlich in unserm innersten Wesen die Einrichtung getroffen, daß die Liebe des Mannes mit seiner Gesundheit bestehen und leben, — sich in ihm nach und nach entwickeln, und endlich mit dem Alter verschwinden, oder sich in eine ruhige Freundschaft gegen das andere Geschlecht verlieren soll. Sie hat also der Liebe eine gewisse Oeconomie ihres Werdens und Selbstgebrauchs vorgeschrieben, die ohne Nachtheil nicht vernachläßigt werden darf. Aber die Natur hat noch mehr gethan; sie hat mit dem

physischen Feuer des Mannes das zarte Gefühl der Geschlechtssympathie verbunden. Verlöscht jenes Feuer des Lebens; so erstirbt auch, nach einem Naturgesetze, gewöhnlich diese, — am allerleichtesten aber dann, wenn jenes Lebensfeuer, wider die Bedingungen der Zeit, in welcher es sich bilden soll, — zu früh, oder auch zu verschwenderisch verbraucht wird, — dahingegen die Geschlechtssympathie auch da noch im Manne fortdauern kann, wenn seine physische Kraft natürlich, also regelmäßig — sich nach und nach im Alter verliert. —

Daß diese geheime, allen Männern von Natur eigene, Geschlechtssympathie sich aber nach und nach in Weiberhaß verwandeln könne, wenn das physische Leben im Manne freywillig und zu früh verschwendet wurde, ist eben so natürlich, ob er gleich hier viel ungerechter, als bey einer getäuschten Liebe erscheint. Der Jüngling, welcher sich in den Armen einer gemeinen und brutalen Wollust selbst hinrichtete, und nun aus der schrecklichen Gegenwart seines Zustandes in eine noch schrecklichere Zukunft eines schmerzvollen und entnervten Lebens hin-

überblicken muß, kann das wol nicht mehr lieben, was sein inneres Seyn und Werden schon in der Blüthe vernichten half. Es hing freylich nur von ihm selbst ab, — ob er das Köstlichste seiner Natur, physische Gesundheit und erquickendes Kraftgefühl, in seiner ganzen Reinheit behalten wollte, — vor den Gefahren des Gegentheils war er doch genug gewarnt worden; — allein er hängt bey seinen Reminiscenzen an seine jugendlichen Ausschweifungen immer mehr an dem Bilde weiblicher Verführungen, als an dem, — was er hätte vermeiden sollen. Er giebt dem andern Geschlechte die Schuld, daß es ihm zu anziehend entgegengekommen, daß es seine schlummernden Leidenschaften durch ein zu liebkosendes Hingeben zu einem glühenden Leben geweckt, und durch Ausstellung seiner Reitze ihn um seinen Verstand gebracht; daß es ihn mit seinen Lokkungen verfolgt und bestürmt, mit seinen Schmeicheleyen eingefangen, mit seiner Sinnlichkeit zu den allerniedrigsten Handlungen fähig gemacht, und ihm nach und nach ein unüberwindliches Gelüste zur thierischen Liebe einge-

flößt habe. Er habe nicht ausbiegen und nicht ausweichen können; — er sey bey den besten Grundsätzen und der sittlichsten Erziehung dennoch in die Netze gefallen, und nun wäre auch alle Liebe, alle Achtung gegen ein so verführerisches und verderbliches Geschlecht auf ewig dahin. Allein der Thor vergißt, — daß er, nicht das zum Gefallen geschaffene Weib, stärker seyn mußte, — daß er sich gewiß nicht gezwungen, sondern mit sinnlicher Freywilligkeit hingab, — daß der Mann in der Regel den unerlaubten Angriff macht, und daß er sein jugendliches Leben im Umgange mit solchen Weibern zerrüttete, die man, ohne Beleidigung des ganzen Geschlechts, wol nicht als Repräsentantinnen desselben aufstellen darf.

Nun möchte aber der so früh in Kraftlosigkeit Versunkene — gern immer noch genießen. Um ihn her blühen die Gärten des Schönen und Liebenswürdigen, — die Gesunden opfern hier der Liebe ihre schönsten Stunden, und diese belohnt ihre verständigen Freunde mit einer langen Ausdauer in ihren Gunstbezeugungen; ja, sie scheint es ganz darauf angelegt zu

haben,

haben, dem Mäßigern die höchsten Lebensreitze zu schenken, wenn der Entnervte an der Seite des Todes und der Ohnmacht dem Tantalus der Unterwelt gleicht. Aber eben dieser Zustand des Suchens und Nichtgenießens, — die Undienstfertigkeit, womit ihn die Natur, in ihrer Erbitterung gegen ihn, bestraft, der Fluch, den sie über sein physisches Wirken ausgesprochen hat, macht ihn nun vollends mißlaunig, neidisch, eifersüchtig. — Die Tendenz seiner Organisation als Mann, das geheime Gelüste zum Geschlechte kann in ihm nicht ausgetilgt werden, denn sie ist bis in sein tiefstes Bewußtseyn hineingewurzelt; aber eben dieses Gefühl, welches durch eine feindselige Negation in ihm augenblicklich wieder vernichtet wird, — die Lust mit der Unlust im hartnäckigsten Kampfe, das Wollen immer von der Kraft verlassen — füllen sein Herz mit unvermeidlichen Erbitterungen, die er freylich nur gegen sich richten sollte, die er aber aus Egoismus [um die Schuld von sich abzulehnen] auf das Object seiner ehemaligen Sinnlichkeit überträgt. „Wären nur die Weiber nicht, — so wäre die Erde ein Himmel, —

da sie jetzt — nur der Aufenthalt der Verdammten seyn kann.“ Dieß ist gewöhnlich das Glaubensbekenntniß derjenigen Weiberhasser, die es durch die Wollüste werden. — Daß er genoß, — ehe er zum Genießen reif war, daß er durch dieses Anticipiren sich um den schönsten Theil seines Lebens betrog, daß sein edler, männlicher Körperbau in das Geripp des Todes zusammensank, daß das Feuer seiner Augen so früh schon verglühete, daß nun alle Herrlichkeiten und Süßigkeiten des Lebens für ihn verschlossen sind, daß ihn augenblicklich ein siecher Körper an seine thierischen Mißbräuche erinnert, — daß er der Nachwelt wol gar nur armselige Invaliden lieferte, — dieß alles bürdet er den Weibern auf, und sein geheimer Ingrimm gegen sie wird nach und nach permanenter Weiberhaß.

Noch mehr wird dieser Weiberhaß durch das innere, peinlichere Gefühl geistiger Kraftlosigkeit genährt, — in so fern er auch diese durch die Verführungen von Weibern empfangen zu haben glaubt. Der sonst so lebendige und feurige Geist des gesunden Mannes kann in

diesem todten Leibe nicht mehr mit der Freudigkeit jugendlicher Gefühle wirken, — dürr und mager und in allen Puncten seines Lebens erschöpft — kennt sich der Kraftlose nicht mehr, — und muß es nun, obgleich mit innerer Wuth, erdulden, daß sich kraftvollere Menschen neben ihm und über ihn erheben, und den Platz einnehmen, den seine Ohnmacht nicht erreichen konnte. Sein Ehrgeitz ist meisten Theils noch nicht erloschen, ja, eben darum vielleicht noch stärker geworden, weil sein Wille durch die Kraftlosigkeit zu oft beleidigt wird; allein er kann nicht aufkommen, er sinkt mit seinem entnervten Fittig, mit seiner gelähmten Denkkraft, mit seinem fruchtlosen Streben nach einem höhern Ziele, immer wieder in seine seelenlose Alltäglichkeit zurück, — und kriecht, wie ein kaum bemerkter Krüppel an Geist und Körper, durch die Welt. Die Menschen weichen ihm aus, weil sie den Geistesstumpfen nicht mehr gebrauchen können, — weil seine Unterhaltungen zurückschrecken, und weil mit der Ohnmacht ein hämisches Mißtrauen des Schwächlings immer im Bunde steht. Er fühlt

sich überall verlassen; seine vorigen Lieblinge, — die Weiber, — würdigen ihn keines Blicks mehr, — da eine ausschweifende Liebe zuletzt alles Liebenswürdige in dem Menschen auszutilgen pflegt. Nun meint er, daß sein Weiberhaß gerecht sey, und er wird bey ihm zur Maxime, — die von nun an oft lächerlich genug zur Norm und Formel aller seiner Weibercritiken übergeht.

Bey denjenigen Männern, welche sich nicht sowol durch einen sträflichen Umgang mit Weibern, sondern durch eine unglückliche Selbstschwächung — erschöpft haben, sollte man den eigentlichen Weiberhaß nicht vermuthen, denn die Weiber liegen ganz ausserhalb dem Spiele seiner Wollust; und dennoch pflegt er bey diesen Männern indirecte noch früher, als bey jenen einzukehren, und noch tiefer zu wurzeln. Dem Wollüstlinge bleibt doch immer noch eine Menge fröhlicher Bilder übrig, welche die Schuld der Weiber bey ihm mildern, und in die aufwallenden Erbitterungen gegen sie — angenehme Reminiscenzen mischen. Liebe und Gegenliebe schweben noch in manchen zauberi-

schen Gestalten vor seiner Seele, — und machen ihn weich, — wenn er unerbittlich-hart gegen seine Verführerinnen seyn wollte. Der solitäre Wollüstling hingegen hatte sich nur in dunkler Einsamkeit, ohne Mittheilung an ein anderes zärtliches Wesen, — mit sich selbst animalisch vergnügt, er hatte, wie der kälteste Egoist, den Rausch allein genossen; aber eben dadurch war seine Geschlechtssympathie nach und nach erstorben, — und zwar gemeiniglich früher, als bey dem nicht-solitären Wollüstlinge. Jener hatte noch gewaltiger gegen sein Leben gewüthet, als dieser, weil er zu seiner Befriedigung die Natur wider ihre Zwecke zu unnatürlichen Handlungen zwang. Durch diesen mehr als viehischen Actus, — der gradeswegs zur totalen Erschöpfung führt, hört der Mann auf, — Mann zu seyn, indem er sich zum Weibe macht; eben darum fühlen die sich Selbstschwächenden nichts für die Weiber, sobald ihnen ihre unreinen Sitten — zur Gewohnheit geworden sind. Der Umgang mit Weibern ist ihnen ekelhaft und ungenießbar, da sie nicht durch die Geschlechtssympathie zu ihnen hingezogen werden, und der

lebendigere Geist der Liebe durch einen verkehrten Gebrauch ihrer Gefühle erstickt worden ist; — das zarte Band, welches beyde Geschlechter durch die Constitution ihres gegenseitigen Einwirkens zu einem Ganzen macht, ist zerrissen; — das Weib vermag nichts mehr über den Mann, da er ihrer nicht mehr bedarf, — und wol gar sich frey dünkt, daß er ohne sie seinen Affect befriedigen kann.

Kälte und Gleichgültigkeit, — wo nicht gar innerer Haß gegen das andere Geschlecht, ist allen diesen unnatürlichen Wollüstlingen eigen, weil sie von ihm keine Freuden empfangen. Bey vielen, — vielleicht edler gestimmten Naturen kann auch wol eine innere Scham, daß sie etwas Unnatürliches treiben, und mithin eine universelle Untreue gegen das ganze Geschlecht begehen, eine gewisse Weiberscheue bewirken. Sie mögen sich nun nicht mehr von der Schönheit anziehen lassen, da sie sich einmahl so weit vergessen konnten; sie weichen daher den Weibern aus, — weil sie sich auch wol geheime Vorwürfe über den verbreche-

rischen Mißbrauch des Instincts machen; sie mögen das nicht einmahl lange ansehen, was sie so glücklich machen konnten, und — was so große und gerechte Ansprüche auf das männliche Herz hatte. Diese Männer leiden daher auch an allen jenen Gebrechen und Armseligkeiten, welche wir oben in dem Gemälde des Mannes ohne Liebe bemerkt haben; aber sie leiden noch mehr, — und werden in den Augen der Vernunft noch verächtlicher, weil sie freywillig den Charakter und die auf das andere Geschlecht berechnete Sympathie des Mannes — einem zerstöhrenden Kitzel aufopferten, und ihre Vergnügungen mit keinem andern Wesen getheilt hatten. Die ganze Schuld eines in seinen schönsten Blüthen zerrütteten Lebens liegt auf ihnen allein, und dennoch hassen sie das andere Geschlecht — aus einer bösen Gewohnheit des menschlichen Gemüths, — welches sich oft das zu verachten zwingt, was es in seiner blinden Leidenschaftlichkeit verkannt hatte.

„Menschen, sagt ein verdienstlicher Schrift-

steller *), können gar nicht schändlicher ausdrücken, daß sie das andere Geschlecht zu einem bloßen Mittel für ihre eigene Lust erniedrigen, als indem sie die Wirklichkeit desselben mit kalter Gleichgültigkeit ansehen, die Geschlechtsgemeinschaft mit ihm für immer verschmähen und, ohne alle wahre Liebe für irgend eine Person desselben, in der Stille die Phantasiebilder der Individuen zur Reitzung ihrer Sinnenlust mißbrauchen. Zugleich würdigen solche Wollüstlinge sich selbst im höchsten Grade herab, indem sie nicht nur alle sittliche Forderungen im Betreff des Geschlechtstriebes vergessen, sondern auch diesem Triebe seine physische natürliche Richtung nehmen. Der Wollüstling, welcher die Gemeinschaft des andern Geschlechts sucht, ist immer noch weniger verächtlich; es ist für ihn doch nicht Maxime, allein zu geniessen; er sucht keinen Genuß, den das andere

---

*) Mann und Weib. Ein Beytrag zur Philosophie über die Geschlechter; von K. H. Heydenreich. Leipzig 1798. S. 62 u. f. 67 u. f.

Wesen nicht mit ihm theile, und nimmt wenigstens einen Schein von Geschlechtssympathie an; während der solitäre Wollüstling alle Theilnahme und allen Mitgenuß mit einer unmenschlichen Selbstgenügsamkeit abweist. — Er verachtet die Zwecke der Natur in Hinsicht beyder Geschlechter, er verachtet die Gebote, welche die Gottheit durch die Natur ausspricht, er trennt sich von seiner Gattung, und will ihre natürlichen Triebe und Gefühle nicht mit ihr theilen." — — —

„Der solitäre Wollüstling sinkt im Fortgange seines Lasters so tief, daß er keines lebhaften Interesse und keiner wahren Achtung der Menschheit mehr fähig ist. Seine Kälte, Gleichgültigkeit und Zurückziehung in sich selbst drückt sich gewöhnlich in seiner Physiognomie aus; und kündigt vorzüglich Mangel alles Strebens nach dem andern Geschlechte, aller Annäherung an dasselbe, aller mittheilenden Neigungen gegen dasselbe aus. Dieser Ausdruck empört, — denn er sagt nichts weniger, als: — „Weiber, — zwar hat die Natur uns für einander bestimmt; aber ich brauche euch selbst nicht, — ich gnüge mir;" ein erniedrigender Zuruf, denn sie er-

klären sich damit blos für Mittel ihrer thierischen Wollust, erklären aber auch, daß sie einen Ausweg gefunden haben, einander mit Gewinn an Sinnenlust zu entbehren." Mit Recht erklärt Kant die solitäre Wollust für die unnatürlichste in folgender Stelle: [Seiner Tugendlehre]

„Unnatürlich heißt eine Wollust, wenn der Mensch dazu nicht durch den wirklichen Gegenstand, sondern durch die Einbildung von demselben, also zweckwidrig, ihn sich selbst schaffend, gereitzt wird. Denn sie bewirkt alsdann eine Begierde wider den Zweck der Natur, und zwar einen noch wichtigern, als selbst der — der Liebe zum Leben ist, weil dieser nur auf Erhaltung des Individuum, jener aber die der ganzen Species abzielt. Daß ein solcher naturwidriger Gebrauch seiner Geschlechtseigenschaft eine und zwar der Sittlichkeit im höchsten Grade widerstreitende Verletzung der Pflicht wider sich selbst sey, fällt jedem zugleich mit dem Gedanken von demselben sofort auf, erregt eine Abkehrung von dem Gedanken in dem Maße, daß selbst die Nennung eines sol-

chen Lasters bey seinem eigenen Nahmen für unsittlich gehalten wird, welches bey dem des Selbstmordes nicht geschieht, den man mit allen seinen Greueln in einer Species facti der Welt vor Augen zu legen im mindesten kein Bedenken trägt, gleich als ob der Mensch überhaupt sich beschämt fühlte, einer solchen ihn selbst unter das Vieh herabwürdigenden Behandlung seiner eigenen Person fähig zu seyn." —

Endlich müssen wir aber noch von den eigentlichen Weiberfeinden [Misogin] — den gewöhnlichen Weiberdespoten ausschließen, weil die Erbitterung dieses letztern sich gemeiniglich nur auf ein weibliches Individuum bezieht, dahingegen der Weiberhaß als universell angenommen wird. Der sogenannte Weiberdespot ist meisten Theils nur der Peiniger seiner Gattin; — entweder, weil er zu einer Ehe wider seinen Willen beredet oder wol gar gezwungen wurde; — oder, weil ihn die Eifersucht zum Tyrannen macht; oder, weil er durch die Umstände gezwungen ist, ein wirklich charakterloses Weib im Zaume zu halten; — oder, weil er in einem sittenlosen Umgange mit dem

andern Geschlechte — auch wol nur mit einer Nebengeliebten, sein Herz verschenkte; — oder, weil seine höhere Cultur mit der Uncultur seines Weibes einen zu schneidenden Contrast macht, — und er dieß bald witzelnd, bald docirend, bald auf eine andere drückende Art — die Gattin empfinden läßt.

Diese subtilen Henker der Weiber, wie man sie vornehmlich in den höhern Ständen, und meisten Theils unter den Gelehrten antrifft, — sind, bey aller äußern Geschliffenheit und bey aller Feinheit eines gekünstelten Welttons, fast immer die grausamsten, weil sie alles an dem ihnen verhaßten Weibe nach Maximen tadeln, und bey ihrer Härte gleichsam consequent und systematisch zu Werke gehen. Dadurch, daß diese Männer anfangs das ungebildete, oder von Natur einfältige Mädchen eiligst hinaufzuschrauben suchten, ohne eine wirkliche Bildung derselben zu begründen, — müssen die Leiden der Unglücklichen nur desto schneidender werden, weil sie sich durch den ewig critisirenden Mann nicht nur gedrückt, sondern auch, bey ihrer angespannten Eitelkeit, augenblicklich beleidigt

fühlt. Alle Halbcultur, die er ihr selbst gegeben, und die sie aus Liebe zu ihm sich aufdringen ließ, — oder, die sie als ein neues Kleid ihrer Garderobe recht gern annahm, — wird ihr hinterher doch wieder zum Vorwurfe gemacht, als etwas Unvollendetes, Alltägliches und Geschmackloses vorgerückt, — und wol gar bemitleidet. Sie wird wie eine armselige Schülerin behandelt, die auf ihrer Schulbank nicht weiter hinaufrücken könne, und zu einem ewigen Stillstehen verdammt sey. Sie darf keine eigene freye Urtheile wagen, wenn es der Haustyrann nicht erlaubt; — sie darf nur denken und reden, wie er es vorschreibt; — sie liest immer in seinem Auge, wie sie handeln soll, und ob sie gefehlt hat oder nicht; sie zittert vor seinem richtenden Blick wie der willenlose Sclave vor der Geissel seines Herrn, und fühlt sich vielleicht schon glücklich genug, wenn ihr Quälgeist sie nur mit öffentlichen Beschimpfungen und Vorwürfen in geselligen Cirkeln verschont.

Die einschneidenden Methoden, welche diese Männer zur Herabwürdigung ihrer Frauen ge-

brauchen, sind oft ebenso absprechend, überdacht und giftig, als ungerecht. Ihr Tadel ist nicht sowol auffahrend und auf einige Augenblicke stürmisch, — welches sich noch ertragen läßt; — sondern er ist zergliedernd, er löst das Fehlerhafte an der bekrittelten Gattin in seine einzelnen Theile auf, und stellt das beschämte Weib in seiner zu scharf gezeichneten Blöße hin; — dieß mit dem strafenden Ernst der kalten Vernunft gesagt, — die keine Verzeihung anerkennt, — dieß vollends mit stechendem Witz — und Hohngelächter, oder mit Verachtung und Wegwerfung vorgetragen, — möchte das arme Weib, unter den Klauen eines so studierten Teufels, zur Verzweiflung bringen. Sie wird von den Gründen seiner eiskalten Critik niedergeschmettert oder langsam hingerichtet, — alle Verkehrtheiten des spitzigen Tyrannen stürzen auf sie ein, — alle Sünden seiner zerrütteten Einbildungskraft, — seiner geschwächten Nerven, seines bis zur Narrheit reitzbaren Charakters, seines feindseligen Mißtrauens, — seiner ganzen verschrobenen Natur muß die Unglückliche und Unschuldige tragen, — und sie, hat keine an-

dere, obgleich auch hier kraftlose, Waffen, — als ihre Thränen.

Dabey muß sie es täglich hören, daß sie mit andern bessern, liebenswürdigern und talentvollern Frauen und deren Kenntnissen und hohen Bildungen lieblos verglichen wird, — daß der furchtbare Hausrecensent jene oft mit raffinirten Lobsprüchen beehrt, und sein eigenes Weib mit raffinirtem Tadel niederdrückt, daß er mit einer andern Gattin unendlich glücklicher zu seyn glaubt, — und die Bande einer Ehe verdammt, die ihn auf immer an solch ein alltägliches Weib gebunden hätten; daß er in diesem Zustande alle Vorgefühle eines höhern Seyns aufgeben müsse, und durch sie in eine lichtlose Dunkelheit hinabsinke; daß er in ihrer Gesellschaft nicht freudig und froh werden könne, und die geistigern Weiber außer seinem Hause suchen müsse; daß sie dem hohen Ideale der Weiblichkeit nicht gleiche, welches sich die Philosophie davon entwerfe; daß sie den feinern Sinn des Mannes nicht verstehe, seine Verdienste um Literatur und Aufklärung nicht würdigen könne; daß ihr Blick so wenig universell,

ihr Gefühl so wenig intellectuell sey; — daß selbst ihre Geburt, ihre Erziehung, ihre populäre Denkart, ihr ungeweckter Schönheitssinn, ihr schlummernder Geist, ihre kraftlose Urtheilskraft sie auf die Stufe sehr niederer Vernunftwesen stelle, und sie im jeden Falle unwürdig mache, die nächste Gesellschafterin eines solchen Kopfs zu seyn.

Nicht weniger martervoll für die Unglückliche ist die hypochondrische Stimmung dieser Quälgeister, — in so fern sie dadurch zu verstehen geben, daß das Weib der Grund dieser Stimmung sey, — oder auch wegen ihrer Schwächen nichts zur Heilung dieses Gemüthszustandes beytragen könne. In dieser Lage weiß das unglückliche Weib nicht einmahl, — wie sie den subtilen und verfeinerten Despoten wieder mit sich aussöhnen soll; — sie möchte die Weisheit der ganzen Welt befragen, durch welche Zauberkunst der kalte Ehemann wieder gewonnen werden könnte, sie möchte sich selbst ein Leben rauben, an dem ein nie rastender giftiger Wurm nagt, von dem sie nur der Tod trennen kann. Sie durchläuft die Geschichte ihres Lebens und

ihrer

ihrer Ehe, — und kann vielleicht keinen einzigen Grund jener düstern Männerlaune auffinden; — die Redliche hatte immer gern ihre Pflicht gethan, und dafür soll sie nun durch ein schnödes Mißtrauen, durch eine sultanische Despotie, durch eine erstarrende Kälte des Mannes, durch seinen mitleidig auf sie herabschauenden Stolz, durch seine eiserne Rechthaberey, durch die kindische Empfindlichkeit eines hypochondrischen Tadlers — belohnt werden! Sie bittet, sie weint, sie verdoppelt ihre Zärtlichkeit, sie thut mehr, als er von rechtswegen fordern kann, sie bringt seinem höhnenden Humor die größten Opfer, sie giebt das Liebste und Beste hin, um den in sich gekehrten, hämischen Unsinn wieder zur Vernunft zurückzubringen, und das erstorbene Herz mit neuem Frohsinn zu beleben; aber sie wird grausam mit ihrem Heiltrank zurückgewiesen, oder ein dumpfes, verstocktes und mörderisches Schweigen ist die — ganze Antwort, welche der gütigsten Liebe gegeben wird. Von solchen Händen will der Barbar kein Labsal, — es ist nur ein gewöhnliches Weib, welches ihn bringt, eine Sclavin des Hauswesens; — eine Königin

müßte ihn darreichen, wenn der Thor geheilt werden sollte. Armes, unglückliches Geschlecht! wie viele Thoren dieser Art — mag es nicht grade unter denjenigen Männern geben, welche das Publicum seine Helden, seine Lieblingsschriftsteller, seine Lumina mundi, seine sentimentalen Tugendlehrer, seine Philosophen, — kurz, seine Weltweisen nennt!!

Die unerträglichsten aller Weibertyrannen sind diejenigen, welche allen Verdruß und Ueberdruß ihres Lebens auf ihre Gattinnen entladen, und die armen Dulderinnen gleichsam für verpflichtet — zu diesem teufelischen Mißbrauche halten. In der Aussenwelt zeigen sich diese Sultane gewöhnlich noch in einer leidlichen Gestalt; aber daheim zwischen vier Augen sind sie die Henker des Weibes auf die schrecklichste Art. Aller von innen und aussen erregte, entweder nur eingebildete oder wirkliche Kummer des Mannes wird auf das schuldlose Weib geworfen, weil sie ihm am nächsten steht, und sein empfindlicher Sinn seine Rache ausschütten muß. Alles Unrecht, was er leidet, — aller

Tadel, der ihn trifft, alle Schwermuth, die auf ihm liegt, allen Kampf, den er mit seinen Feinden beginnt, muß die Unglückliche doppelt und zehnfach tragen, weil sie den stürmischen Mann nicht allein leiden siehet, sondern auch von ihm augenblicklich durch seine ungerechten Launen beleidigt wird. Wohin sie sich wendet, um ihn zu beruhigen und zu trösten, stößt sie auf spitzige Dornen und auf ungerechte Vorwürfe, wenigstens auf lieblose, auch wol herbeygeführte Ergiessungen eines unfreundlichen Gemüths. Selbst ihr kluges und sanftes Ausbiegen, das sie zur Schonung des empfindlichen Mannes studiert hat, — wird von diesem in einem verkehrten Sinne, als Nichttheilnahme an seinem Interesse, getadelt. Selbst ihre innigste und herzlichste Liebe wird, als ein die Laune des finstern Mannes quälender Geist, schnöde und beissend zurückgewiesen. — Erst muß er gesättigt seyn in seinem Ungestüm, in seiner innern giftigen und zankenden Stimmung, ehe die Dulderin auf einen ruhigen Augenblick rechnen darf, und gemeiniglich deutet auch dieser nur, wie die Stille des Meers, auf ein nahes fürchterliches

Ungewitter, — welches den häuslichen Frieden zerreissen, und von den Ausbrüchen einer ganz neuen noch unerträglichern Laune des permanenten Quälgeistes begleitet seyn dürfte.

IV.

Sinnliche Natur des Mannes in seinen übrigen Gelüsten.

Hang zur Unmäßigkeit und Völlerey.

Physische und psychologische Gründe derselben. — Warum er unter einigen Ständen herrschender ist? — Verschiedene Wirkungen des Rausches auf individuelle Charaktere u. s. w.

Mit der productiven Zeugungskraft und derjenigen Anlage des Mannes, wodurch seiner ganzen innern physischen und geistigen Constitution eine größere Lebensmasse, als dem

Weibe, mitgetheilt wurde, — stehen auch alle seine übrigen Sinnlichkeiten in einer bald nähern, bald entferntern Verbindung, obgleich dieser innere Zusammenhang seiner Natur nicht überall sichtbar ist. Die Originalität seiner Organe, und der sich darauf gründende genußsuchende Charakter des Mannes, — also seine gesammte größere Sinnlichkeit, sollte an seine Constitution zur Liebe gebunden werden, und in so fern sich diese wiederum anders, als im Weibe, entwickelte, sollte jedes Geschlecht seine eigenthümliche Charaktereinheit erhalten. Man darf daher, ohne Gefahr einen Irrthum zu begehen, es laut sagen: — daß der Mann, was er als solcher ist und seyn soll, mit allen seinen Vorzügen und Entwickelungen, mit seinen Schwächen und Leidenschaften leiblicher und geistiger Weise Mann wird, durch seinen Naturberuf zur Zeugung. In der Summe und Aehnlichkeit der Gefühle hat er mit dem Weibe alles gemein, damit aus dieser tiefen Analogie das Ganze der Menschheit, als ein lebendiger Stamm vernünftiger Wesen, hervorgehe; aber in dem größern Stre-

ben seiner Kraft, in dem glühendern Feuer sei=
ner Constitution, in der größern Masse seiner
Wünsche und Hoffnungen, und vor allem an=
dern — in der lebendigern Gewalt seiner Liebe
ist er von dem Weibe originell verschieden,
weil er der zeugende Theil der Schöpfung
seyn soll, und dieser Beruf nur dem stärkern
Theile des Menschengeschlechts zukam, dagegen
das Weib nur der empfangende ist.

Damit dieses größere Lebensprincip in ihm
nicht vor der Zeit auslösche, — damit er
aus seinem Charakter als Mann nicht heraus=
falle, muß seine physische Natur durch größere
Genüsse gereitzt, und in sich selbst erhalten wer=
den. Weil in ihm eine größere Consumtion
der Lebenskraft durch die Liebe vorhanden ist;
so will die Natur, — daß immer wieder ein
Ersatz der verlornen Kraft vorhanden sey, und
der Zerstöhrung des Instincts klüglich vorgebeugt
werde. Die Einnahme und Ausgabe der Natur
wird hierdurch, so lange der Mensch nicht in
eine totale Unfähigkeit, sich zu beherrschen, sinkt,
— ziemlich in's Gleichgewicht gebracht, wenn
auch der Mann schon deßwegen unmäßiger seyn

sollte, — und von Natur unmäßiger ist, — weil er liebt. Wir finden daher auch immer, daß die Sinnlichkeit des Mannes in allen übrigen Dingen zunimmt, wenn er mit seinem Instincte zur Fortpflanzung seiner Species nicht haushälterisch umgegangen war, — daß gleichsam sein Hunger und Durst unersättlich wird, und von nun an immer neue und kräftigere Sättigungsmittel aufzusuchen anfängt; daß durch das Uebermaß seiner physischen Liebe seine ganze Natur aus ihren Grenzen tritt, und mit gewöhnlicher Kost nicht mehr zufrieden seyn will. In der Regel ist der Wollüstling in der Liebe auch ein solcher in Speise und Trank, im Luxus, in der Weichlichkeit u. s. w., weil die Natur immer wieder die verschwendete Ausgabe ersetzen muß, und gleichsam kein anderes Mittel zu seiner Rettung auffinden kann, als in so fern sie ihm seine Unmäßigkeit zum Ersatze der verlornen Lebenskraft vorschreibt, oder doch wenigstens erlaubt. — Aber alsdann ist der Mensch auch schon auf dem Wege seiner Selbstvernichtung, — so wie man auch in diesem Sinne von ihm sagen könnte, daß ein

Laster die Mutter aller übrigen werden kann. Die Ausschweifungen der Liebe führen zu Ausschweifungen in Speise und Trank, — und diese wiederum zu Ausschweifungen der erstern, bis der durchaus Versinnlichte bey dieser wechselseitigen Unmäßigkeit alle Selbstkraft und allen Glauben an sich selbst verliert.

So lange die Liebe nicht in Wollüste, also nicht in bloße Befriedigung des animalischen Instincts ausartet, zeigt sie auch immer noch den bessern Charakter ihrer Freyheit, — indem sie die Unmäßigkeit in Speise und Trank nicht kennt. Der Jüngling, welcher sich noch bezügeln kann, würde sich durch Ueberladungen jener Art seiner Geliebten lächerlich zu machen glauben; auch ist seine ganze Seele zu sehr auf den einen Gegenstand seines Herzens gerichtet, als daß er bey andern Genüssen seiner vergessen könnte. Er darf auf keine Weise das Mißfallen des geliebten Mädchens erregen, — dieß hält ihn, wenn auch einige Neigung zum Kitzel des Gaumens in ihm vorhanden wäre. Er wird sich zwar im Erguße seines Frohsinns, gleichsam zur Ehre seiner Göttin, einen Rausch

erlauben; allein er wird es gewiß nicht oft wiederholen, — und ihr wol gar, damit sie ihn nicht für einen Schwelger halte, Rechenschaft von seiner schwachen Stunde ablegen. Ja, die Liebe kann noch mehr bey dem Manne bewirken, — sie wird dem zum Trunke geneigten Jünglinge und Manne sogar oft den Hang dazu benehmen, und ihn an edlere Zeitvertreibe gewöhnen. Indeß ist es auch wahr, daß diese Bekehrungen eines jungen Schwelgers nicht lange über die ersten Ehestandswochen hinaus zu dauern pflegen. Wenn das Feuer der Liebe zu verlöschen anfängt, und die Gebieterin eben dadurch ihre Autorität über den jungen Mann aufgeben muß, kehrt der Traubengott mit seinen Gesellen gemeiniglich wieder zurück, und das Uebel wird durch die unvorsichtigen Vorwürfe der Gattin oft noch ärger, als vorher. —

Nächst der sinnlichen Liebe im Manne ist seine Neigung zur Völlerey, besonders zum Uebermaße in starken Getränken, die herrschendste und gewöhnlichste, — so wie die bleibendste. Denn selbst im Genusse der Liebe hat er die Freyheiten nicht, die er sich beym

Uebermaße der Speisen erlauben darf. Hier kann er für sich allein genießen, wenn er dort mit Mühe und so mancherley Besorgnissen den Gegenstand seiner Wünsche aufsuchen, und oft erst besiegen muß. Er ist in der Liebe fast nie vor der Untreue und dem raffinirten Betruge des weiblichen Geschlechts sicher, — er muß vielleicht lange mit dem entgegenstrebenden Willen anderer Menschen und einem ungünstigen Schicksale kämpfen, ehe er die Geliebte heimführen darf, — da ihm hingegen der Kitzel des Gaumens überall leichter geboten wird, da er ihn mit wenigerer Gefahr für den Körper und seine Gesundheit befriedigen kann, und wenigere Kosten zu dieser Befriedigung aufwenden darf. Ausserdem wird er bald die Erfahrung machen, daß ihn die Genüsse der Liebe erschöpfen, daß ihr Uebermaß ihn und seinen Kraftsinn niederwirft, und die Natur ihm nicht selten große Strafen für Vergehungen dieser Art auflegt; — daß aber die Freuden und der Frohsinn im lustigen Gelage ihn aufheitern und begeistern, — daß, wenn er sich nur einigermaßen beherrschen kann, und sein Körper nicht zu locker gebauet

ist, — er es bey seiner Flasche länger, als im Arme der Liebe, aushalten wird, und daß die ältesten Männer gemeiniglich — Freunde des Bacchus gewesen sind. Er bemerkt es bald, daß fast alle von der Liebe Gefangenen zu den Altären dieses Gottes wallfahrten, um sich entweder ganz von den Fesseln der Göttin des Instincts loszuwickeln, oder sich wenigstens durch — stärkende Genüsse des Traubengottes zu neuen Siegen der Liebe vorzubereiten.

Wenn wir die Neigung des männlichen Temperaments zur Unmäßigkeit, wenigstens zum Vollgenuß in Speise und Trank, nach ihrer innern Natur untersuchen; so scheint sie auch darum eine so große Gewalt über den Mann zu behaupten, weil in ihr noch etwas mehr, als ein blos sinnlicher Genuß liegt, — und sie als eine Schwester des Frohsinns mit einer höhern Natur des Menschen in Verwandtschaft zu stehen scheint. — Auf den Schultern des Mannes liegt die Welt; ihre innere Verzierung und gleichsam ihr Blüthengarten ist dagegen dem weiblichen Geschlechte anvertrauet worden. Der Mann soll arbeiten, vorwärts-

streben und kämpfen; das Weib neben ihm als freundliche Gefährtin im Kampfe stehen. So denken wir uns den Beruf unseres Geschlechts. Dem Manne sind die Sorgen des Lebens aufgelegt, Lasten, die kein Weib tragen könnte; tausend andere Verhältnisse verwickeln ihn, und binden ihn in dem Getriebe der Welt; sein größerer Wirkungskreis wäre auch kummervoller und unerträglicher, wenn die Natur ihm nicht sein Joch erleichtert, ihm nicht selbst die Schnellkraft, es zu heben und zu tragen, verliehen hätte. — Ohne diese konnte er nimmer der Herr der Erde seyn, denn der Niedergedrückte ist gar nichts mehr, weil ohne Kraft alles Lebendige todt ist. Die Natur wollte dem Manne einen ganz eigenthümlichen Ersatz für die auf ihn gethürmten Gebirge geben, — und sie hat es gethan. Aber äußere Belohnungen wären für ihn nichts gewesen, keine Millionen könnten ihm einen trüben Tag ersetzen, wenn es der Frohsinn [das Geistige im Genuß] nicht thäte, den er sich selbst giebt, den ihm nichts rauben kann, wenn er ihn zu behaupten versteht; — der Frohsinn, welcher aus dem Feuer

seiner Lebenskraft [nicht, wie der weibliche, aus kleinlichen, meisten Theils eiteln Vergnügungen,] hervorgeht, und in so fern die Seele des männlichen Charakters genannt werden kann.

Was nun diese Seele, diesen Frohsinn in ihm weckt und durchglühet, daß er sich darin als Mann fühlt, was ihn hebt und in seinen eigenen Augen größer macht, — das ist ihm natürlicher Weise willkommen und angenehm und wie angeboren, — weil es sein inneres Kraftgefühl spannt und ausdehnt, ihn zum Manne macht, und ein höheres Leben und Seyn in ihm documentirt. Darum fühlt er sich auch meisten Theils im Genusse starker Getränke so muthig und glücklich, so über das Geschmeis der Welt und ihre tausendfachen Erbärmlichkeiten erhaben, — einmahl, weil er jetzt ihre Lasten und Plackereyen von sich geworfen hat, und freyer athmen kann, und zweytens, weil er in diesen Momenten eine größere Kraft zu größern Dingen in sich wahrzunehmen glaubt. Sein Muth wächst mit jedem Glase,

Das Vergangene kümmert ihn nicht mehr; es liegt unendlich weit hinter ihm, dagegen ist ihm die Gegenwart alles, und die Zukunft meisten Theils so lachend und rosenroth, weil der fröhliche Sinn in seinen Hoffnungen fast immer leichtgläubig ist, und das Künftige nach der heitern Gegenwart beurtheilt, — oder in seinen jovialen Stimmungen mit seinem: post nubila phoebus über das Leben dahinfliegt. Daher kann der Trinker so leicht die unangenehmsten Verhältnisse seiner Existenz, — selbst herzzerschneidende Leiden, vergessen, oder wol gar, wie man sagt, — vertrinken, wenn sie ihm sonst nichts in der Welt abnehmen konnte. Er findet in seiner Art, sich zu vergnügen, die Wundercur seines Kummers, und es ist daher nichts ungewöhnliches, daß der vorhergehende Druck desselben sehr viele Männer zuerst mit dem Berauschen vertrauter macht.

Immer liegt aber die Neigung dazu, wenigstens bey lebhaften Gemüthern, darin: — daß das innere Leben des Geistes und Herzens durch den Wein mehr geweckt, genährt und

gleichsam vervielfältiget wird *). Mit diesem verstärkten innern Lebensgefühle ist aber wiederum eine Art geheimer Wollust verbunden, — indem uns das Bewußtseyn des Frohsinns an unser jetziges Besserbefinden erinnert, und den vorhergehenden kältern Zustand unserer Existenz gleichsam als einen Verlust im Leben darstellt. Daß man diesen durch das Uebermaß der Freude wieder ersetzen kann, ist schon an sich

---

*) „Die Sorgenfreyheit und mit ihr auch wol die Unbehutsamkeit, welche der Rausch bewirkt, ist ein täuschendes Gefühl vermehrter Lebenskraft. Der Berauschte fühlt nun nicht die Hindernisse des Lebens, mit deren Ueberwältigung die Natur unablässig zu thun hat, und ist glücklich in seiner Schwäche, indem die Natur wirklich in ihm bestrebt ist, durch allmählige Steigerung seiner Kräfte sein Leben stufenweise wiederherzustellen.“ „Weiber, fährt der scharfsinnige Anthropolog fort, Geistliche [??] und Juden betrinken gewöhnlich sich nicht, wenigstens vermeiden sie sorgfältig allen Schein davon, weil sie bürgerlich-schwach sind, und Zurückhaltung nöthig haben [wozu durchaus Nüchternheit erfordert wird]. Denn ihr äußerer Werth

sich ein angenehmes Gefühl, — welches nun aber noch dadurch sehr zu gewinnen pflegt, daß wir in diesem Zustande durch die erhöhete Kraft unserer Phantasie und unseres Ideenwechsels — alles, was wir wollen, in einem hellern und glänzendern Lichte zu sehen glauben. Der Verliebte siehet sein Mädchen in der höchsten Glorie des Vollkommenen und unübertreffbar Schönen; — der Freund umarmt den Freund mit größerer Innigkeit, weil die mit ihm genossenen Götter-

---

Werth beruht blos auf dem Glauben Anderer an ihre Keuschheit, Frömmigkeit und separatistische Gesetzlichkeit. Was das letztere betrifft, so sind alle Separatisten, d. i. solche, die sich nicht blos einem öffentlichen Landesgesetz, sondern auch noch einem besondern [sectenmäßig] unterwerfen, als Sonderlinge und vorgeblich Auserlesene, der Aufmerksamkeit des Gemeinwesens und der Schärfe der Critik vorzüglich ausgesetzt, können also auch in der Aufmerksamkeit auf sich selbst nicht nachlassen, weil der Rausch, der diese Behutsamkeit wegnimmt, für sie ein Scandal ist." Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, abgefaßt von Immanuel Kant. 2te Aufl. Königsb. 1800. S. 73—74.

stunden wie in einem magischen Spiegel vor seiner Seele vorübergehen; — der erkaltete Ehemann drückt noch einmahl die vom Alter gebeugte Hausmutter liebevoll an sein Herz, und noch einmahl steht das zarte Bild der jungfräulichen Braut vor seinem Geiste. Hier rüstet sich der Dichter zu neuen genialischen Productionen, — und Bilder und Ideen, die er vorher mühsam suchte, strömen ihm nun wie tanzende Lichtpuncte entgegen, und begeistern ihn zu Gemälden neuer Schöpfungen; seine Phantasie glüht von einem idealischen Feuer, das seinen Witz lebendiger, seine Gefühle für das Schöne reitzbarer, seinen Erfindungsgeist schneller, und sein ganzes ästhetisches Leben unendlich mobiler macht. Nun erst kann er dichten, denn er ist nicht mehr in der sichtbaren Gemeinheit der Dinge vergraben, — er setzt, — er schafft sich selbst, indem er das ganze Universum aus sich schöpferisch hervorruft, und wiederum nach Belieben vernichtet. Selbst der ernstere Denker fand im Glase oft Combinationen und Entwickelungen großer und lichtvoller Ideen, die er sonst nie gefunden haben würde, — Divisionen und

Subdivisionen, die nur der durch den Rausch electrisirte Geist finden konnte, — so wie es theologische Systeme und philosophische Hirngeburten giebt, die wol nur im Rausche und durch den Rausch erfunden werden konnten.

Wenn die Liebe eigentlich nur im stillen Dualis, also ohne eigentliche Geselligkeit genießen mag, — so daß ihr das Zusammenseyn mehrerer Personen sogar unerträglich wird; — so ist im Gegentheil der Wein als ein im geselligen Cirkel aufheiternder Reitz ein allgemeiner und oft unwiderstehlicher Verführer, — aber eben dadurch auch der Trinker ein schwer zu bekehrender Sünder. Das Brüderliche und Vertrauliche, was in diesen Verbindungen liegt, verbunden mit dem jubelnden Frohsinn, der gemeiniglich beym Glase herrscht, ist so verführerisch und ansteckend, daß die verständigsten und enthaltsamsten Männer jenem Zauber nicht lange ausweichen konnten. Sie wurden von dem Tone einer Geselligkeit hingerissen, die sich zugleich ihrem Geiste werth machte, weil sie durch muntere Scherze und lichtvolle Gedanken belebt wurde, anstatt, daß die thierische Liebe

meisten Theils nur auf thierischen Genuß aus-
geht, und den Geist selbst im Genusse unbe-
schäftigt läßt. Sie fühlten sich in dieser Ver-
einigung der Herzen, welche der Frohsinn stif-
tet, — und, so lange kein Zänker dazwischen
kommt, die dauerhaftesten Freundschaften erzeu-
gen kann, glücklicher, als in jedem andern Le-
bensverein, — und vielleicht hatten sie noch nie
den hohen Werth des Geselligen so lebhaft, als
hier, empfunden. Die Versicherungen einer
ewigen Freundschaft, die gleichgestimmten Ge-
fühle Mehrerer für das Edle und Schöne, die
gemeinschaftlichen Zurückerinnerungen an vergan-
gene Jahre, die warme gegenseitige Theilnahme
an den Schicksalen des Andern, der in fröhli-
chen Zirkeln herrschende vertrauliche Freyheits-
geist, — das gemeinschaftliche Verbannen alles
unnöthigen Zwanges, alles pedantischen und
steifen Wesens, aller lächerlichen Unterschiede des
Standes und Ranges — hat oft die unauf-
löslichsten Bande zwischen Männern zu großen
Zwecken geknüpft, die sich auf keinem andern
Wege einander gefunden haben würden, — ja,
hier sind oft Menschen mit einander ausgesöhnt,

und sich wiedergegeben worden, die sich einen ewigen Haß geschworen, und sich lange mit tiefer Erbitterung verfolgt hatten. Alles ward hier wieder vergeben und vergessen, und so vieles wieder in seine Regel und in's Gleichgewicht zurückgebracht, was die ernstesten Maximen der Vernunft nicht zu bewirken im Stande waren. —

Wenn alle andere Wollüste des Menschen eigentlich nur thierischer Art sind, so wird hingegen der mäßige Genuß des Weins durch die dabey wirkende geistige Geselligkeit — ein wirklich menschlicher Genuß, indem er das Getränk nicht um sein selbst willen, sondern darum sucht, weil es sein Leben erhöhet und sein geselliges Gefühl begeistert; — dieß ist auch der Grund, warum selbst diejenigen trinken, die hierbey gar keinen Kitzel des Gaumens empfinden, — sondern sich nur durch starkes Getränk exaltirt fühlen wollen. Der lahme, alltägliche Gang ihres Gemüths erfordert ein Reitzmittel, wodurch er lebendig gemacht, und zu neuen Ideen hingerichtet wird, — eine Art Brownianismus, der auf die Belebung der geistigen Natur des Men-

schen wirkt, und schon unzählige schlummernde Kräfte und Talente in dem Menschen geweckt hat. Aber es giebt noch ein Bedürfniß unserer Natur, welches nicht leichter und angenehmer, als durch den Wein befriedigt werden kann — das Bedürfniß zu reden. „Der Trunk, sagt Kant in seiner vorher angeführten Anthropologie S. 74, löst die Zunge. Er öffnet aber auch das Herz, und ist ein materielles Vehikel einer moralischen Eigenschaft, nähmlich der Offenherzigkeit. Das Zurückhalten mit seinen Gedanken ist für ein lauteres Herz ein beklemmender Zustand, und lustige Trinker dulden es auch nicht leicht, daß Jemand bey einem Gelage sehr mäßig sey, weil er einen Aufmerker vorstellt, der auf die Fehler Andrer Acht hat, mit seinen eigenen aber zurückhält."

Sobald nähmlich die Ideen durch die neue hinzugekommene Schwungkraft des Bluts reger und lebhafter geworden sind, so dringen sie auf ihre eigene beschleunigte Mittheilung, weil sie immer wieder von neuen Ideen und neuen Phantasien getrieben werden. Dieses Steigen der lebhaftern Vorstellungskraft, welches so leicht

das Mißtrauen gegen Andere unterdrückt, schließt dann nicht nur sehr leicht und oft unbesonnen genug alle Geheimnisse des Herzens auf, sondern äußert sich gemeiniglich auch noch da, wo sie kaum mehr angehört wird, wenn z. B. beym fröhlichen Gelage alle zugleich sprechen, und einer den andern zu überschreyen pflegt. Meisten Theils geht aber diese Öffenherzigkeit nicht blos aus dem lebendigern Ideendrange des Trinkers, sondern mehr aus einer gewissen brüderlichen Vertraulichkeit hervor, — die dem Mitgenießenden, zu gleicher Fröhlichkeit Gestimmten eine ungezwungenere Mittheilung seiner Meinungen und Gefühle schuldig zu seyn glaubt, und alles grübelnde Nachdenken über die Folgen dieser Redseligkeit verbannt. Der Ton der Freude hallt nun in der Seele des Andern wieder, und giebt ihn so zurück, wie er ihn in dem allgemeinen Einklange des erhöheten Frohsinnes empfing. Einer hält den Andern für seinen besten Freund; die Genießenden scheinen ein Herz und eine Seele zu seyn, — sie haben mithin nichts eiligeres zu thun, als sich einander so zu zeigen, wie sie sind, und sich

untereinander zu einem Geiſte der Offenherzigkeit zu bekennen. Sind die Zungen einmahl gelöſt; ſo kann ſie gemeiniglich nichts mehr aufhalten, bis die Urſache dieſer Stimmung aufhört, und die Beſonnenheit des Nüchternen aus dem Nebel wieder hervortritt.

Daher hat man immer den Schluß gemacht, — daß man im Trunke den Charakter des Menſchen erforſchen und in ſein Inneres ſchauen könne, — weil alles heraus muß, was er denkt, und wohin ſich die Natur ſeines Wollens am meiſten richtet. Ja, dieſe kann bey Einigen ſo weit gehen, daß ſie mit einer ungeforderten Offenherzigkeit ihre ganze Denkweiſe, ihre eigenen Fehler und Schwächen, ſelbſt angeben, und es grade heraus ſagen, weß Geiſtes Kinder ſie ſind; daß ſie die geheimſten Plane ihres Herzens entdecken, und von ſich Dinge hören laſſen, die vorher kein Menſch vermuthen konnte. Gewöhnlich wirft der Trinker die Maske weg, welche ihm, bey nüchternem Sinne, Vorſicht und Klugheit im Lebensgebrauche anlegen, und ihn eben dadurch ſo wie alle Menſchen durch die Klugheit zum Heuchler machten. Sein

aufgeweckter Geist verlangt im Zustande seiner Exaltation ein größeres Maß der Freyheit, — weil ihm die Einengung in tausend lebenskluge Rücksichten nun nicht mehr gefallen kann; er zeigt sich jetzt gleichsam in seiner moralischen Nacktheit, da die durch Erziehung und den Wohlstand ihm aufgedrungene Verstellungskunst aufgehört hat, und er sich um jede ihm drohende Maxime — nun viel weniger bekümmert, ja, wol gar ihr zum Trotze ein wenig zu natürlich werden könnte.

Kant glaubt nicht, daß man beym Trinken das Temperament des Menschen oder seinen Charakter erforschen könne, — und zwar darum nicht — „weil ein neues Flüssiges seinen in den Adern umlaufenden Säften beygemischt, und ein anderer Reitz auf die Nerven geweckt sey, der nicht die natürliche Temperatur deutlicher entdecke, sondern eine andere hineinbringe.“ „Daher wird der Eine, fährt er fort, der sich betrinkt, — verliebt, der Andere großsprecherisch, der Dritte zänkisch werden, der Vierte sich weichmüthig, oder andächtig, oder gar stumm zeigen; alle aber werden, wenn sie den Rausch ausge-

schlafen haben, und man sie an ihre Reden des vorigen Abends erinnert, über diese wunderliche Stimmung oder Verstimmung ihrer Sinne selber lachen." Allein man könnte hierauf antworten, daß, wenn auch nur ein neues Flüssiges den Säften beygemischt wird, doch eben diese Mischung auf die Aeußerung unserer natürlichen Eigenschaften grade am allermeisten wirken, und das Innere des Menschen, — wie es die Offenherzigkeit des Trinkers wirklich thut, herauskehren müsse. Uebrigens geben wir gern zu, daß die obige Maxime keine allgemeine Gültigkeit habe; — denn es giebt z. B. Geitzige, die beym Trunke, auch da, wo sie ihn bezahlen müssen, als Verschwender erscheinen, so wie es Trinker giebt, die nüchtern — allen Menschen gutmüthig vertrauen, und in einer gegenseitigen Stimmung, selbst im Rausche, von einem grübelnden Mißtrauen gegen alle Menschen beherrscht werden.

Uebrigens liegt in der anziehenden Kraft der Offenherzigkeit und Vertraulichkeit beym fröhlichen Gelage unstreitig der Felsengrund so vieler in der Jugend gestifteten freundschaftlichen

Verbindungen zwischen Männern, — Verbindungen, die keine Zeit verwüsten kann, und die ganzen Familien oft auf Kind und Kindeskind wohlthätig geworden sind. Die Gemüther hatten sich einander auf immer entfaltet, — und dadurch waren ihre Gesinnungen und Gefühle in eine unzertrennbare Verwandtschaft gebracht worden. Sie verstanden sich nun auf ihr ganzes Leben hinaus, und ihre Freundschaft mußte die herzlichste werden, weil alles Mißtrauen daraus verbannt war, — und eben darum ohne Zögern und Anstoß Einer den Andern mit gleichgestimmtem Willen in Besitz nahm. Einen neuen Werth bekamen diese aus der Jugend in das ganze folgende Leben verpflanzten Freundschaften dadurch, — daß sich zu ihnen die gleichartigen Erinnerungen an frohe, auch wol rauschende, Stunden gesellten. Man hatte sich in dem vollen Genusse seiner Lebensfülle und seiner jugendlichen Freyheit mit gleicher Herzlichkeit umarmt, und sich eine ewige Anhänglichkeit geschworen. Das Liebste, was die Jugend nehmen und geben kann, — der electrisirte ungebundene Frohsinn, — hatte die

Herzen an einander gezogen, und die Aufrichtigkeit des Ausdrucks und Wohlmeinens hatte den fröhlichen Bund untersiegelt. Die Sache des Einen war die Sache des Andern geworden, — der Neid war aus diesen Verbindungen verbannt, und man erinnert sich dieser schuldlosen Augenblicke so gern! Tief in ihrem Innern fühlten es die bessern Charaktere, daß sie aus jenen schuldlosen Augenblicken des Frohseyns selbst besser hervorgingen, daß sie da erst die süße Gewalt herzlicher Einverständnisse kennen lernten, daß sich ihr roher, auch wol beissender Sinn durch die zarten Mittheilungen der Freude in eine veredelte Humanität auflöste, daß sie da erst in sich selbst und in den Herzen Anderer mit Vertrauen auf die Menschheit zu lesen anfingen, und daß sie von daher ihren ersten reellen Aufflug zu einem höhern Ziele ihrer Kraft und ihrer Thätigkeit datiren durften.

Eben jener zauberische Reitz, welcher durch die Geselligkeit mit dem Genuß starker Getränke verbunden und dadurch gleichsam vergeistiget wird, ist nun auch der Grund, warum diese Art zu genießen meisten Theils mit dem Alter

zunimmt, dahingegen ein anderer Genuß, — die Liebe, — mit den Jahren, als ein sich selbst zerstöhrender Trieb, verschwindet. Das Alter fühlt sich durch jenen Genuß gleichsam in ein neues Leben gerufen, — und wie vom Tode erstanden, indem es die jugendlichen Wallungen des Bluts noch einmahl in sich erneuert, — und eine gestärkte, wenigstens lebendigere Lebenskraft in sich wahrzunehmen glaubt. Selbst die Eindrücke des Schönen pflegen in diesem Zustande einer leichten Berauschung ihre vorhergehende Mattigkeit zu verlieren, und die Phantasie in neue Flammen zu setzen. Man findet Greise, die, durch die Wärme des Getränks belebt, mit wahrer Begeisterung das arcadische Leben ihrer jugendlichen Liebe schildern, und ihrem Betragen dann noch alle Kennzeichen einer liebenswürdigen Galanterie aufdrücken können; — es giebt andere, die dann noch alle Reitze der physischen Liebe in sich wahrnehmen, — und alle ihre Thorheiten wiederum annehmen können, bis die Berauschung vorüber ist. — Allgemein ist übrigens die Maxime alter Trinker, daß man das Leben

sich durch den Genuß nicht nur versüßen, sondern eben dadurch auch in seinem Dahinschwinden gleichsam aufhalten müsse. Dieser Geist weht in allen Gedichten des Alterthums, die dem Traubengotte zu Ehren gedichtet wurden, — und es liegt etwas sehr Reelles in diesem Gedanken, da das Leben, — als Genuß der Welt, — dem Alter immer kostbarer und wichtiger werden muß, — denn bald wird es nicht mehr seyn. *)

---

*) Eine sehr naive Deutung dieses Gegenstandes finde ich in den Versuchen des Montaigne [II. Buch, 2. Cap.] De l'yvrognerie: „Les incommodités de la vieillesse, qui ont besoing de quelque appuy et refrechissement pourroyent m'engendrer avec raison desir de cette faculté: car c'est quasi le dernier plaisir que le cours des ans nous desrobe. La chaleur naturelle, disent les bons compagnons, se prent premierement aux pieds: celle-là touche l'enfance. De là elle monte à la moyenne region, où elle se plante long-temps, et y produit, selon moy, les seuls vrais plaisirs de la vie corporelle. Les autres voluptes dorment au prix. Sur la fin, à la mode d'une vapeur qui va montant et s'exhalant, elle arrive au Gosier, où elle fait sa

Montaigne erklärt sich in einer andern Stelle mit Recht gegen das Berauschen, — und nennt es „un vice lasche et stupide; aber, setzt er hinzu, er halte es für: „moins malicieux et dommageable que les autres, qui choquent quasi tous de plus droit fil la societé publique." Diese Aeußerung, die an sich vollkommen richtig ist, — führt uns selbst zu dem gewöhnlichen Charakter der Trinker, der hier noch einige Beleuchtung verdient.

Meisten Theils zeichnen sich diese Männer durch eine gutmüthige, weiche, offene und unverstellte Stimmung des Gemüths, durch einen nachgebenden, toleranten, dienstfertigen und sogar herzlichen Charakter aus, der, ohne

---

dernier pose." Selbst der ernste Seneca sagt in seiner Abhandlung: de tranquillitate animi — ganz laut und anrathend: „nonnunquam et usque ad abrietatem veniendum, non ut mergat nos, sed ut deprimat curas. Eluit enim curas, et ab imo animum movet: et ut morbis quibusdam ita tristitiae medetur." Cap. XV.

jene Neigung zu sinnlichen Genüssen, oft der höchsten Liebenswürdigkeit fähig seyn würde. Der Frohsinn hat diese Charaktere gebildet, — und diesem haben sie wol am meisten die Unverdorbenheit ihres Herzens zu verdanken. Dieser Frohsinn *), welcher auffer sich und in sich keine Dissonanzen hervorbringen mag, welcher alle Erbitterungen und quälende Leidenschaften fliehet, — welcher nur sich und gleichgestimmten Freunden lebt, überall die Hände zum Frieden und Mitgenuß bietet, keiner Verstellung und Hinter-

---

*) Wie treffend ist Sulzers Bemerkung über den Frohsinn: „ein Mensch, indem er die Freude genießt, ist ein gutmüthiges, gefälliges und durchaus angenehmes Geschöpf, mit dem man alsdann beynahe machen kann, was man will. Denn da er selbst während der Freude an dem Ziele seiner Wünsche zu seyn glaubt; so sucht er für sich nichts mehr, hat kein eigenes Interesse, und, wenn ihm noch etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es dieses: daß nun auch alle Menschen so glücklich, wie er selbst, seyn mögen." Theorie der schönen Künste. Art. Freude.

Hinterliſt fähig iſt, — gern vergiebt und gern entſchuldigt, wenn man ihn nur nicht um ſich ſelbſt, — um ſeinen Genuß, bringen will, — dieſer Frohſinn läßt den Menſchen nicht leicht in unedle Laſter ſinken, und aus Menſchenhaß und Menſchenverachtung Fehler begehen. Er wird nicht leicht zur Untergrabung eines fremden Glücks heimliche Plane entwerfen, oder auf den Trümmern deſſelben ſein eigenes gründen wollen. In und mit ſich ſelbſt zufrieden ſind ihm die Menſchen entweder gleichgültig, oder willkommen, wenn ſie mit ihm froh ſeyn wollen. Er fühlt keinen Beruf in ſich, Andere zu beneiden, weil er durch ſeinen Frohſinn hoch über allen Menſchen ſteht, und die Herrlichkeiten, wonach ſie trachten, ihm nur lächerlich dünken. Kommt ihm bisweilen eine Grille; — ſo weiß er ſie durch die Zauber ſeiner Kunſt zu vernichten, und ſich mit der Welt und mit ſich ſelbſt auszuſöhnen. — Im Frohſinne liegt ſein Stein der Weiſen, mit dem er Wunder zu ſeiner Beruhigung verrichtet, welche die höchſte Philoſophie der Vernunft nicht in ihm bewirken konnte.

Da diese Leute sich gewöhnlich nicht sehr um die Zukunft bekümmern, — dagegen die Gegenwart desto zärtlicher umarmen; da sie selten von den peinlichen und bedächtigen Eingebungen des Ehrgeitzes verschroben werden; so ist ihnen schon vermöge dieses Charakters eine gewisse Ruhe eigen, welche ihnen Freunde erwirbt und sie vor Feinden bewahrt. Dieß macht sie nicht selten zu willkommenen Gesellschaftern, wenn sie sonst nicht im Uebermaße des Genusses fehlen. Ihr originelles: „Leben und leben lassen!" hält selbst die Zunge des hämischen Satyrikers gegen sie im Zaume. Sie reitzen vermöge ihres Frohsinnes keinen Menschen zum Zorne, oder kommen dem Empfindlichen zuerst entgegen, wenn er sich etwa von ihnen beleidigt glaubte. Die Sonne geht nicht über ihrem Zorne unter. — Sie sind die Freunde der ganzen Welt, sie unterhalten alles durch ihre fröhliche Laune, und erwerben sich dadurch oft ein Zutrauen, dessen sich wenig andere Menschen rühmen können, — weil man weiß, daß in jenen fröhlichen Herzen nichts Arges liegt.

Wenn der übermäßige Genuß ein Laster ist; „so kostet er unserm Gewissen doch weniger, als die andern Ausschweifungen," sagt Montaigne *). Dieß macht den Trinker allerdings oft zu einem geringern Verbrecher, als die andern; — aber es macht ihn zugleich im Genusse fröhlicher, weil er sich keiner boshaften Absichten bewußt ist. Nur entsteht daraus ein anderer sehr verderblicher Erfolg, nähmlich die Unheilbarkeit eines Fehlers, den man eben darum immer tiefer einwurzeln läßt, weil man ihn anfangs als ein schuldloses Genießen nicht zu bereuen pflegt, oder ihn gar als etwas Verzeihliches betrachtet, weil er mit so vielen andern guten Eigenschaften des Herzens in Verbindung stehen kann.

Aber freylich verschwinden alle diese guten Eigenschaften des Wollüstlings, — am meisten des Trinkers, wenn sein Hang in wirkliche Völlerey ausartet, und sein Leben im eigent-

---

*) In dem obigen Capitel.

lichen Sinne des Worts — unmenschlich wird. — Denn nun leuchten die guten Seiten des Wüstlings nur hier und da, wie verglimmende Lichtpuncte aus einem faulen Sumpfe, hervor, und haben keinen Werth mehr, — weil sie doch nur im Sinnentaumel zum Vorschein kamen. Der Charakter des wirklichen Schlemmers ist einer der allerniedrigsten und verächtlichsten unter der Sonne; — es ist ein Wegwerfen und thierisches Berauschen der Vernunft, — wodurch der Mensch tief unter die Thierheit selbst hinabsinkt, und sich zu der allerschrecklichsten aller Seelenkrankheiten muthwillig verpestet. Der Säufer von Profession ist sein eigener Selbstmörder, und die lauteste Schande des Menschengeschlechts. Indem er sein Bewußtseyn und Nachdenken vernichtet, und die Kraft zum Wirken und Wollen im Taumel wilder und wüster Leidenschaftlichkeit zerstöhrt, — hat er gleichsam alle Rechte auf die Menschheit verloren, und alle Achtung verwirkt. Sein Charakter ist nicht mehr frey, — es ist ein unseliger Hang zur Sinnensclaverey aus ihm hervorgegangen, der von nun an alle Einsprache der

Vernunft verachtet, und blind, mit Aufopfe-
rung aller Sittlichkeit, die heiligsten Bande
zerreissen, und die allerniedrigsten billigen kann.
Durch den Nebel der viehischen Bewußtlosigkeit
hindurch sieht er das Sittliche nur wie einen
lächerlichen Traum armseliger Moralisten, ohne
die heilige Form des Guten auch nur zu ahnen,
oder zu verstehen. Sein mechanisch-stupider
Eigensinn will nur das, — wonach der schon
tausendmahl sich entehrende Wille greift; Unsinn
und Raserey muß es seyn, was diesem verdun-
kelten Auge gefallen, dieses dumpfe Gefühl
reitzen, dieses sterbende Leben aufwecken soll.
Allgemeine Verwüstung im Innern ist der Cha-
rakter dieser so tief Gefallenen, — Unlust zur
Arbeitsamkeit, absolute Schwäche des Geistes,
Verfinsterung aller Kraft und alles Lichts; und
qualvoller Lebensüberdruß folgt ihr nach *).

---

*) Ein sehr gerechtes philosophisches Verdam-
mungsurtel gegen die Trunkenheit finden wir in
eben jenem Capitel des Montaigne: „L'yvron-
gnerie entre les autres, me semble un vice
grossier et brutal. L'esprit a plus de peut ail-

Die bedauernswürdigsten, aber vielleicht auch verächtlichsten dieser Wüstlinge, sind diejenigen, welche sich, bey nicht gemeinen Anlagen und Talenten des Geistes, bey vieler Gewandtheit ihres innern Sinnes und ihrer Kraft, durch das Uebermaß des Genusses selbst gelähmt, und ihr besseres Ich mit einem rohen und brutalen Leben vertauscht haben. Anfangs hatte noch die Natur eines selbstständigen Gefühls und die Achtung für Ehre und Wohlstand mit einem sinnlichen Willen gekämpft; — die Vernunft hatte doch noch damahls mit dem Rausche abgewechselt, das Genie hatte sich nicht immer in sinnlichen Genüssen verirrt, die Gewohnheit war noch nicht das herrschende Princip eines verwilderten Lebens geworden; aber endlich unterlag der Gewohnheit das so oft angegriffene, so oft versuchte und so oft verführte

---

leurs : et il-y-a des vices, qui ont je ne scay quoi de généreux. — Il y en a où la science ze mesle, la diligence, la vaillance, la prudence, l'adresse et la finesse, cettuy-cy et tout corporel et terrestre" u. s. w.

Gemüth, bis alle seine Kraft zum Widerstande dahin ist. Nun eilt der ermattete Geist mit dem zerstöhrten Körper immer mechanischer einer gemeinschaftlichen Verwüstung entgegen, und ist meisten Theils verloren, weil er im Rausche seine vorige Kraft wieder zu erobern glaubt, und das Genie dann in einzelnen Intervallen aus dem Schlummer erwacht. Diese Erweckung eines geistigern Lebens, das ohne Rausch endlich nicht mehr empfinden wird, hat tausend gute Köpfe zu bejammernswürdigen Trinkern gemacht; — indem sie sich durch starke Getränke zu stählen und zu heben glaubten, fielen sie zu einer verächtlichen Gemeinheit herab, und wurden allen Menschen unerträglich, weil die Liebenswürdigkeit einer bessern Natur verloren gegangen, und nur der harte, wol gar noch Achtung fordernde Egoismus des Genies — ohne Genie — übrig geblieben war.

Daher ist's denn, leider! eine fast allgemeine Erfahrung, daß genialische Köpfe, wenn in ihnen der Hang zur Berauschung einmahl herrschend geworden ist, — am seltensten von dieser Krankheit geheilt werden. Sie wol-

len auch während des Rausches ihre Superiorität im Denken und Handeln, in der Kraft ihrer Rede und ihres Gefühls zeigen, und fallen dadurch immer nur tiefer und tiefer. Aber die neugeweckte, — zu gleicher Zeit verkehrte Lebenskraft verführt sie dann auch gewöhnlich zu größern Thorheiten, als den gewöhnlichen Trinker. Die innere Unruhe einer aufgedunsenen Kraft verlangt einen neuen Spielraum; der durch den Rausch aufgespannte Eigendünkel nimmt alles in Anspruch, und widerspricht mit Hohngelächter allem, was er nicht selbst gedacht hatte. Daher sind diese Ungestümen fast immer die inhumansten Tadler aller Menschen, und die lächerlichsten Großsprecher unter den Trinkern; meynen auch wol gar, daß man ihnen wegen ihrer übrigen Talente manches übersehen und hingehen lassen müsse, was man dem gemeinen Kopfe nicht erlauben dürfe. Leute dieser Art glauben im Trunke alles besser zu wissen, weil sie sich an ihre vorige bessere Urtheilskraft erinnern, — ohne es zu fühlen, daß die Kraft und Schärfe ihres Geistes bereits schon abgenommen hat, und sie

sich durch den Trunk zu lebendigern Ideen forciren müssen. Was sie sonst leisteten, — meynen sie nun noch in dem exaltirten Zustande des Rausches leisten zu können; — daher sie denn auch jeden Widerspruch so leicht als eine Beleidigung gegen ihren Verstand — deuten, oder mitleidig die Achseln zucken, als ob der Widerspruch unter der Würde ihres Genies sey. Endlich wird die Berauschung, um den Geist lebendig zu erhalten — Bedürfniß, und dann wird aus dem Genie allemahl und ohne Rettung ein ganz gemeiner Säufer.

Zwey Ständen der menschlichen Gesellschaft hat man vorzüglich den Vorwurf des Uebermaßes im Trinken gemacht, — den Soldaten und den Geistlichen, und dieser Vorwurf ist nicht ganz ungerecht. Der Soldat lebt, vornehmlich im Felde, unter lustigen Brüdern, die Zeitvertreibe suchen und, da ihnen die Stunden der Galanterie fehlen, — und der Umgang mit Weibern sie nicht von der Flasche abruft, sich

aus langer Weile, oder auch aus gemeinschaftlicher Jovialität, an die Flasche wenden. Der Frohsinn hat hier auch wenigere Rücksichten zu fürchten; er kann sich seinen natürlichen Ausbrüchen mehr nach Gefallen überlassen, und darf immer auf bereitwilliges Entgegenkommen rechnen. Die allgemeinen Brüderschaften geben den Zusammenkünften an der Tafel sogar etwas Hochvertrauliches und Harmonisches, das schon an sich zum Frohseyn einladet. Ungenirt zeigt sich Einer dem Andern wie er ist, und der gemeinschaftliche Einklang in einen Ton verbannt alle Furcht vor Tadel und Mißdeutungen, — wodurch alle fröhliche Geselligkeit sonst schon in der Geburt erstickt wird. Ein frohgestimmter Krieger kann ganze Gesellschaften electrisiren, und wenn auch einmahl ein diätetischer Vorsatz gefaßt war, — mit einem naiven Gedanken wiederum alles am Glase versammeln. — Der Soldat glaubt überdieß, daß ihm sein beschwerlicher Dienst wol eine Erquickung und Schadloshaltung erlaube, und daß er diese am allernatürlichsten in einem Getränke suchen müsse, das sich zu

seinem Muthe und seinem männlichen Feuer selbst physisch zu passen scheint. Er trinkt also gleichsam ex officio, und man findet dieß so natürlich, daß ihm hierin mehr, als andern Ständen, nachgesehen wird. —

Die Entfernung des Soldaten von dem weiblichen Geschlecht trägt ferner sehr viel zur militärischen Trinklust bey. Der Wohlstand gegen die Frauen tritt hier der lauten Jovialität nicht in den Weg, und die freyern Scherze über tausenderley Gegenstände schöpfen zum Theil ihren Witz aus dem klingenden Becher. Die Scherze selbst führen zum Trinken, und erhöhen den thierischen Genuß zu einer Art liberaler Geistigkeit, wenn man den Genuß in Verbindung mit witzigen Einfällen so nennen darf. — Der recensirende Blick des mäßigen Geschlechts macht hier dem Trinker keine Vorwürfe; es sitzt keine kalte Richterin neben ihm; in Aller Augen blinkt die gemeinschaftliche Freude, auf allen Lippen schwebt der gaukelnde Frohsinn, — und die Gesundheit auf die Schönen wird um so freudiger ausgebracht, weil sie nicht vorhanden sind, und den rau-

schenden Zirkel nicht beläſtigen. Der Mann erſcheint hier freylich nicht immer in ſeiner liebenswürdigen Geſtalt; allein er fühlt ſich frey, und er kann den Jubel hierüber nicht unterdrücken. Daher iſt es eine gewöhnliche Erſcheinung, daß auch der beweibte Soldat gern in's Feld zieht, daß er hier gewöhnlich ebenſo ungebunden und jubelnd, wie der unbeweibte, lebt; in den Garniſonen hingegen, aus Achtung gegen das andere Geſchlecht, oder aus Furcht vor der critiſirenden Gattin, ein regelmäßigeres Leben führt.

Endlich mag auch die müßige Lebensart des Soldaten die Neigung deſſelben zum Trunk nicht wenig befördern, ſo wie überhaupt der Müßiggang dieſem Laſter am günſtigſten iſt. Wenn die Beſchäftigungen und Zerſtreuungen durch Arbeitſamkeit von auſſen fehlen; ſo ſuchen, vornehmlich lebhafte Temperamente, in ihrem Innern eine gewiſſe Wirkſamkeit der Ideen hervorzubringen, die am leichteſten durch die Flaſche bewirkt werden kann. Iſt der Verſuch nur einmahl gemacht; ſo wird er wegen jener innern Belebungskraft des Geiſtes gewiß

wiederholt, und bis zur unabänderlichen Angewöhnung fortgesetzt. — Die Arbeitsamkeit wird nach und nach bey Seite gelegt, und dann aus langer Weile die Berauschung immer wieder von neuem aufgesucht, damit doch irgend etwas gethan werde. Daher auch am Ende die allmählige Steigerung im Genusse, die sich das Feststehen und Aushalten beym Trunk als eine Ehre anrechnet und gewissermaßen triumphirt, wenn der schwächere Kopf, aus Mangel an Uebung oder andern Ursachen, zu taumeln anfängt *).

---

*) Die Deutschen sind von jeher — arge Trinker (*) genennt worden, und kaum sollte man es glauben, — selbst Britten — haben uns diesen Vorwurf gemacht, ohne das auffordernde nosce te ipsum! zu beherzigen. Barclai spricht in seinem Icon animorum folgende entsetzliche Worte über uns aus, die jedoch ganz auf seine eigene Nation zurückprallen: „Immensa cupiditas potus, jam confesso vitio, ideoque magis libero, illam

(*) Eine Menge solcher Beschuldigungen findet man in der Eloge de l'yvresse [von Gallengre] A la Haye 1714.

Eben jener Müßiggang, welcher den Soldaten leicht zu dem Zeitvertreibe des Trinkens

---

gentem infestat. Nec ad voluptatem tantum haec Thracia libido est, sed in parte comitatis et paene disciplinae. Venalis quorundam principum gratia praetio tam infami, sive quaerentium comites vitiorum, sive legatis, advenisque, hospitalem parantium mensam. Nam Germani nulla comitate suavius, quam longo, nec sobrio convivio peregrinos credunt excipi, et tunc verissimam ab ipsis hospitibus benevolentiam in se expromi, ubi mutuis poculis inundari non abnuunt. Id illic summa urbanitas, et coeuntibus prima amicitia animis in foederis locum." Ja, weiter unten wird von eben diesem Autor selbst die offene und aufrichtige Sinnesart der Deutschen, vornehmlich ihrer Neigung zum Rausche, — mit analysirender Verunglimpfung, zugeschrieben. „Apud hanc gentem aperti mores placent, et qui Baccho libertatis nomen imposuerunt, omnem speciem recondita astus odere, sive quod fideliter non tegunt arcana, cum mero solvuntur, sive quod animi in illis corporibus plerumque sentiunt se retusos, et aciem ceterorum, tanquam in se intentam molestissimo timore suspiciunt." Cap. V. Germaniae ritus. Montaigne hält uns mit wenigen Worten folgende Lobrede: „Les

hinreißt, so daß dieses, wenn keine Aufsicht da ist, sogar in einen unmoralischen Esprit de corps

---

allemands boivent quasi egalement de tout vin avec plaisir. Leur fin c'est l'avaller, plus que le gouster." Liv. II. C. II. Indeß hat doch auch eben dieser Montaigne einen seiner Landsleute und zwar einen großen Herrn gekannt, der gewöhnlich 10 Kannen Wein bey der Mahlzeit verzehrte, — und doch noch bey Verstande blieb, — ja, Montaigne ist bey seinem Tadel der Trunkenheit so inconsequent, daß er anderswo gradezu sagt: „Il faudroit comme des garçons de boutique et gents de travail, ne refuser nulle occasion de boir et avoir ce desir toujours en teste." Er scheint sogar die Verminderung der Freuden der Tafel zu mißbilligen, — ob er gleich auch der Nüchternheit eine Lobrede hält, weil sie uns zur Galanterie und zum Genuß der — Liebe geschickter mache.

Schon Karl der Große sahe sich genöthigt, seinen Deutschen das Volltrinken (*) und die Brüderschaften zu verbieten, die sie entweder in des heil. Stephan oder seinem und seiner Söhne Namen machten. „Die noch rohen, aber mit starken Leidenschaften begabten, eben daher auch zur

(*) M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen. I, 496. Ulm 1778.

ausarten kann, ist auch als ein Grund der Trinklust geistlicher Herren betrachtet worden.

Wenn

Freundschaft aufgelegten Deutschen waren ungemein zu dergleichen Gesellschaften geneigt, die sich mit Trinken endigten und anfingen. Manche dieser Gilden stammten noch von heidnischen Zeiten her, und hatten einen ihrer Götter zum Schutzherrn, dem die Eingeweiheten ihre Gelübde ablegen und in dessen Namen sie die besondern Verbindungen der Gilde beschwören mußten; an die Stelle dieser Gottheit setzte man hernach im Christenthum den heiligen Stephan, oder einen andern Heiligen, oder den König selbst, oder einen seiner Prinzen.“ — Der griechische Kaiser Nicephorus Phocas sagte dem berühmten Cremonensischen Bischofe Luitprand, der als Gesandter des Kaisers Otto I. zu ihm gekommen war, ins Gesicht — „die Gefräßigkeit deutscher Soldaten hindert sie, zu fechten, indem ihr Bauch ihr Gott ist, ihre Keckheit im Rausche besteht, ihre Tapferkeit in der Trunkenheit.“ Den Vorwurf wegen der Unmäßigkeit, besonders im Trinken, machte sich die deutsche Nation selbst in ihren Gesetzen bis in das sechszehnte Jahrhundert. Schmidts Geschichte der Deutschen. II. 79.

„Anstatt, daß sich die Trunkliebe, fährt dieser

Schrift-

Wenn, sagt man, die kirchlichen Geschäfte abgethan sind; so hat der Geistliche gewöhnlich

---

Schriftsteller fort (*), durch die um jene Zeit zunehmende Aufklärung gemindert oder verloren hätte, erreichte sie vielmehr durch das aufgekommene Zutrinken die höchste Stufe. Wer weniger Mensch war, ward für einen Helden geachtet; und derjenige, der den andern vernunftlos und halb todt gesoffen, that eben so groß damit, als wenn er einen wichtigen Sieg über den Feind davon getragen. Der Kaiser Maximilian I., ein wahrer Stoiker in Absicht jener Genüsse, wollte die Ehre seiner Nation endlich einmahl retten, — und auf mehrern Reichstagen wurde die Abschaffung des Nationallasters zur Sprache gebracht. Allein die Sache blieb beym Alten. Viele deutsche Fürsten selbst wollten sich die Freuden der Tafel nicht nehmen lassen, und machten Clauseln über Clauseln wegen der Abschaffung bachantischer Gelage. Das Zutrinken war vornehmlich unterm Adel eine eiserne Gewohnheit geworden. Gegen die Beschlüsse wider die Unmäßigkeit sagte man unter andern laut: der Adel müsse es nicht so weit kommen lassen, daß ihm der Kaiser und die Fürsten das Zutrinken wehren, indem sie sich sonst andere Dinge gegen denselben anmaßen möchten, die ihm

(*) IV. 433.

nicht viel mehr zu thun, als an sich selbst und seine angenehmen Bedürfnisse zu denken, und

---

noch beschwerlicher fallen könnten, als das Zutrinken aufzugeben. Ferner sagte man zur Vertheidigung der leidigen Trunkliebe: in den Trinkländern finde man gewöhnlich frömme, wahrhafte, kühne, getreue, beständige, harte [feste], männlich streitbare Leute; — hingegen in den Ländern, wo die Inwohner alle ihre Sache auf Mäßigkeit, subtile Weisheit und großen überflüssigen Reichthum setzen, finde man die größten schändlichsten Laster, als Unkeuschheit wider die Natur, Meutereh, Vergiften, Verrätherey, Zagheit, leichtlich Abfallen von ihren natürlichen und verpflichteten Herrschaften und Obrigkeiten" u. s. w. Selbst Luther hielt die Trinklust der Deutschen „für eine Plage dieser Nation, die bis an den jüngsten Tag fortdauern werde." — Und noch bis auf den heutigen Tag hat wohl keine Nation der Welt so viel geistige und — ungeistige Trinklieder, als die Deutschen, — aufzuweisen.

Die sogenannten Trinksprüche der Engländer bey ihren schwelgerischen Gastmahlen beweisen nichts für den geistigern Lebensgenuß dieser Nation, indem jene Sprüche doch nur den Umlauf der Flaschen befördern, und überdieß oft noch einen lächerlichen und hämischen Parteigeist anfachen sollen. — „Selbst in den Häusern zur feinen Welt ge-

den fröhlichen Bildern des Lebens nachzuhängen; er muß nach und nach ein egoistischer Genießer werden, und die Geschichte aller Jahrhunderte hat dieß bewiesen. Kein Geschäftsmann, fährt man fort, macht sich seine Arbeiten und seine Pflichten so leicht, als der Geistliche, weil das Publikum mit dem doch fürliebnehmen n. s, was er ihm aus der Rüstkammer seiner Th

---

hörig, worin man unbedingt zur Fahne der Minister geschworen hatte, schämte man sich nicht, mit Verleugnung aller Philantropie, neuerlich folgenden Toast zu trinken: Damnation to the French! Dieß geschah sogar in großen Gesellschaften, und selbst Personen geistlichen Standes stimmten ein." v. Archenholz Britrische Annalen des Jahrs 1794. 13r Band. S. 361. Ein noch wüthigerer Toast wurde um diese Zeit bey einem Zecherschmaus von einem Royalisten ausgebracht, und von der bachantischen Menge mit großem Beyfall aufgenommen; er lautete so: „möge der Freyheitsbaum aus Frankreich nach der Hölle verpflanzt werden, und ewig als Frucht die Seelen aller — Republikaner tragen!" S. 509 obigen Bandes; — ein unmenschlicher Wunsch, den allenfalls nur die viehische Trünkenheit des erhabenen Sprechers entschuldigen konnte.

logie vortragen will, und der leere und trockene Dogmatismus sogar alle Selbstthätigkeit des Geistes verbannt. Die meisten, sagt man, halten ihre öffentlichen Vorträge ohne weitere Untersuchung und Anstrengung ihres Kopfs aus dem Stegreife, und die geistlichen Lehrer auf hohen Schulen lesen doch nur ihre zusammengetragenen Hefte ab. — Das Leben der meisten Theologen sey daher ein weichliches fortwährendes Otium, ein gewisser dolce far niente, unter dessen Begünstigung die Liebe zu sinnlichen Genüssen am leichtesten aufzukeimen und zur Gewohnheit zu reifen pflege. Dieser behagliche Müßiggang müsse nach und nach ganz natürlicher Weise zur Völlerey führen, da hiezu ohnehin den Geistlichen mehr Gelegenheit, als andern Ständen, gegeben werde. — Der Geistliche, besonders in Städten, wird oft eingeladen, zumahl wenn es ein jovialer oder nur toleranter Mann ist, — man befürchtet von ihm wegen des rauschend-durchlebten Tages keine Vorwürfe, weil er selbst Theil daran nahm; man macht sich eine Ehre daraus, ihn zum fröhlichen Mitgenuß zu bereden, und ihm aus Gutmüthigkeit, oder

auch wol zur Probe seines Stoicismus, mehr als andern zuzutrinken. Man setzt es sogar schon voraus, daß er nicht leicht einen Genuß ausschlagen, oder — überwunden den Kampfplatz verlassen werde. — Endlich ist der gutmüthige Epicurer fertig, und die Welt hat ihn, wie sie ihn meistentheils zu ihrer Belustigung haben will."

Es ist hier nicht der Ort, die Richtigkeit dieser strengen Urtheile über den geistlichen Stand zu untersuchen, da sie wegen ihrer zu großen Allgemeinheit ohnehin schon an ihrer Wahrheit verlieren; allein mich dünkt, so viel könne man hier zur Vertheidigung jenes Standes im Allgemeinen sagen, daß er wol nur darum so verschrieen wird, weil jede kleine Schwäche desselben sogleich auffällt, — und ihm selbst eine schuldlose Freude, die sich alle andere Stände ohne Vorwurf erlauben, leicht zu einem Verbrechen gemacht wird. Er darf nur bey einem heitern Gelage einigemahl ein wenig laut werden, — und schon wird ihn die nie schlummernde Medisance zum Trinker prägen. Fände sich aber die Trinklust in diesem Stande wirklich häufiger,

als in den andern; so sollte man dieß zu seiner Entschuldigung beherzigen, daß die mit ihm so oft verbundene Dürftigkeit und die Sorgen der Nahrung jede Gelegenheit gern zur Verscheuchung seiner Grillen und kummervollen Stunden benutzen werden. Schon die Philosophie der Alten erlaubte und gebot sogar dieses Zerstreuungsmitttel gegen die Schläge des Schicksals und gegen einen verfinsterten Sinn, — und es wäre höchstes Unrecht, von einem Geistlichen zu verlangen, daß er nicht — Mensch seyn soll, — weil er — Theologie studiert hat. Der größte Theil dieses Standes kann sich doch nur eines höchstmittelmäßigen irdischen Wohlseyns, grade in unsern aufgeklärten Zeiten, rühmen, — viele tausende leben in einer wirklich geist-tödtenden Armuth und von zahlreichen Familien umgeben, deren Erhaltung ihnen fast unmöglich ist, und deren Zukunft sie mit bangen Ahnungen foltert.

Der alte Vorwurf der Trinkluft dieses Standes ist — eigentlich wohl aus den rohen Zeiten des Mönch- und Pfaffenthums so allgemein verbreitet worden. Damahls hatte es seine volle Gültigkeit, und mag sie noch haben, wo

das klösterliche Leben sich noch nicht in edlere Beschäftigungen und geistigere Zeitvertreibe aufgelöst hat. Zwischen den dunkeln Klostermauern dauerten die Bachanalien der Alten in ihrer allertiefsten und verächtlichsten Rohheit fort, — wie sich dieß von rohen Menschen erwarten ließ. Die gutmüthige Andacht der Reichen selbst besetzte die Tafeln dieser privilegirten Müßiggänger mit den ausgesuchtesten Genüssen. Den Gesandten der Gottheit durfte es an nichts fehlen, — denn die Erde würde den Menschen ihre Fruchtbarkeit, ihre Erndten und ihre Weinberge entzogen haben, wenn man jene Gesandten nicht im schwelgerischen Ueberflusse gemästet hätte *). — In ihren heimlichen Klosterwinkeln hielten sie mehr als fürstliche Gelage, während der vor-

---

*) Luther besuchte auf seinen italiänischen Reisen ein Benedictiner-Kloster, welches die für jene Zeiten erstaunliche Summe von 36000 Ducaten Einkünfte bezog, und von dieser Summe jährlich 12000, schreibe zwölftausend — Ducaten, an die Schwelgereyen seiner Tafel verschwendete. „Im selbigen Kloster, fährt Luther fort, bin ich ehrlich tractirt und gehalten worden."

nehme und geringe Pöbel dort die heiligen Beförderer seiner Seligkeit anbetete, und ihnen willig seine Schätze hingab. Die Klöster waren Jahrhunderte lang die verwildertsten Pflanzschulen aller Arten der niedrigsten Ausschweifungen, — weil sich hier der den Wollüsten so günstige Müßiggang, — ohne von den Augen der Welt belauscht und von der Moralität gerichtet zu werden, — so behaglich mit der rohen Sinnlichkeit vereinigen durfte. Von den Menschen, wenigstens von den Besseren und Gebildeten abgesondert, nur mit der materiellen Lebenslust und ihren animalischen Freuden beschäftigt, mußte dort nach und nach eine Freyheit und Frechheit des Lasters entstehen, die keine Grenzen hatte. Selbst die Furcht, — ein böses Beyspiel zu geben, konnte nicht vorhanden seyn, da die Klostergeistlichen in einer gemeinschaftlichen jovialen Brüderschaft ihr dunkeles Leben verschwelgeten, und die niedern Klosterbediente nicht reden durften.

Mehr, als alle diese Ursachen, trug wohl das eheloſe Leben der Geistlichen zu ihrer moralischen Verwilderung, und vornehmlich zu ihren

schwelgerischen Zeitvertreiben bey. — Der Soldat lebt, auch im ehelosen Stande, doch immer noch in einiger Verbindung mit Weibern, und wird dadurch nach und nach menschlicher geformt und abgeschliffen; allein der ehelose Priester kann sich dieser Vortheile nicht rühmen, weil ihm sein Stand die Erquickungen der Liebe verbietet. Er hat sich aus der menschlichen Gesellschaft und aus ihren herzlichern Verhältnissen selbst hinausgestoßen, — und ist nun dadurch, daß seine Kraft und sein Leben nicht in die Welt hineinströmt, also nicht getheilt und nicht mitgetheilt wird, — ein genußgieriger Egoist geworden. Die feinere, vielseitigere Lebenscultur hat er nicht von den Weibern lernen können, und die Geheimnisse geistiger Unterhaltung mit ihnen sind ihm selbst unbekannt geblieben. Die Ehe — diese wunderbare Bildnerinn des menschlichen Gemüths, — hat seinen rohen Sinn nicht besänftigt, seinen eckigen Charakter nicht abgeglättet, seinen Gefühlen keinen edlern Takt eingeprägt, seinem Geiste keinen höhern Ausflug gestattet. Er hat sein Herz mit keinem geliebten und liebenswürdigen Wesen ge-

theilt; — er kann an den Menschen wenig Freude haben, und eben darum wird er sich in seiner thierischen Einseitigkeit und dunkeln Einsamkeit immer nur selbst zu vergnügen suchen. Die Zeit, welche Andere den stillen und beglückenden Einwirkungen der Liebe schenken, wird er den Wollüsten der Tafel opfern, — er wird sich aus Mangel interessanter Beschäftigungen, — aus Müßiggang, aus langer Weile, aus pflichtmäßiger Entfernung vom weiblichen Geschlechte, — berauschen, weil der Thiermensch nichts besseres kennt, und ihm das Empfangen und Mittheilen einer edlern Natur ein tiefes Geheimniß geblieben ist.

Er kennt die süßen, wonnereichen, unendlich wohlthätigen Vaterfreuden nicht; sein auf leere Ceremonien und mechanische Andachtsübungen berechneter Beruf — liegt tief unter dieser Würde; er kann, er darf sich zu keinem höhern Berufe der Menschheit erheben, und das blos physische Leben hat auf einem so üppigen Boden freylich ein zwangloses Spiel. — Der ehelose Priester hat gleichsam bey seiner trockenen Einseitigkeit allen höhern Tendenzen seines Da-

seyns entsagt, — und in und durch diese Entsagung muß sein Gefühl für die edlern Freuden der Geselligkeit traurig vertrocknen. — Daß er für keine ihn liebende Wesen sorgen darf, — daß er allein in der Welt dasteht, und sein Nahme mit dem Tode verschwindet, daß ihn die Zukunft so wenig auffordert, und so wenig spornt, weil er in ihr nicht seine Kinder erblickt, und durch sie nicht weiter fortlebt, — auch dieß muß ihn geneigter und bereitwilliger zu sinnlichen Genüssen machen. Sein Leben reicht nicht über das Grab hinaus, er kann sich also selbst ganz an eine luxuriöse Gegenwart verschwenden, — und, wie das Thier, nur in derselben leben.

Auch dadurch wird der eheloſe Geistliche zur Völlerey versucht und verführt, — daß er sich durch die Tafel für die ihm mangelnden und verbotenen Freuden der Liebe gleichsam entschuldigen will. Es ist der rohen Natur des ungebildeten Menschen eigen, daß sie solche Entschädigungen mit einer Art von Rechthaberey aufsucht, wenn sie auf einer andern Seite in ihren Genüssen eingeschränkt wird. Ihre Leiden-

schaftlichkeit wirft sich dann mit einer unersätt-lichen Begierde auf andere Gegenstände, — und der erlaubte Genuß wird nun zur höchsten Wol-lust ausgedehnt, damit man wegen der verbo-tenen ja nicht zu kurz komme. „Da man uns die Weiber und Mädchen genommen hat, sagte ein Mönch, so wollen wir uns wenigstens die Freuden der Tafel nicht rauben lassen, — und da unsere Disciplin so äusserst strenge ist, so wird es uns erlaubt seyn, die Beyspiele anderer Obern im Genuß der Speise und des Tranks nicht abschreckend zu finden.“ Und diese Bey-spiele haben gewiß selbst von Rom her ihre Wirkungen auf den übrigen Clerus nicht ver-fehlt *).

---

*) Das Leben der meisten Bischöfe und Päbste steht wie eine schmutzige Schandsäule in der Geschichte der christlichen Religion. Schon Petrarca scherzt etwas bitter über den langen Aufenthalt mehrerer heiligen Väter zu Avignon, weil sie dort von den köstlichen Weinen Frankreichs wie gefangen gehalten würden. Als ein Pignatelli, der wegen dieses Nahmens ein Töpfchen in seinem Wappen führte,

Wirkungen des Rausches auf individuelle Charaktere.

Die Wirkungen, welche das Trinken und Berauschen — in dem Gemüthe des Mannes hervorzubringen pflegt, sind nach dessen mannigfaltigen Stimmungen sehr verschieden, und schei-

---

und eine Mutter aus dem Hause Caraffe hatte, zum Oberhirten der catholischen Kirche erwählt wurde, erschien zu — Ehren dieses geistlichen Trinkers folgendes launige Gedicht:

Nous devons tous boire en repos
Sous le règne de ce St. Père,
Son nom, ses armes sont des pots,
Une Caraffe étoit sa mère,
Célebrons donc avec éclat
Cet auguste Pontificat!

Benedict IX., Innocentius VIII., Alexander V. und VI., Julius II. und III., Leo X., Paul III. und mehrere andere dieser sogenannten Statthalter Gottes, zeichneten sich als Epicuräer der niedrigsten Gattung aus, und ihre Hofhaltungen in Rom waren die Sammelplätze der gemeinsten und schändlichsten Laster. In Rom war es, — wo Luthers edler moralischer Sinn vornehmlich gegen die Ausschweifungen der höhern Clerisey in Gluth gebracht

nen bisweilen den Temperamenten selbst eine ihnen ganz heterogene Richtung zu geben. Dieß bewog Kant, an der Aufdeckung unseres originellen Charakters durch die Trunkenheit — zu zweifeln. Die Wirkungen des Rausches sind bey einzelnen Männern folgende. — Manche werden dadurch wehmüthig, niedergeschlagen, verzagt und ängstlich-nach-

---

wurde. — Leo war vorzüglich ein dreyfach gekrönter Schwelger; — die Erfinder neuer Leckereyen wurden seine Günstlinge; seine Tafel konnte die glänzendste und wollüstigste seiner Zeit genannt werden. — Julius II. wurde mit den Ehrennahmen: „homo palam scelerosus, temulentus, homicida, simoniacus, veneficus, periurus, rapax, portentosis libidinum generibus undique conspurcatus, denique scabie, quam vocant Gallicam, totus coopertus" bezeichnet. Baylе Dict. im Artikel Julius II. Das Lebensgemälde Julius des III., der sich sogar unnatürliche Laster erlaubte, — hat noch ekelhaftere Schattenseiten, die sich hier ein eheloser Müßiggang mit den allergemeinsten Ausschweifungen verband, und der heilige Mann, — fern von aller Berufsthätigkeit, nur seiner eigenen Schande lebte. S. Baylе Dict. Artikel: Julius III.

denkend, wenn Andere in fröhlichem Getümmel um sie her schwärmen. Diese Wehmuth geht bisweilen bis zum unaufhaltbaren Ausbruch in Thränen, — bis zu melancholischen Bildern einer trüben untröstbaren Phantasie. Sie erinnern sich in diesem beängstigenden Zustande ihrer verstorbenen Freunde, die sie schon lange vergessen hatten, und fühlen eine tiefe Sehnsucht, sie wieder zu umarmen. Die Ewigkeit geht vor ihrer trunkenen Seele vorüber, — sie halten mit sich selbst erbauliche Betrachtungen über Gott und Unsterblichkeit. — — Ein Hypochondrist sang in dieser berauschten Gemüthsverfinsterung gewöhnlich ein — Sterbelied nach dem andern, indem er dabey aus einem Zimmer in das andere lief. — Oft fallen diese Trunkenen in eine Schwermuth, als ob die Welt wie ein Gebirge auf ihren Schultern läge, und sie augenblicklich vor ein hochpeinliches Halsgericht gebracht werden sollten. Alle Dinge, selbst die ehemahligen, wol noch gestrigen Gegenstände ihres Frohsinns, erscheinen ihnen wie ein schwarzes Glas in finsterer oder doch gleichgültiger Gestalt; sie trauen ihren besten Freun-

den nicht mehr, und halten sich für verrathen und verkauft, ohne eine reelle Ursache hierzu zu haben. Sie fühlen einen drückenden Lebensüberdruß in sich, und mehrere haben sich in dieser übelgelaunten Berauschung selbst gemordet. Mitten in dem jovialen Gelage, wenn die Freude um sie her lacht, machen sie Plane, — sich aus der Welt und von ihren Creaturen in die Einsamkeit zu verbannen, — und heute zum letztenmahl einem bacchantischen Feste beyzuwohnen. Sie können es nicht begreifen, wie der Wein andere so hoch zur Fröhlichkeit hinaufspannen könne, da sie selbst in ihrem Innern so tief durch ihn daniedergedrückt würden.

Gewöhnlich bringt der Wein bey Schwermüthigen die Wirkung hervor, daß sie dadurch noch schwermüthiger und übelgelaunter werden, wie er überhaupt das Innere und Kranke in dem Menschen sichtbarer heraushebt und unwillkührlich aufdeckt *). Aber auch sehr aufgeweckte

---

*) — comme le moust bouillant dans un vaisseau, pousse à mont tout ce qu'il-y-a dans le

und lebendige Charaktere können in jenen düstern Gemüthszustand versinken, wenn ihre Nerven durch den Rausch zu sehr angegriffen werden. Dieß ist vornehmlich bey Vielen dann der Fall, wenn sich zu dem fröhlichen Gelage eine sanfte oder auch rauschende Musik gesellt. Diese wunderthätige Gespielin des menschlichen Geistes erweckt in ihnen eigentlich nur wehmüthige Gefühle und Erinnerungen an trübe Stunden ihres Lebens, oder wol gar Besorgnisse, daß auf diese froh durchlebten Stunden — gewiß bald etwas Unangenehmes erfolgen werde. Durch die Harmonie der Töne wird das innere Spiel lustiger Gedanken gleichsam in eine innere Ueberlegung, in ein ernstes Nachdenken verwandelt, — und der Rausch solcher Leute trägt selbst das Seine dazu bey, — der Lebhaftigkeit der Vorstellungen einen langsamern Gang vorzuschreiben. Ich bin mehrmahls ein

---

le fonds, aussi le vin faiet désponder les plus intimes sécrets, à ceux qui en ont pris outre mesure. Essais de Montaigne. Liv. II. Ch. II.

Augenzeuge davon gewesen, wie sich vornehmlich bey Anstimmung des feyerlichen englischen Volksliedes: God save the King, die lauteste Fröhlichkeit der Tafel in eine, ich möchte sagen, devote Stimmung der Anwesenden, wie durch einen electrischen Schlag, umbildete, wie die rohesten Jünglinge zu weinen anfingen, und wie selbst nach Beendigung des feyerlichen Gesanges eine andächtige Stille herrschte, bis der Gott der Freude wieder durch die Zimmer stürmte, und die ernstere Stimmung durch minder ernste Gesänge und muthwillige Scherze verscheucht wurde.

Allgemeiner ist die Wirkung des Rausches: daß er den Trinker jovial macht, und ihn über alle Kümmernisse des Lebens hinaushebt. Dieß sind die fröhlichen Trinker, die im geselligen Genusse der Tafel über die ganze Welt gebieten, — indem sie die ganze Welt zu besitzen glauben, und sich auch gleichsam wie Herren der Welt betragen. Da sie aus dem berauschenden Lethe, aus dem lachenden Becher, die Vergessenheit alles Unangenehmen getrunken haben; so fühlen sie sich in dem Zau-

berkreise der Gegenwart über alle maßen glücklich, und spotten mit schallendem Jubel über Tod und Schicksal, — oder genießen nur desto muthwilliger, um beyden zu trotzen. — „Ergo vivamus, dum licet esse bene," ist die in tausend fröhliche Gesänge und Trinksprüche ausgesponnene Maxime dieser Fröhlichen. Selbst der Contrast des Todes, dieses finstern Zustandes des Menschen, mit seiner hellen und lebendigen Freyheit, mit seinem in das höchste Leben übergegangenen Gefühle des Daseyns, — vermehrt nur den Becherklang, indem das Leben über den Tod spöttelnd siegen will, oder doch wenigstens seine kalten Bilder verjagt. Wenn der Gedanke an ihn den schwermüthigen Trinker nur noch finsterer macht; so hebt eben dieser Gedanke den jovialen weit über das Grab zauberisch hinweg, und bringt in ihm eine ausgelassene Stimmung hervor, die ihn gleichsam eine neue Größe, — sich selbst beleben zu können, — fühlen läßt. Ja, er weckt im Scherz wol gar die Todten selbst auf, und bringt ihren Manen den vollen Becher, als ob sie noch mit uns und unter uns lebten.

Leben! — leben und nichts als leben! — ist die Maxime des fröhlichen Trinkers, weil die mäßige Berauschung sein Leben erhöhet und versüßt, weil er sich dabey ganz selbst angehört, — brüderlich den Bruder an seine Brust drückt, und sich doppelt glücklich fühlt, indem er sein Wohlbehagen auch dem Mittrinker zu inspiriren glaubt. Auch wird dieser gemeinschaftliche, sich Andern hingebende und von diesen wiederum begeisterte Genuß schon dafür sorgen, daß ein munteres Bild, ein heiterer Scherz, ein witziger Einfall den andern jagt, — daß sich kein trübes Intermezzo einmischt, daß der klagende und peinliche Ton irgend eines Unzufriedenen nicht gehört, oder sogleich durch ein lebhaftes Zutrinken erstickt wird. Kein Mensch ist daher diesen muntern Trinkern gewöhnlich unwillkommener, als der, welcher über schlechte Zeiten, über häusliche Leiden, über seine Kränklichkeiten, über die schlechten Erfolge seiner Unternehmungen wol gar weinerlich klagt, oder die Gesellschaft mit den schlechten Aussichten in die Zukunft unterhalten will. Dieser Ton bringt nur Dissonanzen im jubelnden Zirkel

hervor, und wird darum nicht lange geduldet. Auch diejenigen sind hier selten willkommen, welche den glücklichen Trinkern — ihre Plane und Berechnungen, ihre Gewinne und Verluste vorlegen, ihre Verbindungen und Processe mit Andern detailliren, ihre Kinderzucht beschreiben, ihre Verse und gelehrten Arbeiten vorlesen, und ihre Talente entziffern wollen, weil alle diese Dinge den Genuß des Vergnügens nicht erhöhen, sondern vermindern, und der Unterhaltung eine widrige Trockenheit aufdringen. Alles, was nicht unmittelbaren Bezug auf die fröhlichen Momente der Gegenwart hat, was nicht auf die Lieblingsfreuden der Gesellschaft, oder auf goldene Hoffnungen hinweist, — was die munter Gelaunten nicht noch mehr electrisirt, ihren Witz nicht noch lebendiger macht, kurz alles, was nicht zu dem hüpfenden Geiste der Jovialität paßt, wird hier als Contrebande betrachtet, und der, welcher sie einführt, als ein armseliger Thor bespöttelt.

Da der Wein die Lebhaftigkeit der Phantasie befördert, und eben darum dem Dichtungsvermögen, unter dem Einflusse des Frohsinns,

einen größern Spielraum giebt; so hat man nicht ohne Ursache die Dichter zu den fröhlichsten Trinkern gezählt, — und den Wein ein Reitzmittel ihrer Begeisterungen genannt. — Die Dichtungskraft ist ein sehr aufheiternder Zustand der Phantasie, welcher von dem Dichter als etwas Belebendes, ihn Durchglühendes gern gesucht, und bisweilen sogar, wider den Willen der Musen, erzwungen wird. Die Reminiscenzen an die Geburtsstunden einer freyen Production des Genies, und an die — gesungene oder nicht gesungene Ausstellung des Werkes selbst, lassen tiefe Eindrücke in seinem Erzeuger zurück, und fordern den Geist zu neuen Sättigungen seiner Erfindungskraft auf. Allein der Dichtergeist zeichnet sich durch diesen ursprünglichen Charakter aus, daß er sich nicht leicht durch Meditationen a priori in jenen behaglichen Zustand der Phantasie versetzen kann, ja, sogar oft jene Meditationen vermeiden muß, um in dem Fluge und in der Selbstkraft des Genies nicht aufgehalten zu werden. Dagegen kann er sich durch physische Reitzmittel in einen Zustand der Begeisterung setzen, und seine

Schöpfungskraft zu einer unendlichen Menge neuer Bilder beleben, wie wir von mehrern Rhetorikern wissen, daß ein kleiner Rausch sie zu — Ciceronen gemacht hat. Auch der Dichter siehet in diesem Zustande alles heller, lebendiger, anschaulicher und im ganzen Sinne des Worts — sinnlicher; sein Witz, der durch den Frohsinn mächtig gehoben und gelockt wird, findet nun das Aehnliche der Bilder, so wie ihre Contraste, leichter, und bildet durch diese Aehnlichkeit sich leichter neue Welten, wenigstens neue Farben, die man von jeher für die Garderobe der Dichter hielt. Das tiefere Eindringen in die Gegenstände verlangt der Dichtergott ohnehin nicht, und begnügt sich lieber mit dem Prunk der Gemälde, mit der schönen Blüthe einzelner Gedanken, mit dem Hauche des Sinnlichen und seiner Formen, mit dem in melodischen Sang — gehüllten Nichts, und alles dieß macht — sich im Rausche am besten. Die Phantasie des Dichters soll nicht denken, denn das Gründliche ist ihrer Natur zuwider, sie muß sich ihrer eigenen Schwungkraft, wie im Traume, überlassen, und von der Vernunft

nichts als ihr Bewußtseyn borgen, damit sie sich nicht in's Unendliche verirre. Der Zustand des Berauschten ist ein ähnlicher, und der Dichtersinn löst sich darum gern in ihm auf.

Der Hang — zu reimen, dieses feierliche, oft sehr närrische Einwickeln der Sprache — zu einem musicalischen Zwecke, ist fast allen Menschen eigen, sobald sie sich durch den Wein oder durch die Dichtkunst berauscht fühlen. Weiterhin wird dem Dichter und dem — Trinker das zusammenhängende Erzählen, das Deduciren aus Vernunftgründen, das Begreifen des gedachten Vortrags ein wenig schwer; man macht sich das Ding leichter; der Trinker trinkt, der Dichter dichtet, oder thut beydes zugleich. Daher ist der Gesang erfunden worden, weil er den Fröhlichen auf einige Zeit von dem mühsamern Berufe des Denkens entbindet, und in ihm gleichsam den Genuß der Freude steigert, damit sein Zustand noch berauschender werde. Natürlicher sucht sich der Dichterkopf — voller Reime, die in ihm wie eine musicalische Tonleiter anschlagen, dieses innern Dranges zu entledigen, und befriedigt dadurch ein doppeltes

Bedürfniß, — der Reim zieht ihn zum Becher, und der Becher zum Reimen, — wird sein Lied von Mehrern gesungen, so wird sogar noch ein drittes Bedürfniß, — nähmlich das seiner belletristischen Eitelkeit, gestillt, weil er das laute Mitsingen für einen lauten Beyfall seiner — Dichtertalente hält.

Man wird daher nicht leicht einen Dichter (selbst unter den erstern nicht) finden, der nicht irgend einmahl ein Lied auf den Wein gefertigt hätte, — obgleich fast alle diese Lieder nur einen und den nähmlichen Inhalt haben. Aber alle hat der Frohsinn und dessen schöne Erbsünde, — zu reimen, — erfunden. Durch diese magischen Zaubermittel hebt sich der Berauschte und der Dichterling in eine Welt hinaus, wo alle seine Wünsche begünstigt, alle seine Ideale realisirt werden. Er trotzt dem Schicksale, er gebietet ihm, alle Elemente stehen ihm zu Befehle; er ist allein frey in dem weiten Raume der Schöpfung, alle Thoren und Sittenrichter stehen tief unter den Füßen seiner bacchantischen Majestät. Er allein findet im Becher den Stein und die Weisheit der Weisen,

und nichts ist ihm verächtlicher, als — gelehrter Wust und seine ästhetischen Pedanten.

Andere Männer macht die Berauschung verliebt und eifersüchtig, — so wie hinwiederum der Verliebte selbst einem Berauschten gleicht. Auch dort hebt der Wein den Hintergrund der Seele heraus, weil er den Menschen in den unbefangenen und freyen Sinn der Kindheit zurückführt, und ihm die Kennzeichen seiner Natürlichkeit wiedergiebt. Wenn die Liebe in öffentlichen Zirkeln sonst wol scheu und furchtsam ist, und aus Achtung des Wohlstandes nur aus zärtlichen Blicken hervorleuchtet, sich gleichsam nur verschwiegen bemerkbar macht; so wird sie hingegen durch das Feuer des Weins leicht zudringlich und laut, — oder wol gar ganz neu durch neue Gegenstände zum Ausbruche gereitzt. Man sieht bisweilen in diesem lächerlichen Zustande selbst ernste und verständige Männer und Jünglinge, welche dann jeder Schönen, — auch wol Nichtschönen ihr Herz antragen, — jeder Flatterien sagen, — jeder große Aufopferungen versprechen, und an allen übrigen Zeitvertreiben der Gesellschaft keinen

Theil nehmen. Wenn sie auch mit Spott und Ernst, selbst mit Härte zurückgewiesen werden; so kehren sie doch immer wieder zu den Füßen der beleidigten Majestät zurück, und beginnen ihre zärtlichen Gespräche von neuem, — oder wenden sich, da der Rausch den Wechsel der Liebe erlaubt, an ein anderes weibliches Heiligenbild. So schmachten und wechseln sie, — bis dieser Zustand vorüber ist, und sie mit ihren Freunden über sich selbst zu lachen anfangen. Dagegen sind andere Männer im Rausche wirklich gefährliche Menschen, weil sie sich dann, — und vielleicht sonst niemahls, einer überspannten Eifersucht überlassen. Auch durch die allerstrengste Vorsicht und Behutsamkeit kann die Geliebte dem Argwohne der berauschten Jalousie nicht entgehen. Das Mißtrauen dieser unglücklichen Leidenschaft artet hier oft in Wuth aus, und fordert von ganz Schuldlosen eine blutige Rache. Tausend Duelle sind allein aus diesem sinnlosen Zustande hervorgegangen, und tausend herzliche Eide und Verbindungen sich innig liebender Seelen wieder gebrochen worden. Ja, es giebt sogar Männer,

die ihren Frauen wegen ihrer Sittsamkeit und Tugend das höchste Zutrauen schuldig sind, — und sie im nüchternen Zustande — als solche innig verehren; aber bey dem kleinsten Rausche von quälenden Anwandlungen einer rachsüchtigen Eifersucht überrascht werden, und ihren besten Freunden Tod und Verderben ankündigen, — Männer sogar, die ihre schon welkenden Frauen im Verdacht haben, und ihnen eine anziehende Kraft andichten, welche die Jahre längst vernichtet hatten.

Aber der Rausch hat auch tausend Ehen gestiftet, die sonst nimmer gestiftet wären. Lebendiger hatte in diesem Zustande das Bild des Mädcheus auf die lebendige Phantasie des Jünglings gewirkt, und in ihm den Glauben an ein Ideal des Herrlichen und Vollendeten geweckt, der sich nachher allein durch die Liebe halten und behaupten mußte, — bis auch dieser Rausch vorüber war. Schlaue Väter und Mütter, welche, bey einem sehr weiten Gewissen, ihre Töchter gern unter die Haube bringen wollten, haben daher nicht selten jenes infame Mittel zur Einfangung ihrer Schwieger-

söhne genutzt, und mancher gutmüthige Thor, der sich heute noch vollkommen frey glaubte, sah sich morgen an einen Eid gebunden, den er sonst vielleicht nie gegeben haben würde.

Wieder andere Männer macht der Rausch großsprecherisch, aufgedunsen von ihrem eigenen Dünkel, hart und übermüthig. Sie prunken in diesem Zustande des exaltirten Gefühls mit ihrem Glück, ihrem Vermögen, ihren Verbindungen mit höhern Ständen, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihrem Einflusse, ihrer Kraft und ihrer Prudenz, oder auch mit ihrer Herablassung gegen Niedere und mit ihrer Wohlthätigkeit. Dabey suchen sie in den geselligen Zirkeln immer das erste Wort zu gewinnen, sind unausstehlich vorlaut, und werden, da sie aus Egoismus zu viel schwatzen, und es sogar wol Andern im Genusse des Weins zuvorthun wollen, gemeiniglich am ersten trunken. Kommen mehrere solcher Großsprecher bey einem fröhlichen Gelage zusammen, so sieht man das Lächerliche in mehrern comischen Gestalten, — und der gemeinschaftliche Kampf dieser Thoren, sich einander ihre Größe begreiflich zu

machen, und sich einander zu überholen, gewährt dem Menschenbeobachter ein überaus angenehmes, jedoch bisweilen auch — ekelhaftes Schauspiel. — Da spricht der Geschäftsmann mit Aufmerksamkeit erzwingendem Stolz von der Wichtigkeit seines Amts und seiner anerkannten Unentbehrlichkeit, und giebt es nicht undeutlich zu verstehen, daß ohne ihn das Räderwerk des Staats — stocken, oder doch einen regellosen Gang nehmen würde. Er erzählt auch, wie viel er täglich arbeiten muß und arbeiten kann, während Andere nur die langsame Reise des Schlendrians machen, wie schnell, — mit welchem Ueberblick er arbeitet, wie er das Wesentliche überall von dem Unwesentlichen sichtet, wie vielen Wirrwarr er in Ordnung gebracht, wie sehr er allen seinen Nachkömmlingen vorgearbeitet hat; aber dabey vergißt er nicht, zu bemerken, daß ihm der Staat große Verbindlichkeiten schuldig sey, daß er auch bereits die gnädige Aufmerksamkeit des Regenten oder seiner Minister auf sich gezogen habe, daß man ihn höhern Orts für einen trefflichen Arbeiter halte, und ihm selbst seine Unentbehr-

lichkeit schmeichelhaft bewiesen habe. Aber am Abend seiner Tage will er nun auch ausruhen auf seinen Lorbeeren, — Andere mögen es ihm gleichthun. Die Archive und Registraturen werden noch den kommenden Jahrhunderten seine Thätigkeit beweisen, wenn auch der Staat es, undankbar gegen Verdienst und hohe Geistesanlagen, vergessen könnte, ihm eine Ehrensäule zu errichten. — Der Soldat spricht im Rausche mit nicht geringerm Egoismus und Selbstgefühl von seinem Metier, von seinen Schlachten und Kriegen, von überstandenen Gefahren, von Duellen und Schlägereyen, von seinem Avancement und Nichtavancement, auch wol von seinen Siegen, die er im Reiche der Liebe gewann. Er zwingt euch mit martialischem Ernst, — ihm Glauben beyzumessen, und betheuert die Wahrheit des Gesagten mit kräftigen Machtsprüchen, wenn ihr auch alles ohne Widerrede so hingenommen habt. Aber, wehe euch! wenn ihr ihm widersprechen wolltet. Er wird euch auf Ehre beweisen, daß ihr das Ding nicht versteht, oder er wird euch durch ein Steigern in seinen wundervollen Erzählungen, und

durch ein aufgedrungenes Documentiren seines persönlichen Muths zum Schweigen bringen. — Oder er stellt sich im berauschten Gefühle seiner Kraft als Richter und Rächer des vermeintlichen Reichsfeindes auf, und schwört ihm hinter der Flasche Tod und Verderben. Man gebe ihm die Armee, — und sie wird siegen; alle bisherige Anführer haben durch ihre Fehler die Feinde nur kühner und gewaltiger gemacht, — diese Insecten lassen sich leicht zertreten, wenn es nur recht angefangen wird. Er donnert gegen die feigherzigen Mächte, daß sie es nicht schon längst thaten, und flucht ihrer ewigen Uneinigkeit, wodurch alles Große in seiner Geburt erstickt werde. Im Rausche geht der Parteygeist des Soldaten oft in eine Wuth über, weil ihn sein Degen zum Mord auffordert. Wir haben gehört, wie dieser wüthige Parteygeist der französischen Nation nur einen Hals wünschte, um sie mit einem Schwertstreiche von der Erde zu vertilgen. — — Der Gelehrte, der Künstler redet im Rausche von seinen Lucubrationen und seinen — Kleinigkeiten, wie von Heiligthümern, welche die

ganze

ganze Menschheit interessiren, und träumt sich eine Celebrität, die nicht weit über die Mauern der Stadt hinausreicht. Er disputirt im Rausche eben so gern, wie der Soldat, und vertheidigt, wie dieser, seine Hypothesen oft mit einer sinnlosen Hitze. Er rühmt sich, welche Gegner er überwunden, welche Schwätzer zum Schweigen gebracht habe, — und welche er künftig noch zu demüthigen gedenke. Wie der Soldat, theilt er am Zechertisch, bald hochweise, — bald trotzig, die Schicksale der Welt aus, und verkündet seine politischen Träumereyen als den allein seligmachenden und allein gültigen Glauben der Staatskunst. Der Stubengelehrte prunkt mit seinem gelehrten Briefwechsel, mit seinen Varianten, seinen Excerpten, mit pedantischer Selbstgefälligkeit, und mustert die Werke seiner Gegner mit schallendem oder beissendem Hohngelächter. Mit behaglicher Selbstbewunderung sieht er von seinem Musenhügel mitleidig auf die — Nichtkenner herab, und zieht sich durch eine unpolitische Freymüthigkeit im Rausche leicht — Unannehmlichkeiten zu.

Wieder andere Männer macht die Flasche

sogar andächtig und devot. Dieß sind gemeiniglich solche, welche das Leben lange und übermäßig genossen haben, und nun mit stiller Wehmuth auf die Jahre der Freude zurücksehen, — zugleich aber auch durch das Gefühl des Alters an einen baldigen Abschied aus der Welt erinnert werden. Der Rausch macht sie nicht mehr fröhlich, sondern ernsthaft und par force — nachdenkend, und in dieser Ernsthaftigkeit wird ihnen die Zukunft schwer und wichtig. Nun treten zugleich aus dem Hintergrunde der Seele wieder die Andachtsformeln von früherer Erziehung hervor, und der alte Zecher senkt den Blick nun um so tiefer in sich selbst hinein, je weniger sein stumpfer Sinn zu dem jovialen Ton der Jugend stimmen will. Der Rausch beleuchtet das verschwendete Leben, indem er das gegenwärtige nur noch als ein Arzneymittel ein wenig aufreitzt, und, weil er die Freude nicht mehr in ihrer höhern Fülle wecken kann, — leicht an das Grab erinnert. Uebrigens fühlen sich solche andächtige alte Zecher bey dieser Stimmung nicht — unglücklich, denn sie halten es im Genusse mit Andern recht gut

aus; ja, sie scheinen der Unmäßigkeit darum nur noch mehr nachzuhängen, weil sie dieselbe mit allerley gottesfürchtigen Gedanken zu verbinden pflegen, und ihre Unsittlichkeit eben darum weniger empfinden.

Mitten in diesen Ausschweifungen ihres thierischen Lebens eifern sie gegen die Wollüste der Jugend, und die zunehmende Unsittlichkeit unserer Zeiten. Nach ihren Betheuerungen kann das alles nicht lange mehr bestehen, und endlich wird Feuer und Schwefel auf die sündigende Welt herabregnen müssen. Sie citiren auch wol sogar biblische Stellen, welche darauf hindeuten. — „Sonst waren die Zeiten nicht so verderbt, — man genoß des Lebens, — man trank auch damahls schon, und vielleicht etwas übermäßiger, als jetzt; aber die Menschen waren tausendmahl besser. Jetzt scheine überall die allgemeine Auflösung der Menschheit durch die Sinnlichkeit hervor, und niemahls sey die Tugend tiefer gesunken, als jetzt." — Oder dergleichen Berauschte lassen sich auch wol gern in allerley Gespräche über theologische Gegenstände und

Streitigkeiten ein *), und vertheidigen ihr Glaubenssystem mit einer empörenden Hartnäkkigkeit. Ich habe Leute dieser Art gekannt, welche sich sonst nie über dergleichen Dinge

---

*) Eben so habe ich mehrmahls bemerkt, daß dergleichen Menschen bey Erscheinung eines Geistlichen in schwarzen Kleidern gleichsam erschreckt werden, — zurückfahren, und die Gegenwart eines solchen sehr lästig finden; — sobald sie sich aber zu berauschen anfangen, und der Paroxismus der Andacht in ihnen aufglühet, — dann sich gewöhnlich eben zu dem Geistlichen am liebsten gesellen, und immer wieder zu ihm zurückkehren. Es ist in solchen Fällen schwer zu entscheiden, ob der Geistliche selbst den tiefen Eindruck oder vielmehr sein — schwarzes Kleid, als die Farbe des Grabes, — auf den Zecher macht. Denn oft wird die Andacht solcher Leute durch die kleinsten Gegenstände oder Anspielungen auf den Tod geweckt und erhalten. Ueberhaupt aber mag ihre Anschmiegung an den Geistlichen mehr eine gewisse Captatio benevolentiae seyn, um diesen bey der Flasche nicht gegen sich zu reitzen, und einer möglichen Strafpredigt, bestünde sie auch nur in einem warnenden Blicke des Seelenhirten, prænumerando — auszuweichen.

äusserten, oder wenigstens jedem seine Glaubensmeinung liessen; — im Rausche hingegen alles verdammten, was nicht reiner Lehre war, und Dinge in Anspruch nahmen, warum sie sich sonst nie bekümmert hatten. Ich habe noch Andere gekannt, die sonst gewöhnlich nur so ganz auf der Erde lebten, und dagegen im Rausche von nichts, als vom Himmel, sprachen, die Unterhaltung beym Gläserklang auf — die Unsterblichkeit leiteten, und die Rührungen einer andächtigen Stunde mit thränenden Augen wieder hervorscheinen liessen. Diese nasse Andacht hat freylich keinen Werth; aber jeder alte Zecher beschließt damit gewöhnlich sein Leben, oder hält sich doch wenigstens für einen Liebling der Gottheit, während er am weitesten entfernt von ihr ist.

Endlich macht der Rausch andere Männer — zanksüchtig, empfindlich und ungestüm. Keiner darf diesen Renomisten oder Seespinnen zu nahe treten, — die geringste Kleinigkeit zieht ihr Schwert oder ihren beissenden Witz hervor, und oft können die allerruhigsten und sanftmüthigsten Gesellschafter ihrem Sturme

nicht ausweichen. Mitten in die fröhlichste Laune des jovialischen Zirkels werfen sie den Apfel des Zanks, und beleidigen ihre nächsten Freunde und Verwandten oft auf die unsinnigste Art. Ist ihnen irgend Jemand in der Gesellschaft zuwider, — hat Einer nur ganz leise ihr Mißtrauen erregt, besorgen sie irgend einen Tadel ihrer Aufführung; so wird gewiß von dieser Seite her der Orcan ausbrechen, oder es werden bittere Erinnerungen an vorige Beleidigungen in dem Nebel der Berauschung erwachen, und längst vergessene Dinge wieder zur Sprache gebracht werden. Es scheint, daß mit der Berauschung ihr froher Sinn verloren geht, und eine ganz neue Richtung ihres Charakters hervorgebracht wird, die man sonst an diesen Leuten nicht kennt. Sie lauren gleichsam auf Gelegenheiten zur Rache, oder, wie diese Hirnwuth oft sonst heißt, zur — Satisfaction. — Gewöhnlich sind es ehrgeitzige und eitle Menschen, denen im Rausche nie genug Ehre widerfährt, und, weil sie nicht den Ton der Gesellschaft nach ihren individuellen Gefühlen stimmen können, — durch ihren Ungestüm

herrschen wollen. Kein Mensch sollte sich mehr vor der Berauschung hüten, als diese Tollköpfe. — Denn wissen sie auch allenfalls noch, ihr gereitztes Gemüth gegen Andere zu zähmen, und, aus einer ihnen aufgedrungenen Achtung gegen den Wohlstand, — keine öffentliche Stöhrung der geselligen Freude zu wagen; so wird doch gemeiniglich der wüthende Poltergeist daheim gegen Frau und Kinder ausbrechen, und sich hier nur desto gräulicher entladen.

Der Rausch bewaffnet diese Leute auf eine unglückliche Art gegen alle Menschen, — und hat noch die böse Seite, daß sie das Lächerliche an Andern gegen diese aufbringt, und daß sie das Comische nicht zum Scherz und zum Frohsinne, sondern zu Beleidigungen auffordert. Ein schuldloser, obgleich etwas ungeschickter Witz, eine lächerliche Aufführung oder Ausrede des Andern, ein pedantischer Anzug oder ein pedantisches Betragen eines Hereintretenden, eine lächerliche Aeusserung über sonst durchaus gleichgültige Dinge, ein egoistisches Selbstlob des Andern, worüber Vernünftige nur die Achseln zucken und lächeln, — bringt jene Berauschten

in den Harnisch, und fordert sie gleichsam zu Züchtigungen des Lächerlichen heraus. Sie wollen die Richter des Geschmacks und der guten Sitten seyn; aber sie sind es gewöhnlich auf eine sehr plumpe und überlästige Art; sie wollen Andern die Regeln des Anständigen vorschreiben, indem sie selbst dagegen sündigen, — und wollen den Geist der Gesellschaft formen, indem sie ihn zerstören. —

Natürliche Abneigung des weiblichen Geschlechts gegen den Trunk.

Die Natur, welche mit höchster Vernunft ein Geschlecht für das andere berechnete, hat die sehr absichtliche Einrichtung getroffen, daß das Weib, vermöge ihrer körperlichen Constitution und ihrer physischen Schwächen, das Uebermaß im Genusse weniger, als der Mann, suchen soll, damit sie sich als die ohnehin schon Schwache und Abhängige — durch den Rausch nicht in

den Augen des Mannes entehren möge. Sie würde bey einer wirklichen Neigung zur Völlerey und Sinnlichkeit die liebenswürdigsten Eigenschaften ihres Geschlechts nur einem flüchtigen Genusse hingeben, — dem Manne selbst ekelhaft und unerträglich werden, und sich nicht ferner mit gerechten Ansprüchen an seine Liebe — neben ihn stellen dürfen. Dadurch aber, daß das Weib von Natur dem Manne als ein mäßigeres und regelmäßigeres Wesen, als er selbst, erscheint, und ihm ohne wirkliche Verführungen in seiner Sinnlichkeit nicht gleichkommt, erhält sie sich bey ihm, — ihrer anderweitigen Schwächen ungeachtet, in einer Art von Respect, und wird dadurch nach und nach, — weil er sich in ihrer Gegenwart seiner Ueberladungen schämt, seine sittliche Bildnerinn und Erzieherinn, was bey ihrem eigenen Hange zur Berauschung nicht möglich wäre.

Einzelne Beyspiele von Trinkerinnen in höhern und niedern Ständen können hiergegen nichts beweisen, ob es gleich Weiber giebt, die durch lange Uebung im Trunke es dem Trinker wirklich gleichthun werden; ja, es hat Frauen ge-

geben, welche in jenem unedlen, das Weib schändenden, Wettkampfe sogar den Sieg über starke Trinker davon tragen konnten. Aber eben diese Weiber verdienten keine Achtung mehr. Ihr erhitztes Blut machte sie zu ungestümen und leidenschaftlichen Bacchantinnen, zu zänkischen Gattinnen und Hausmüttern, — und ließ sie dadurch noch tiefer, als den trunkenen Mann, sinken. Sie achteten ihr Geschlecht nicht mehr, weil sie es unter den Berauschungen mit Männern gleichsam aufgegeben und männlichrohe Sitten angenommen hatten; — sie spöttelten über die Sittsamkeit anderer Frauen, und erlaubten sich in Gesellschaften — Equivoquen und unsaubere Ausdrücke, die selbst die Unsittlichkeit des Mannes empörten. Man betrachtete sie als Verworfene, die keiner moralischen Heilung fähig waren, als ekelhafte Verschwenderinnen, die nach und nach den Hausstand des Mannes untergruben und den Erwerb seines Fleißes vergeudeten, als heillose Mütter, die ihre Kinder nur mit der Peitsche erziehen wollten, — oder als Ungeheuer, die sich den Wollüsten eben so niederträchtiger Männer nicht nur hingaben, son-

dern sie selbst zum Laster aufforderten und anleiteten *).

Die Mäßigkeit des Weibes ist nicht sowohl eine ihr durch die Erziehung gegebene Einrichtung des Charakters, obgleich die Erziehung

---

*) Seit den ältesten Zeiten des römischen Volks galt dieß strenge Fundamentalgesetz der häuslichen Disciplin; „daß kein Weib, — ohne Gefahr, von ihrem Manne getödtet zu werden, Wein trinken durfte." Schon der uralte König Faunus, ein Vater des Latinus, soll seine Gemahlinn, weil sie wider die Volkssitte [contra morem] und wider die Würde ihres königlichen Ranges heimlicher Weise einen Topf mit Wein ausgeschlürft, und dadurch trunken geworden war, — höchsteigenhändig mit Myrtenreisern fast zu Tode gepeitscht haben. Romulus, der Gründer des neuen Staats, bestätigte dieß alte, zur Ehre des weiblichen Geschlechts eingeführte, Gesetz durch sein ausdrückliches: „Mulier temetum ne bibito!" und sprach einen gewissen Ehemann Egnatius Mecenius von aller Strafe frey, weil dieser sein Weib, ihrer Trunkenheit wegen, mit einem Prügel gemordet hatte. Plinius L. XIV. C. 13. Die eiserne Strenge dieser Gesetze hatte bey dem ohnehin warmen Clima Italiens und dem warmen Blute seiner Weiber einen sittlichen Grund, der sich auf die Erhaltung der Keuschheit

darauf achten muß, als vielmehr eine im Plane der Natur liegende Gesetzlichkeit zur Ehre ihres Geschlechts, und zwar in physischer und moralischer Hinsicht. — Physisch soll das Weib in den

---

des weiblichen Geschlechts bezog. Man betrachtete den Wein als den stärksten Verführer zu unerlaubten Umarmungen und zum — Ehebruche, den der Mann ohne Strafe an seinem Weibe mit dem Tode brandmarken konnte. Um das schwache Geschlecht gegen den heimlichen Genuß des Weins zu sichern, hatte man unter Verwandten die Gewohnheit des Küssens eingeführt. — Dadurch wollte man es nähmlich erfahren, ob ein Weib der Volkssitte treu geblieben sey oder nicht. Bayle läßt nach Plutarchs Quaestion. Roman. die Küsse von den Damen selbst austheilen. Er meint, die Herren hätten wohl aus Galanterie nicht den Anfang des Küssens machen dürfen, weil dieß nur einen unartigen Verdacht gegen die — vorausgesetzte Mäßigkeit ihrer Cousinen verrathen haben würde. Natürlicher Weise hätten also die Damen zur Beglaubigung ihrer Unschuld [im Weintrinken nähmlich] — ihre Rosenlippen zuerst dem Vetter hingehalten, oder hingegeben, und würden sich nur verdächtig gemacht haben, wenn sie mit dem Kusse nur einen Augenblick gezaudert hätten. Im Art. Portius.

Schranken der Enthaltsamkeit bleiben, damit sie durch den Rausch nicht ihre Kinder unter ihrem Herzen mit glühenden Säften anfülle, und die zarten Keime ihrer Organisation nicht zerstöre; — aber auch darum, damit sie im nüchternen und immer besonnenen Gemüthszustande auf ihre Kinder desto besser achten und sie sorgfältiger erziehen könne. — Ihr Wirkungskreis ist auf das häuslich-stille Leben und auf die Bildung jugendlicher Seelen berechnet, — die ohne eine verständige und ruhige Mutter keinen Fortgang haben kann. Das Weib, welches sich berauscht, wird daher augenblicklich aus seiner Bestimmung mit frecher Ausgelassenheit herausschreiten, und dem schon fehlerhaft gebornen Kinde noch mehr durch ihr unsittliches und brutales Beyspiel gefährlich werden. Sie wird ihre Nachkommenschaft physisch und moralisch vergiften. — Aber sie wird auch als Gattinn ihren Beruf entehren und vernachlässigen; — theils, daß sie jenen Beruf — als eine dem Trunk Ergebene nicht erfüllen kann; theils, daß sie ihn als eine nur ihrem Geschmack Lebende nicht erfüllen will, ja, dem Gatten selbst durch ihren zerrütteten Körper

und ihre regellosen Leidenschaften eine sehr traurige Gegenwart und eine vielleicht noch schrecklichere Zukunft bereitet. Darum ist ihr auch schon physisch ein eindringlicher Wink zur Mäßigkeit gegeben worden, daß ihr Kopf so leicht, auch durch den mäßigen Gebrauch starker Getränke, überladen und überreitzt wird, und ihr daher die Grenzen, — wie weit sie hierin gehen soll und gehen kann, nie unbekannt seyn können.

Moralisch führt die Natur das Weib zur Enthaltsamkeit des Getränks auch dadurch, daß sie ihr den Verlust ihrer Schamhaftigkeit und Weiblichkeit vorhersagt, wenn sie sich jenem Laster ergeben wollte. Es liegt also in dem innern Sinne des Weibes selbst, — enthaltsam zu seyn, weil ihr natürlichster Bestimmungsgrund die Schamhaftigkeit ist, und diese durch den Rausch auf die allerunanständigste und unsittlichste Art beleidigt wird. Das Weib kann nur stark und selbstständig bleiben, so lange seine Unschuld durch die innere Sittsamkeit des Gemüths bewacht wird, — so lange ihr gleichsam der Fall ihres bessern Ichs ein

Geheimniß bleibt, und sie sich als schuldloses Weib selbst achten und lieben wird. Dagegen sagt ihr ein geheimer Zuruf ihrer Weiblichkeit, daß sie ohnmächtig und sich entehrend — ganz in die Gewalt des Mannes sinkt, wenn jene Schutzwehr ihrer Tugend durch den Rausch niedergerissen ist, und nun alle Leidenschaften sich frey, oder vielmehr frech in ihr regen dürfen. Besonnenheit kann allein das Weib vor der Sinnlichkeit des Mannes schützen, und wenn jene durch den Rausch verloren geht; so kann es wohl für die weibliche Tugend keinen gefährlichern Feind, als die Berauschung, geben; so wie die Selbstgewalt des Weibes über sich und den Mann allein durch die Schamhaftigkeit gegründet und behauptet wird.

Uebrigens bringt der Rausch in dem weiblichen Gemüthe eben die Wirkungen, wie im Mannne, hervor, und dieß könnte schon die Satyren, welche die Weiber nicht zum Menschengeschlechte rechnen wollten, — sattsam widerlegen! Vornehmlich aber bemerkt man bey berauschten Frauenzimmern nur zweyerley Effecte des Weins: — sie werden entweder im hohen

Grade zänkisch und empfindlich, oder im hohen Grade jovial, und in dieser Stimmung — zärtlich und verliebt. Man hat auch aus diesem Umstande die größere Sinnlichkeit des andern Geschlechts in der Liebe beweisen wollen, indem es in dem Zustande des Rausches aus seiner gewöhnlichen Verstellung heraustrete, und sich nun ganz so zeige, wie es ist. Allein dieß beweiset grade gar nichts. Einmahl, — weil die Männer, welche durch den Rausch verliebt werden, in dieser Stimmung viel größere Thorheiten und Ausschweifungen, als berauschte Weiber, zu begehen pflegen, so daß durch den Rausch die größere Sinnlichkeit des Mannes nur noch mehr documentirt wird; zweytens, weil die wirklich seltenen Beyspiele der den Trunk liebenden Weiber uns nicht als allgemeine Grundzüge des weiblichen Charakters vorgehalten werden können. — Die Bacchantinnen bey den Festen der Griechen und Römer waren denn doch auch nichts anderes, als niedrige und gemeine Dirnen oder sittenlose Weiber aus der großen Welt, deren Ausschweifungen durchaus nichts für die größere Sinnlichkeit des Geschlechts beweisen,

weisen, so wenig als jede andere unter diesem Geschlechte herrschende unlautere Volkssitte dem Charakter der Weiblichkeit selbst zur Schuld gerechnet werden kann.

Indeß ist es schon ältern Schriftstellern nicht wenig aufgefallen, daß grade das weibliche Geschlecht — wider seinen Naturcharakter, der die Berauschung nicht liebt, und nicht einmahl tragen kann, so leidenschaftlichen Antheil an den Festen des Traubengottes nahm, und dabey gleichsam die ersten und lautesten Rollen spielte. Aber siehet man auf das heiße Clima der Länder, worin die Bacchanalien gefeyert wurden, und wiederum auf die niedere und ungebildete Volksclasse, welche diese Greuelfeste begieng; bedenkt man ferner, daß manches Weib aus bloßer Neugierde, das Geheimnißvolle jener Mysterien kennen zu lernen, oder aus Gefälligkeit, ihre Liebhaber dahin zu begleiten, — oder aus Eifersucht, sie dort zu beobachten, sich zu den Festen hinreißen ließ: so wird man in dieser Erscheinung nichts Befremdendes finden. Anfangs wurden diese Feste, die damahls mehr dem Gotte des Frohsinns, als den Berauschungen

gewidmet waren, — nur in weiblichen Zirkeln, fern von allem Zutritte der Männer, begangen; nur drey Tage im Jahre waren zur Einweihung in die bacchantischen Mysterien bestimmt, und die feyerliche Ceremonie geschahe am hellen Tage. Es waren gleichsam nur glänzende — Caffeevisiten, die man durch allerley Gebräuche glänzender und permanenter zu machen suchte. Die römischen Matronen wählten hierzu gewisse Priesterinnen unter sich, — und man pflegte in diesen Clubbs wol nur mit der — Zunge zu sündigen, da die Männer daraus verbannt waren.

Endlich aber mochten die römischen Damen sich ein wenig bey diesen — männerlosen Festen langeweilen; das Ding war und blieb ihnen zu einseitig, — der Ton der geselligen Freude zu nüchtern und schal; man konnte doch nicht immer medisiren, — und immer über Nichts lachen. Die weibliche Phantasie, welche den Mann so gern im Zustande des Frohsinns sucht, um ihn mit sich aufzuheitern, und mit sich zu electrisiren, gab diesen Götter-gelagen durch die Paculla Minia eine neue

reitzendere, aber auch sittenlosere Form. Um die Männer zu introduciren, wählte diese Paculla zur Begehung der Mysterien — die Nacht, und ihre eigenen Söhne wurden zuerst darin aufgenommen. Nun ging alles durch das Hinzukommen der Männer einen andern Gang, — und die bacchantischen Feste verwandelten sich in die allerliederlichsten und ausgelassensten Zeitvertreibe, die je — Wein und Liebe erfinden konnten *). Paculla vermehrte die Festtage des heiligen Bacchus, so daß nun monatlich fünf gefeiert wurden. Die allerentsetzlichsten Dinge waren hier nicht nur erlaubt, sondern sogar mit barbarischer Strenge geboten. Wer nicht ganz in diesen Ton der verwildertesten Thierheit mit einstimmen wollte, — wer nicht der gesunkensten Unnatur seine Opfer brachte, — und gleichsam etwas weniger — Vieh, als die andern, zu seyn schien, wurde wie der verächt-

*) nihil ibi facinoris nihil fragitii praetermissum — plura virorum inter sese quam foeminarum esse stupra. Aus dem — Glaubensbekenntniß — der Hispala beym Livius. Lib. 39. C. 13.

lichste Verräther und Entheiliger der göttlichen Geheimnisse behandelt. Man ließ diese Unglücklichen durch Hülfe einer Maschine in verborgene Höhlen verschwinden, — und sprengte dann aus, daß sie von den Göttern der Erde entrissen wären *).

*) Raptos a Diis homines dici, quos machinae illigatos ex conspectu in abditos specus abripiant, eos esse, qui aut conjurare aut sociari facinoribus aut stuprum pati noluerint. l. c. Die weisen Veranstaltungen des römischen Senats, zur Abschaffung dieser — unheiligen Mysterien, findet man in den folgenden Capiteln des Livius.

V.

Sinnliche Natur des Mannes,

in so fern sie aus dem Uebermaße seiner Geschlechtsliebe und Lebensgenusses als Folge hervorgeht.

Endlich zeigt sich die sinnliche Natur des Mannes in den Folgen, welche gewöhnlich aus dem Uebermaße seiner physischen Liebe und seiner übrigen Genüsse hervorzugehen pflegen, — mithin in jener Verweichlichung seiner Lebensweise, in seiner Neigung zur Gemächlichkeit und Unthätigkeit, und in jener Verzärtelung seines ganzen Ge-

fühlvermögens, seiner Kraft und seines Willens, die immer das Kennzeichen sinnlicher und verdorbener Zeiten war.

Durch den immer wiederholten Angriff einer unersättlichen Sinnlichkeit auf die thierische Constitution des Mannes, durch die Flamme seiner Gelüste, durch die ohne Schonung versuchten und mit leidenschaftlicher Rastlosigkeit bewirkten Ueberspannungen seiner Kraft wird diese endlich selbst hingerichtet, und sinkt nach und nach in eine Lethargie und Erschlaffung, worin man die vorige Riesenstärke und Riesengesundheit des Mannes nicht mehr bemerkt. Die lebendigsten und kraftvollsten Jünglinge sanken aus der höchsten Fülle ihres Lebens in diesen Todesschlaf ihrer vernichteten Natur hinab, — und die Gewohnheit, — schwach zu seyn, verdarb endlich in ihnen die schönsten Tendenzen des Geistes und Willens, bis sie nichts mehr, als die armseligen Angelegenheiten ihrer Lust sehen konnten, und sehen wollten. Der Mann war in ihrem Innern wie vernichtet, — und bis zum kleinsten Lebensfunken aufgelöst. Nur noch aus schwachen Erinnerun-

gen wußte er es, was er einst war, und wie viel er seiner — Selbstkraft verdankte; wie er damahls körperliche Lasten mit einer ihm jetzt unbegreiflichen Leichtigkeit trug; wie seine Kraft über Schmerzen siegte, die ihm jetzt unerträglich werden; wie er, ohne zu ermüden, lange Reisen machen konnte; wie der Schlaf ihn jedesmahl mit neuer Gigantenstärke ausrüstete, — und ihn auf einem harten Lager überraschen durfte, anstatt, daß er ihn nun in einer weichlichen Stille und in einer weichlichen Ruhestelle suchen muß; wie er geringer körperlicher Anfälle gar nicht achtete, die ihn jetzt tagelang jämmerlich niederwerfen, und die letzten Funken seines Lebens verzehren; wie er durch seinen Frohsinn und sein erhöhetes Gesundheitsgefühl jeden trüben Gedanken fortschnellte, und ein wirkliches Unglück mit Heldenmuth trug, anstatt, daß nun sein ermatteter Geist von fürchterlichen Phantasien niedergedrückt wird, und das kleinste Uebel seine Verzweiflung weckt; wie er sonst in ewiger Thätigkeit sein Himmelreich fand, und nun in einer ihm aufgedrungenen, aber zum Bedürfniß gewordenen, Ermattung und seelenlosen Unthätigkeit

dahinwelken muß. Nur noch das thierische Einschlürfen eines süßlichen raffinirten Lebens ist ihm geblieben; — aber eben darum ist er nun auch ganz in den sinnlichen Zustand der Kindheit zurückgesunken, — ohne Hoffnung, je wieder zur originellen Kraft des Mannes aufzustehen.

Der Weichling dieser Art ist daher ein verächtlicher, aber zu gleicher Zeit bedauernswürdiger Charakter. — Vorwärts kann er wegen seiner gelähmten Kraft nicht weiter kommen, er sieht also einer höchst traurigen Zukunft entgegen, weil er sich in derselben nur immer tiefer sinken sieht, — wenigstens von nun an zu einer ewigen Ruhe und zu einer Gemächlichkeit verdammt fühlt, die ihm selbst wieder lästig wird. Denn er muß stets darauf Acht haben, daß ihm diese Ruhe und Gemächlichkeit ja bleibe, wenn er nicht in seinem Innern und Aeußern angegriffen seyn will; ohne harte Strafe kann er aus diesem Gleise nicht herausweichen, und er fühlt es gewiß oft mit schwerer Herzbeklemmung, — auch wol Selbstverachtung, daß er nun nichts mehr, als der Sclave einer

kindischen Verweichlichung seiner Natur ist. Er muß für jeden Genuß schwer büßen, sobald er die Schnur ein wenig überspringt; er muß Zeiten, Umstände und Gelegenheiten ängstlich berechnen, ehe er sich dem doch nur erkünstelten Frohsinne auf einige Minuten überlassen darf. Die Welt ist mit allen ihren Herrlichkeiten seine ärgste Feindin, weil sie den Ohnmächtigen augenblicklich lockt, ohne ihn zu befriedigen, und zu beruhigen. — Er kann ihr nicht ausweichen, weil er in ihr wohnt, er verkriecht sich vielleicht in die Einsamkeit; aber die Bilder jener lebendigen Welt und ein zerstöhrter Körper folgen ihm nach, — er sucht Ruhe, und findet sie nirgends, weil er sie nicht in sich selbst, nicht in seiner Kraft finden kann. —

Aber die Anzahl derjenigen Weichlinge, — deren Seele, bey einem noch nicht zerstöhrten Körper, die Wollüste des Lebensgenusses und der Lebensgemächlichkeit suchet, ist gewiß nicht geringer, — und dieß sind die eigentlichen Schmarotzerpflanzen der menschlichen Gesellschaft. Ihr Daseyn ist ein permanentes sinnliches Ge-

nießen, ohne daß sie sich in ihrer thierischen Ruhe hierbey stöhren lassen. Einige dieser Thiermenschen lieben das gesellige Leben, weil es ihnen Gelegenheiten zu weichlichen und wollüstigen Stunden giebt, der fröhliche Zirkel gleichsam ihre Genuß = und Verdauungskräfte befördert, und sie dort vielleicht neue Recepte für Küche und Keller kennen lernen. Es sind gewöhnlich joviale Tischgenossen, weil sie die Aussicht auf jede neue Schüssel begeistert, und der Ueberfluß an Speise und Getränk ihnen die heitere Verlängerung des Tages verkündet. Ihre verweichlichte Seele ist ganz bey dem Mahle gegenwärtig, und abstrahirt gern von allen Dingen, die einige Anstrengung des Nachdenkens erfordern könnten. Dieß ist der ächte Epicurer an der Tafel, — der ganz seiner leckern Sinnlichkeit lebende Schwelger, den nur die höchste Noth von dem wohlbesetzten Mahle abrufen kann, und der in diesen bestialischen Momenten für alles Schöne und Große stumpf ist, wenn es keinen Bezug auf die Genüsse der Tafel hat. Sucht diesen eleganten oder nicht = eleganten Fresser ja nicht durch geistreiche Gespräche zu

unterhalten, oder durch ernste Ansichten ernster Gegenstände aufzuwecken; — er hört euch nicht, er kann euch nicht hören, er wird in seinem Innern eure gelehrte Geschwätzigkeit verdammen, oder euch für Thoren halten, daß ihr so — müßig die Stunden des Genusses verplaudert; er wird vielleicht nicht einmahl eure Fragen beantworten, — wozu, wie er glaubt, nach der Tafel immer noch Zeit genug übrig ist, — er ist an wichtigere Geschäfte gebunden, als daß er sich jetzt zerstreuen lassen dürfte, — einen neuen Sinn müßte er erst dazu erhalten, denn die übrigen fünf genießen, und sollen genießen. — Doch ganz stumm ist er auch nicht immer, damit sich doch der Mensch noch vom Thiere ein wenig unterscheide. Es entschlüpfen seinem Munde süße Lobreden des Weins und der Kochkunst; — er schmeichelt dem liberalen Wirthe, — der schönen, geschmackvollen Wirthin, damit man seiner in der Zukunft wieder gedenke, — er versichert, in langer Zeit keinen solchen Götterabend genossen zu haben, — er bejauchzt im eigentlichen Verstande seine Sättigung, er möchte so ewig genießen, — er hat einen er-

habenen Begriff von zwey kleinen Wörtern, — die herrlichsten in seinem Wörterbuche: kauen und verdauen sind die höchsten Principien seiner Philosophie, und diese ist, seiner Meinung nach, die richtigste, weil alles Leben und alles Denken auf das Kauen und Verdauen gegründet sey.

Andere Weichlinge, — die noch verächtlichern, — leben ihren Wollüsten der Tafel in solitärer Eingezogenheit; sie mögen die geselligen Tischzirkel nicht; sie betrinken sich, wie man sagt, auf ihre eigene Hand, und verzehren die Leckereyen des Mundes, ohne einen Freund oder Bekannten daran Theil nehmen zu lassen. Ich habe sie die noch verächtlichern genannt, weil der Mitgenießende doch auch die Reitze der Geselligkeit achtet, und darum beym Mahle auf eine humane Art sein Wohlgefallen an dem Frohsinne Anderer documentirt; der Alleingenießende hingegen wirklich inhuman den Mitgenießenden von sich entfernt, als ob er ihm die frohe Stunde nicht gönne. Jener will sich nicht einmahl [aus Weichlichkeit und Bequemlichkeit] nach Andern geniren, — nicht eine Stunde

früher oder später zur Tafel gehen, — und nur daheim in stummer und mit sich selbst beschäftigter Lust genießen. Solche Elende sind dann auch meisten Theils für das gesellige Leben ganz verloren. Sie fliehen nach und nach die Menschen, weil sie in andern Häusern nicht die sybaritische Bequemlichkeit, wie in den ihrigen, finden, und weil sie hier nicht der Aufmerksamkeit Anderer bloßgestellt sind. Der gesellige Tischgenoß wird in gemischten Zirkeln doch immer noch die Gesetze des Anstandes beobachten, weil er hier der Critik mäßigerer Gäste ausgesetzt ist, — vornehmlich, wenn Frauenzimmer gegenwärtig sind; — der solitäre Schwelger hingegen ist sich daheim selbst überlassen, und wird zuletzt immer bis zu Ueberladungen fortschreiten, um den Grad der Behaglichkeit physisch in sich hervorzubringen, den der Gesellige schon durch muntere Gespräche, bey einem geringern Maße des Genusses, wecken kann.

Die Leckerey des Gourmands kann endlich eine Uebung und Feinheit in Beurtheilung des Genusses erreichen, wovon man die sonderbarsten

Beyspiele kennt *). Man wird sich gewisser Männer erinnern, die auf's allergenaueste die Ingredienzen zu dieser und jener Schüssel anzugeben wußten, und das Alter und die Originalität einer Weinart mit bestimmtester Markscheidekunst beurtheilen konnten. — Männer, die sich auf das vollkommenste zur schulgerechten Koch- und Weinkennerkunst qualificirten, ob sie gleich nicht gemeine Gelehrte waren. Ich habe einen vornehmen Officier gekannt, welcher die componirtesten Saucen bey seinen Gastmahlen selbst verfertigte, — und einen vornehmen Geistlichen, welcher öffentlich behauptete, daß er das Fleisch gekochter und gebratener Hühner, welche mit Gersten gefuttert worden, genau von den mit Weitzen genährten Hühnern unterschei-

*) Ein bekannter in der — Critik des animalischen Geschmacks wohlgeübter Gourmand, der Graf Gotter, unterschied an der Tafel Friedrichs des Großen mit treffender Genauigkeit vier Arten von Fasanen, die man ihm aus vier verschiedenen Ländern zur Probe seiner — Talente vorgesetzt hatte.

den könne. Die Zunge kann durch Uebung nach und nach eben das feine Touchement annehmen, welches die zarten Finger einer Meisterin auf dem Clavier erlernen, — und jene ist ein noch feinerer — Kunstrichter, weil ihr die subtilen Geruchsnerven des Weichlings offenbar zu Hülfe kommen *). Es giebt noch andere

*) Ich wage es nicht, zu behaupten, daß die dem andern Geschlecht so oft vorgeworfene Leckerey und Naschlust der Grund von den Debauchen der Tafel gewesen ist; aber dieß ist wol sicherer, daß die größere Eßlust der Männer zuerst die verschwenderischen Mahlzeiten sammt dem ganzen Gefolge einer raffinirten Kochkunst in Schwung gebracht hat. Die geringere Sinnlichkeit der Weiber spricht sie auch im Allgemeinen von dem Vorwurfe der Völlerey frey, — so wie jene geringere Sinnlichkeit sie schon vor der Berauschung sicherte. Der zartere weibliche Körper verträgt die Ueberladungen nicht, und es ist in der That erstaunlich, mit wie wenig Speise und Trank sich tausend Frauenzimmer behelfen können, — so lange sie nicht — zwey Leben unterhalten müssen. Da, wo sie wirklich den Debauchen der Tafel ergeben sind, — hat eine lockere und weiche Sitte der Erziehung nicht vorgebauet, oder sie sind auch

Männer, welche die Schüsseln nach dem steigenden Reitze des Piquanten zu rangiren wissen, und es auch genau sagen können, wie weit die Kochkunst zur Vollendung der vollkommensten und leckersten Schmackhaftigkeit steigen könne und müsse.

Die weichliche Natur des sinnlichen Mannes zeigt sich aber noch durch folgende Symptome.

— a) Durch einen überwiegenden Hang

---

hier, wie überall, von den Männern verführt worden. Die Mäßigkeit ist die natürlichste Tugend des Weibes, — ja, man könnte sagen: sie ist die Weiblichkeit selbst, die, ohne Verletzung ihrer Ehre, nie aus ihrem bescheidenen Geleise treten kann. Ein Esser und ein Trinker kann das Lachen über sich erregen; aber eine Esserin und Trinkerin ist in unsern Augen nicht belachenswerth, sondern verachtungswürdig, sobald sie die Ueberladung zur Gewohnheit werden läßt; denn wir empfinden es hier mit innerm Verdrusse, daß die Weiblichkeit im Weibe wirklich — wäre es auch nur auf einige Augenblicke, — untergeht, dahingegen der Mann, ohne Verletzung seiner Pflicht und seiner Kraft, im rauschenden Lebensgenusse noch Mann bleiben kann.

Hang zur Trägheit, — durch eine sichtbare Abhorrescenz von Geschäften, die auf seine Sinnlichkeit keinen Bezug haben, durch jenen kriechenden Müßiggang, worin sich sogar im Allgemeinen der Naturmensch so behaglich fühlt. In denjenigen Erdstrichen, worin die Natur gleichsam ihren Ueberfluß der Lebensmittel verschwendet, wo ihre Reichthümer den Menschen zuströmen, oder die Bedürfnisse der Einwohner unendlich klein sind, wo also die Kraft und der Kunstfleiß des Mannes nicht geweckt, nicht unterhalten wird, — da ist er weiter nichts, als ein träger Thiermensch, der sich in dem schlaffen Genusse der Gegenwart verliert, und die Zukunft weiter sorgen läßt. Tage und Monate lang liegt er schlummernd oder trinkend in seiner Hütte, — während sein Weib schon einen viel höhern Grad von Thätigkeit in der Führung ihres Haushalts und Wartung ihrer Kinder zeigen muß, und selbst durch die Bedienung des trägen Hausmonarchen in Bewegung erhalten wird. Selbst in Corsica wird noch bis auf den heutigen Tag der Sohn von der Mutter bedient, und in tausend Haus-

haltungen der gebildetsten Nationen ist grade der Hausvater das unthätigste Mitglied seines Familienzirkels. Der Mensch ist von Natur ein Müßiggänger, bis ihn mächtige Triebfedern zur Arbeitsamkeit spornen, — bis er ohne Arbeit nicht mehr leben kann, und bis die Thätigkeit seines Geistes und seiner Kraft überhaupt durch sein Ehrgefühl lebendig gemacht wird *), oder die Veredlung seines Geistes und Herzens ihn zu einer höher Vielthätigkeit seiner Natur führt.

Aber auch bey höhern Ausbildungen giebt es Männer genug, die allein jenem süßlichen Nichtsthun leben, und sich darin glücklich fühlen. Das Leben hat für sie fast keine andere Reitze, als in so fern sie Ruhe und Gemächlichkeit darin finden. Nichts darf ihnen Anstrengung

*) „Je weniger die Menschen denken, desto unfähiger sind sie auch, die schlechteste Fertigkeit und die geringste Einsicht ohne eine lange Uebung zu erwerben, desto schwerer wird es ihnen, eine gewohnte Bahn zu verlassen und ihre Seele mit neuen Vorstellungen oder ihren Leib mit neuen Arbeiten zu befreunden, desto unfähiger sind sie zu Geschäften, welche Ueberlegung oder Zusammendenkung verschiedener Begriffe erfordern." Iselin über die Geschichte der Menschheit, 1ster Bd. 1779. S. 301.

verursachen, — und die Freude selbst muß ihnen wie ungerufen kommen, wenn sie ihrem weichlichen Sinne behagen soll. Sie lächeln über diejenigen, welche ihr ganzes Daseyn unter sich selbst aufgebürdeten Lasten fortschleppen, und sich von den Menschen wie Kreisel umhertreiben lassen, — und dennoch am Ende mit Undank belohnt werden. Sie vermeiden sogar die unruhigen Köpfe, welche von einem Plan der Thätigkeit zum andern fortgerissen werden, als unwillkommne Irrsterne, die nur die ruhige Bahn des Erdbewohners auf eine lästige Art durchkreuzen, oder ihn wenigstens doch an die Pflicht der Bewegbarkeit erinnern. Sie meinen, das Leben sey doch nur eine — Spanne der Zeit, in welcher sich nicht viel Großes thun lasse, und eben wegen seiner Kürze — dem Frohsinne gehöre. Sie können es nicht begreifen, wie die Ruhmsucht so viele Thätigkeit wecken, so viele Köpfe verrücken könne, da für sie doch am Grabe alle Unsterblichkeit aufhöre, und die Zeit die glänzendsten Namen verschlinge. Die Zukunft erscheint ihrer Phantasie als ein lieb-liches fruchtreiches Paradies des Genusses, und

so bereiten sie sich dasselbe vor, weil sie von alle dem, was Kampf und Entbehrung heißt, nichts wissen wollen. Die Wollust — ist in ihren Augen das höchste Ziel der Natur, weil sie den Menschen in dem Momente des Genusses belohne, dahingegen alle übrigen Ziele des Menschen, Ehre, Kenntniß, Vermögen u. s. w., nur mühsam erkämpft werden müßten, und ihre Besitzer fast immer unglücklich machten. — Der Frohsinnige, der sein Leben genieße, und dadurch sein Leben gleichsam verlängere, verdiene sich selbst ein besseres Loos, als der, welcher es durch eine egoistische Thätigkeit verkürze, und sich Andern, — für einige Reverenze mehr, — aufopfere und zur Sclaverey hingebe. Die Menschen verdienen, nach dieser Philosophie, solche Opfer nicht; — je mehr man sich für sie tummele, je mehr Lasten legten sie uns auf, — und das „im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" habe die Gottheit nimmermehr dem an sich schon so geplagten Erdensohne vordictiren können *).

*) Daß ganze Nationen, — wenigstens ganze Städte, in diesen süßlichen Schlummer aller Thätigkeit und

So schlaff und weichlich das Nervensystem dieser Wollüstlinge ist, so schlaff und weichlich und aufgelöst ist auch ihr Inneres und Geistiges beschaffen. So wie jenes bey der leichtesten An-

---

alles Kraftgefühls hinabsinken können, ist aus der Weltgeschichte sattsam bekannt. Die Sinnlichkeit ist immer mit einer pestartigen Ansteckung verbunden, und findet leichter, als alles andere Gebrechliche der Natur, — einen empfänglichen Boden. Rom sank durch die Verweichlichung und Erschlaffung seiner Regenten und seines Volks, bis es nicht tiefer fallen konnte, — und die Anekdoten aus Sybaris über den weibischen Sinn seiner Bewohner wären erstaunlich, wenn ihre Wahrheit historisch verbürgt werden könnte. Die Sybariten, heißt es, luden ihre Gäste ein Jahr vor den Schwelgermahlen ein, um sie desto üppiger zu bewirthen. Ihre Leckerspeise waren die — Aale, — und ein jeder, der ihnen diese Lieblinge einfing, war von allen Abgaben frey. Kein lärmendes Handwerk durfte in ihrer Stadt hausen, kein Hahnengeschrey gehört werden, damit ja keiner dieser Weichlinge in seinem Schlafe gestört würde. Alle Hähne waren daher aus diesem Staate verbannt. Einer seiner Mitbürger, Smyndirides, war von einer so verweichlichten Natur, — daß er einst folgende Klage anhub: er habe eine schlaf-

strengung ermüdet, so sinkt auch dieses in seine natürliche Ohnmacht zurück, sobald es sich erheben und als etwas wirklich Selbstständiges zeigen soll. Schon jede Erschütterung des Gemüths ist ihm zuwider, weil es dadurch in seiner Ruhe und seinem Gedankenmüßiggange ge-

---

lose Nacht durchwachen müssen, weil sich einige Rosenblätter unter seinen Hüften zusammengefaltet hätten (*). Wahrscheinlich sind alle diese Erzählungen nur historische Hyperbeln, wodurch man ein weichliches Volk, — ein Volk, das aber doch sehr ernstliche Kriege führte, — lächerlich machen wollte. Man glaubte schon damahls sehr unrichtig, wie jetzt, — daß man durch ein paar Anekdoten und Anekdötchen den Charakter eines ganzen Volks zeichnen könne, — und hierdurch das Gemälde selbst so ziemlich abgeschlossen werde. — Aber den Charakter einer ganzen Nation lebendig und aus sich selbst darzustellen, — aus sich selbst zu erklären, und das Allgemeine in eine wahrhaft richtige Individualität psychologisch aufzulösen, ist nicht das Werk eines Anekdotensammlers, weil dieß Sammlen fast ohne alles Denken, und doch zur Ergötzlichkeit des so leicht ergötzlichen Publicums getrieben werden kann.

(*) Moreri Dictionaire, Art. Sybaris.

stört wird, und sich nicht gern aus dem Gleise der alltäglichen Weichlichkeit verlieren mag. Menschen dieser Art fürchten gleichsam jeden kräftigen Gedanken, — wie einen Feind, den sie nicht bekämpfen können; sie biegen ernsten Gesprächen aus, weil ihre Ohnmacht sie nicht fassen kann, oder fassen will; sie lesen kein Nachdenken erforderndes Buch, weil sich ihr Geist nur mühsam durchwinden müßte, ohne das Ende zu erreichen; sie bringen das Gespräch immer wieder auf leichtere Gegenstände, — das Fade und Seelenlose ist ihr Element, — oder doch nur der Schein des Denkens, der sie wie ein Fluch der Vernunft brandmarkt, und ihnen überall — Steckbriefe nachsendet.

Da die Einbildungskraft das letzte Vermögen der Seele ist, was in ihr verlischt, und sogar noch durch den ermatteten Körper eine Art von Reitzkraft annimmt; so hängen diese Weichlinge immer noch an den Bildern der Wollust, — wenn diese ihnen auch bereits schon ungetreu zu werden anfängt. Daher die ekelhafte Neigung dieser Menschen zu unsaubern Ausdrücken und derben Equivoquen,

von denen sie kaum mehr abstrahiren können, weil ihr Geist dem Bilderdienste einer unreinen Phantasie unterliegt; — daher ihre bestialische Gier nach unsittlichen und schlüpfrigen Büchern und Gedichten, die selbst dem welkenden Gedächtnisse noch eingeprägt werden; — daher ihre muthwillige Ergötzung an unreinen Gemälden, worin nicht die Kunst, sondern nur das — Fleisch bewundert wird; daher ihr ganzes nur auf sinnliche Phantasien berechnetes Daseyn, wie wir es so oft in der großen müßigen Welt im tiefsten Erniedrigungsstande der halbreifen Menschheit erblicken; — daher die seichten, gedankenscheuen, aber wollüstigen, Romane unseres Zeitalters ohne Zahl, — worin die geheimsten Handlungen der physischen Liebe mit einer widerlichen Nacktheit aufgedeckt, — oder mit einer widerlichen Verschleierung nur noch deutlicher hingestellt werden. Man wird keinen wirklich denkenden Kopf je überreden können, daß die Fertigung solcher Gemälde wirklich eine ganz besondere originelle Kraft des Genies und des Denkens erfordere, und daß gleichsam erst ein göttlicher Hauch hinzukommen müsse, um das

Geistige im Menschen zum Ausmalen einer Schäfernacht zu beleben. Das Sinnliche läßt sich leicht zeichnen, weil es von dem Sinnlichen so leicht verstanden wird, und sich in seiner Ohnmacht selbst gefällt. — Kein wahrhaft kraftvolles Genie hat in seiner geistigen Reife nur Sinnlichkeiten und Nuditäten malen können, weil dieß unter seiner Würde liegt, und die unendliche Kunst, welche in dem Baue der schönen Formen herrscht, — in keinem Buchstabenleben jemals ausgedrückt worden ist. Weichlichkeit und orientalischer Wollustsinn hat die Nacktheiten in Prosa und Poesie hervorgebracht, — nicht der reinere Geist des Menschen, der von der singenden und dichtenden Kraftlosigkeit nichts weiß, — sondern nur seine Allmacht in Auffassung des wahrhaft Edlen und Schönen fühlt und darstellt.

b) Durch eine oft bis in das Kindische ausartende körperliche Empfindlichkeit und Schmerzensscheu. Diese Empfindlichkeit, welche auf die Stimmungen des Geistes die erstaunlichsten Einflüsse hat, kann durch einen sehr zarten Körperbau, durch an-

greifende Krankheiten, aber auch vornehmlich durch Verzärtelungen und Verwöhnungen aller Art hervorgebracht werden, und davon ist eigentlich hier die Rede. Dieser Zustand besteht in einer Entnervung innerer Kraft, — die nichts Unangenehmes und Drückendes aushalten kann, weil sie sich zu sehr an das bloß süßliche und wollüstige Lebensgefühl gewöhnte, und, weil sie von diesem allein beherrscht wird, schon vor dem kleinsten Schmerze zurückbebt. Es ist eine Art verunglückter Sentimentalität, die sie mit sich und Andern treibt, indem sie den Schmerz für das größte aller Uebel hält, und bey dem Schmerze Anderer oft lebendiger, als sich selbst, zu empfinden scheint. Menschen dieser Art sind gemeiniglich die ängstlichsten und vorsichtigsten Wächter ihres Körpers, dessen Bedürfnisse und mögliche Beschädigungen sie mit einer wahrhaft peinlichen Aufmerksamkeit studirt haben. Wir sehen sie oft so unendlich bedächtig hierbey handeln, als ob sie jedem ihrer tausendfältigen Gefühle ein eigenes Polster unterlegen müßten. Aus Schmerzensscheu bilden sie sich

Kränklichkeiten ein, die sie nicht haben*), und beunruhigen Andere mit diesen Einbildungen, — weil sie zu gleicher Zeit Achtung für diese Lächerlichkeiten fordern. Sie wiegen sich Speise und Getränke mit wahrer diätetischer Uebertreibung zu; sie wählen darunter nur immer das Weiche und Weichliche, das leicht Verdauliche und Schlafbefördernde. Die Aerzte sind diesen empfindlichen Weichlingen unentbehrlich geworden, — die Kranken sehen in ihnen die wunderthätigen Verlängerer ihres Lebens, ob sie gleich grade durch den Gebrauch der Medicin nur noch weichlicher und noch empfindlicher werden müssen.

Aus physischer Verzärtelung und Schmerzensscheu vermeiden diese Männer endlich oft sogar den Gebrauch der reinen Himmelsluft, — und träumen bey jeder Gelegenheit von tödtlichen

---

*) Der Malade imaginaire ist gemeiniglich ein verweichlichter, der Sinnlichkeit sehr ergebener Mensch, der sich Schmerzen erdichtet, um in diesem Contraste sich ein neues Recht zu epicurischen Stunden zu erwerben.

Verkältungen. Sie sind so empfindlich gegen Witterung und Clima, daß man sie lebendige Barometer nennen könnte; sie haben gemeiniglich die Veränderungen der Atmosphäre mit einem Wahrsagergeiste studirt, und klagen täglich über die Verwirrung der Jahrszeiten, die in ihrer Jugend nicht so gewesen sey. Sie gehen daher fast immer in einer Festung weicher Kleider umher; sie beben schon vor dem gräßlichen Worte der Zugluft, und entsagen lieber den fröhlichsten Zirkeln, wenn sie dort nicht in eine durchaus stillstehende Atmosphäre eingeschlossen werden können. In ihren Häusern ist alles weich ausgepolstert, geglättet und weichlich geformt. Sie hassen das Scharfe und Eckige an Möbeln, Gefäßen und Hausgeräthen; — alles muß sich weich berühren und weich anschauen lassen; alles ist auf den subtilen, schlaffen, zum Widerstande unfähigen Körper berechnet. Kaum vertragen diese Unglücklichen noch das wohlthätige und belebende Sonnenlicht; es darf nur gebrochen und bis zum Helldunkel gemildert in ihre Zimmer fallen. Kaum verträgt das ermattete Ohr noch die kräftige Fülle der männ-

lichen Stimme, da der Weichling sich so leicht an ein weibisches Leisereden gewöhnt, und durch die Stärke eines lebhaften Tons wirklich erschüttert wird; — kaum wagt das Gehirn, aus Furcht zu zerspringen, noch einen selbstgeschaffenen Gedanken, — der Weichling betet lieber das Gehörte mechanisch nach, denn das Denken gehört, nach seinem Gefühle, zu den mühsamsten Arbeiten.

Eben daher ist er fast immer ein ungenießbarer Gesellschafter. Seine Selbstverzärtelung macht ihn oberflächlich und fade, — er kann keinen Geist unterhalten, weil er selbst keinen besitzt; er fürchtet die Menschen von Genie und Kraft, weil er ihnen keine entgegensetzen kann, und geht aus weichlicher Liebe zur Sicherheit nur mit ähnlich schlaffen Menschen um. Was ist auch wol Großes und Erhabenes von einer Seele zu erwarten, die nur immer auf die sinnliche Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse denkt, und einem körperlichen Schmerz keine Kraft des Geistes entgegenstellen kann! Wie kann da Muth und Selbstständigkeit des Mannes seyn und wirken, — wo der Mann

vor einem Nadelstich bebt, und bey jedem Schritte erst seine Weichlichkeit befragen muß, ob er ihn thun soll oder nicht! — Wie könnten ihn Beyspiele muthiger und mühsamer Unternehmungen erquicken und zu gleichen Erhebungen eines mächtigen Lebens stimmen, da ihn schon der Gedanke an die kleinste Gefahr hierbey niederwirft, und ihn überhaupt nichts reizt und anzieht, was ihn nicht einwiegen kann!

Endlich c) durch einen überwiegenden Hang zum Luxus, zur weichlichen Verschwendung, zum glänzenden Aufwand und zu einer die Sinne schmeichelnden Eitelkeit. — Der Luxus ist, so wie alles in und an dem Menschen — sinnlicher und geistiger Natur; er bezieht sich also auf Gegenstände, welche theils seine Sinnlichkeit und Einbildungskraft, theils sein höheres [humanes] Gefühlsvermögen des Schönen und ästhetisch-Geschmackvollen betreffen, und eben darum, weil er sich an die ganze innere und äußere Natur des Menschen anschließt, eine unüberwindliche Allgewalt über uns ausübt. Die rohesten Nationen stehen schon unter dem mäch-

tigen Einflusse dieser Gottheit; — schon der Thiermensch äußert unverkennbare Spuren einer Neigung zum verschönerten Lebensgenuß, der unter gebildeten das Vorrecht, — in die unvernünftigsten Verschwendungen auszuarten, erhält. Je mehr die Sinnlichkeit angebauet, — und durch die Menge neuer Bedürfnisse vervielfältigt und gespannt wird, je mehr die Phantasie sich mit dem Frohsinne verbindet, und den Geist zu ihren Arbeiten benutzt; je mehr sich seine Gefühle verfeinern und gleichsam über das Universum ausbreiten, je mehr wird der Luxus steigen, und in jedem halbreifen Zustande des Gemüths herrschend werden. Eben so begreiflich ist es, daß er in dem Geschlechte, welches einen größern Wirkungskreis, als das andere hat, welches, als das stärkere, seinen Leidenschaften eigenwilliger nachhängen kann, und mehr in die Geschäfte der Welt hineinwirkt, — daß der Mann in der Regel dem Luxus ergebener als das Weib ist, und am schwersten davon geheilt wird.

Die höchste Evidenz dieser Behauptung würde man in ihrer ganzen Anschaulichkeit als-

dann wahrnehmen, wenn man allgemeine Vergleichungen zwischen den Ausgaben machen könnte, welche der männliche und weibliche Luxus kostet. Der Mann ist in allen Aeusserungen seiner Natur sinnlicher, als das Weib, — er hat unendlich mehrere Bedürfnisse, als sie, — er ist mehrern Versuchungen dazu ausgesetzt, — er ist also durch seine eigene Natur zu einem höhern Grade des Luxus geneigt. Die weibliche Eitelkeit ist gemeiniglich nur mit den Verschönerungen des weiblichen Körpers beschäftigt; dahin geht fast immer ihr ganzes Geschmacksvermögen, — und etwas weiter hinaus auf die Decorationen ihrer Zimmer. — Damit ist die Welt des weiblichen Luxus gemeiniglich beschlossen, und selten gehen ihre Ansprüche weiter, wenn ihnen nicht ein überflüssiger Reichthum zu Gebote steht. Aber der Mann ist bey seinem höhern Genußvermögen mit einem so engen Kreise verschönerter Bedürfnisse nicht zufrieden, und kann es nicht seyn. Die Welt bietet sich ihm von allen Seiten dar, — wenn das Weib eben diese Welt nur in einer gewissen Eingezogenheit und Entfernung genießen kann.

kann. Was kostet die Männer der schwelgerische Luxus der Tafeln *), wovon das Weib in der Regel so wenig genießt, — und wobey sie nicht selten nur lange Weile hat! wie viel verschwenden die Männer an kostbare Equipagen, Pferde, Bibliotheken, Gemäldesammlungen — und ihre Schäferstunden! Unter tausend Verschwendern

---

*) Unter zahllosen Beyspielen nur eins dieser Art. Chigi, der Finanzrath Julius des II., gab dessen Nachfolger, Leo X., ein Gastgebot, wobey der heilige Vater sammt dem ganzen heiligen Collegium und den auswärtigen Gesandten mit einer unerhörten Pracht und dem raffinirtesten Luxus bewirthet wurde. Die mehr als kaiserliche Schwelgerey wurde in einem Garten der Familie Chigi, der an der Tiber lag, gefeyert, — und in diese Tiber warf man alles hinein, was von den vielen Gängen der aufgetragenen Speisen übrig geblieben war, — sogar die silbernen Schüsseln, worin die Kochkunst ihre Herrlichkeiten aus allen Theilen der Erde auftrug. — — Den Beschluß dieser unsinnigen Verschwendung machte eine Reihe Schüsseln, die mit Papageyenzungen angefüllt waren, — und an diesen hatte die Kochkunst wiederum eine zehnfache Zubereitung verschwendet. Bayle Diction. Art. Chigi.

giebt es nur eine Verschwenderin, weil die Weiber von Natur nicht geneigt dazu sind, und ihr Hang zur Sparsamkeit sie sogar weniger, als den Mann, verweichlicht und verzärtelt. Ausgerottet wäre unser Geschlecht — auf ewig, wenn uns die Natur, bey einem gleich großen Hange zur Sinnlichkeit, den zarten Körper des Weibes gegeben hätte.

Auch ist die Lüsternheit so vieler Männer nach einem verschönerten Lebensgenusse wol nicht geringer, als die weibliche, und tausende haben sich dadurch in das tiefste Elend gestürzt. Es giebt eine gewisse Glanzliebe unter den Männern, die an wahren Unsinn gränzt, und nur durch die wirklich eintretende Armuth aufzuhören pflegt; — ein toller Kitzel zum Geldauswurf, der sich nicht mäßigen kann, wenn dem Verschwender auch alle Folgen seiner rasenden Ausstreuungen hell und klar vor den Augen schweben; — eine Verachtung des Geldes, indem es mit kindischem Muthwillen hingegeben, aufgeborgt und wieder hingegeben wird, bis der Bettler oder der Selbstmör-

der fertig ist. — Wir haben den Frauen in Absicht ihrer Prachtliebe gewiß nichts vorzuwerfen, da wir in tausend andern Dingen nicht nur unser, sondern auch ihr eigenes Habe zur Verzärtelung und Ueberladung unseres Lebensgenusses verzehren, und an so vielen Arten der Eitelkeit krank liegen, wenn das Weib nur von einer einzigen, — und von dieser einzigen wol gar nur, um uns zu gefallen, beherrscht wird.

Die sinnliche Neigung zu Verschwendungen aller Art, nicht allein des Geldes, sondern auch der Zeit und der Gesundheit, — ist vornehmlich ein Charakterzug der männlichen Jugend, und steigt in ihr nicht selten zu dem höchsten Grade des unsinnigsten Unsinnes. Die Gewalt dieser Verschwendungssucht, mit welcher sich so selten ein veredelter Geschmack und ein wirklicher Schönheitssinn verbindet, dagegen meisten Theils nur auf ein stürmisches Genießen und prunkendes Geldausstreuen hinausläuft, — hat ihren Grund zunächst in der Lebhaftigkeit der Leidenschaften

selbst, die in dem Jünglinge fast immer nur regellos und unersättlich erscheinen. Diese Lebhaftigkeit verlangt von Natur ewige Abwechselungen und Veränderungen des Genusses, des äussern Scheins, der Jovialität, der Vergnügungen überhaupt, und fühlt sich höchst unglücklich, wenn sie den bunten Wechsel ihrer Zerstreuungen nicht immer haben kann. Ja, sie erlaubt sich hierzu oft höchst kindische Bizarrerien, und belohnt königlich die Erfindungen eines verdorbenen Geschmacks, wenn nur das Geld ausgestreuet werden kann.

Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen und des Begehrens hält den jugendlichen Verschwender von allem Nachdenken über die Folgen seiner Handlungen ab; — dieß ist ein neuer Grund, warum die Verschwendung den Jünglingen so eigen und eben darum ihre Krankheit selbst gemeiniglich so unheilbar ist. Es giebt Verschwender, die gleichsam nicht eher rasten können, bis ihr gesammtes Vermögen dahin ist, bis ihnen kein Mensch mehr Credit geben will und kann, und ihr Leben zur klag-

lichsten Entnervung des Geistes und der physischen Kraft herabsank; — Menschen, die sorglos und frohen Muthes durch die Welt taumeln, so lange noch ein fremdes Stück Geld aufzuborgen ist; — Ungeheuer, die das Vermögen ihrer Gattinnen, ihrer Aeltern, ihrer Kinder, die das ihnen anvertrauete Gut der Witwen und Waisen mit dem ruhigsten Gewissen in thierischen Ausschweifungen vergeuden, und das Schicksal ihrer endlichen Armuth höchst ungerecht finden. Aber selbst die Noth, worein sie versinken, macht sie selten klüger und haushälterischer. Man gebe ihnen ihr Erbe, ihr Vermögen zurück, und sie werden da wieder anfangen, wo sie aufgehört hatten, — wie der Spieler in Kants Anthropologie dachte *).

---

*) Ein Mann in Hamburg, der ein ansehnliches Vermögen daselbst verspielt hatte, brachte nun seine Zeit mit Zusehen der Spielenden zu. — Ihn fragte ein anderer: wie ihm zu Muthe wäre, wenn er daran dächte, ein solches Vermögen einst besessen zu haben? — Der Erstere antwortete: wenn ich es noch einmahl besäße, so wüßte ich doch nicht, es auf angenehmere Art anzuwenden.

Der Mangel an Erfahrungen, — vornehmlich aber die Unbekanntschaft mit dem Werthe des Geldes und des Eigenthums, ist wieder ein Grund der Verschwendungslust junger Leute. Das Geld hat in ihren Augen keinen Werth, so lange sie es nicht selbst mit Mühe und Arbeit verdienen, und das Verschleuderte erst durch mancherley Anstrengungen gewonnen werden muß. Kein Mensch in der Welt faßt den Begriff deutlicher auf: „daß das Geld nicht Zweck, sondern nur Mittel ist," als der jugendliche Verschwender, und er betrachtet es um so viel mehr als die natürlichste Versuchung zum Vergnügen, weil dafür alles feil ist, und seiner jugendlichen Thätigkeit dadurch gleichsam neue Schwingen gegeben werden. Eben darum erscheint ihm nun der als der größte Thor, welcher das Gold ohne Gebrauch in seine Kasten verschließt, — und der Jüngling, welcher, statt Geld auszustreuen, solches haushälterisch sammelt, ist ihm daher gewöhnlich verhaßt. Es scheint also wirklich in der Verschwendungslust junger Leute etwas sehr Natürliches zu liegen, welches, als solches, nicht

nur Entschuldigung verdient, sondern sogar oft für das Kennzeichen eines bessern jugendlichen Charakters gehalten wird, — dagegen wir uns von einem jungen Manne, der schon frühzeitig Spuren des Geitzes äussert, nicht viel Gutes zu versprechen pflegen.

Das Gefühl jugendlicher Geistes- und Körperkraft, also auch die Ueberzeugung, daß man sich am Ende doch in der Welt forthelfen, und das Zerstreuete leicht wiedergewinnen, vermehrt die Verschwendungen des Jünglings in einem hohen Grade, — dahingegen das Alter aus dem Gefühl abnehmender Kräfte, mithin aus Vorsicht für die Zukunft, zu sparen anfängt. Man findet es auch fast allgemein, daß die gesundesten Körper sich am meisten zu Verschwendungen hinneigen, dagegen der schwächere Mann sich bald zurückzuziehen anfängt. Es giebt sogar ein gewisses jugendliches Losstürmen auf seine Gesundheit, um sich und andere zu überzeugen, daß man seiner Natur so viel, — und zwar so viel mehr, als Andere, bieten könne, einen Kampf mit

andern Körpern in Verschwendung des Genusses, als wenn es einen Triumph der Natur gölte, wenn sie sich, im Vertrauen auf ihre Kraft, und ohne augenblicklich bestraft zu werden, bisweilen aus ihren Grenzen verirren dürfe.

Da die Gegenwart dem Jünglinge alles, die Zukunft dagegen meisten Theils nichts ist; so lebt er verschwenderisch in jener, und spart nichts für diese, — weil sie ihm als ein unendlicher Raum vorkommt, worin er immer noch Zeit genug zur Besinnung haben werde. Die Sorgen scheinen ihm auch so ganz ausschließlich dem Alter anzugehören, daß er es sehr lächerlich finden würde, wenn man ihn schon dahin verweisen wollte. Für ihn muß schon gesorgt werden, es komme, woher es wolle, und er beruft sich hierbey auf ein ewiges Recht, daß das Alter die Jugend in Schutz nehmen und frey beköstigen müsse. Auch kennt er das Leben wirklich unter keiner andern Ansicht, als in so fern es in der Gegenwart genossen wird, und in der Zukunft als ein lachendes Bild der Hoffnung vor ihm steht.

Leben und genießen sind ihm völlig gleichbedeutende Wörter, — so wie, nach seiner Philosophie, der höchste Genuß allemahl das höchste Leben heißt.

Endlich ist die Eitelkeit der Jugend, als etwas von der Kindheit her Gebliebenes, ein sehr gewöhnlicher Grund der Verschwendungslust. Hier verbindet sie sich mit dem gewaltigen Geiste der Mode, und entschuldigt ihre Geldausstreuungen nur desto leichter, je weniger in dem Luxus des Geschmacks, in den Ausstellungen des Schönen und Bunten etwas Unmoralisches, — [sondern sogar etwas Humanes und Verfeinertes] zu liegen scheint. Diese Verschwender übertreffen alle Andere im Geldauswurf, weil die Eitelkeit auf unendlich viele Gegenstände hinzielt, und durch jede neue Erfindung neuer Formen und Gestalten, neuer Moden, neuer Schimmer und neuer Manieren, das Geld los zu werden, mächtig gereitzt wird, dahingegen der genußsuchende Verschwender nach seiner Sättigung oder nach zerstöhrter

Lebenskraft endlich zu verschwenden aufhören muß *).

Ueberhaupt aber lassen sich alle Verschwender in universale und partiale eintheilen. Die erstern sind diejenigen, welche überall und

---

*) Es giebt Verschwender, die sich gleichsam unglücklich fühlen, so lange sie noch Geld haben; — dagegen aber auch den darauf folgenden geldlosen Zustand lange Zeit ruhig ertragen und exemplarisch-mäßig leben können. Der Römer Apicius, welcher mit Seneca zu gleicher Zeit lebte, gehörte nicht zu dieser Classe, — denn, nachdem er ungeheure Summen an seine Tafel verschwendet hatte, und, nach Ueberrechnung seines restirenden Vermögens, die traurige Entdeckung machte, daß er ohngefähr nur noch 250000 Pfund (Livres) übrig behielt, nahm er aus Verdruß und Furcht, zu verhungern, — Gift. So erklärt Bayle diesen — erhabenen Tod. Mich dünkt, Apicius nahm sich deßhalb das Leben, weil er voraussahe, daß der Rest seines Vermögens nicht mehr zu dem ihm nothwendiggewordenen Steigern des Genusses hinreichen werde. Die Summe war ihm zu klein, um sich die Zukunft eben so jovial, als die Gegenwart, schaffen zu können, — also lieber Gift genommen. —

bey jeder Gelegenheit, Theils um zu prunken, Theils, um zu genießen, Geld ausstreuen, und gleichsam jede ihrer Handlungen durch eine Verachtung und Wegwerfung desselben bezeichnen. Man findet diese Classe der Verschwender vornehmlich unter den höhern Ständen, wenn ihnen und weil ihnen die Anschaffung des Geldes weniger mühsam ist, und ihre Leidenschaften gemeiniglich durch die Leichtigkeit des Geldbesitzes nur desto zügelloser werden. Oder man findet diese Universalverschwender, aus eben jenen Gründen, unter schnell und zufällig reich gewordenen Leuten, weil ihnen nun auf einmahl die Mittel zur Befriedigung aller ihrer Wünsche geboten werden. Da giebt es denn fast nichts, was diesen Geldausstreuern zu theuer wäre. Das Beste, Feinste, Neueste und Leckerste, was ihnen geboten wird, ist ihnen auch das willkommenste, und der Triumph ihrer Lust besteht darin, alles jenes zu besitzen, ehe es ein anderer Mensch besitzen und genießen kann. Ihr ganzes Leben ist ein Abdruck des Sinnlichen, des Splendiden, Kostbaren und Schönen; alle ihre leblosen und lebendigen Umgebungen, ihr

Haus, ihre Möbeln, ihr Geschirr, ihre Weiber und Kinder, ihre Pferde und Equipagen strotzen von den Kennzeichen des auswürfischen Mannes. Ueberall hängt das goldne Schild der Verschwendung aus, selbst da, wo man sich's kaum denken kann. Was kein Geld kostet, wo kein Geld anzubringen ist, scheint diesen Leuten nichts werth zu seyn. — — Auf das Nützliche und Zweckmäßige wird bey diesen Ausstreuungen fast nie gesehen. Es ist gleichsam wider den Charakter dieser Leute, über die nützliche Anwendung des Geldes nachzudenken, — so wie es gemeiniglich auch wider ihren Charakter ist, Lehre und Warnung anzunehmen. Es ist die höchste und unersättlichste Neigung, alles um sich her zu versinnlichen, wovon diese Menschen getrieben werden, — ein nie befriedigter Hunger und Durst des Affects und der Einbildungskraft, welcher alle Organe des Gefühls zugleich beschäftigen möchte, — und so leicht zur Gewohnheit werden kann, daß die meisten Menschen fast nichts so sehr, als diesen Verschwendungssinn, zu fürchten haben.

Die zweyte Classe der Verschwender läßt

es nur bey irgend einer Lieblingsleidenschaft oder Lieblingsgrille bewenden, und kann — in allen übrigen Genüssen des Lebens wol gar die strengste Oeconomie beobachten und anrathen. Dieß sind alle jene Charaktere, die blindlings einer gewissen Liebhaberey folgen, und fast noch schwerer, als der Universalverschwender, geheilt werden können, — indem aus diesem oft ein Geitzhals wird. — So kennt man Leute dieser Art, welche große Summen für kostbare Blumen, Malereyen, Bücher, Mineralien — und Weiber verschwenden, und, sobald sie eine mildthätige Handlung ausüben sollen, ein steinhartes Gemüth zeigen; — Andere, die ihr Vermögen den Bauleuten, den Künstlern, der Geistlichkeit, dem Luxus der Mode und andern Thorheiten des sinnlichen Zeitgeistes hinwerfen, und endlich als Bettler verschwinden; — noch Andere, die ihr Geld bey hundertfachen ökonomischen und physicalischen Versuchen vergeuden, und, indem sie überall neue Theorien der Haushaltskunst benutzen und einführen wollen, wirklich im ganzen Sinne des Worts practisch verarmen; — noch Andere, welche von einer

ganz eigenthümlichen Wuth, zwecklos in der Welt herumzuirren, beherrscht werden, und nachdem sie ihr Habe auf den Landstraßen und in den Gasthäusern fremder Provinzen sinnlos verschwendet hatten, — den Abend ihres Lebens desto stiller und hungriger zubringen müssen; — Projectmacher, die den abentheuerlichsten Speculationen, und sogar der Unmöglichkeit, ein gewünschtes Ziel zu erreichen, Hunderttausende aufopfern, und endlich dem Staate zur Last fallen; — Alchymisten, die ihre Kostbarkeiten und Güter im Schmelztiegel auffliegen lassen, und sich auf dem glänzenden Wege zum Goldmachen — mit Schlacken bereichern. — Einer meiner Freunde zeigt in seiner trefflichen Naturaliensammlung ein solches Document menschlicher Thorheit vor. Es ist eine kleine dem Bernstein ähnliche Masse, in welche ein sehr begüterter deutscher Edelmann, — um den Stein der Weisen zu finden, — sein Vermögen zusammenschmolz, und welche in so fern wol dem kostbarsten Juwele an Werth gleichen mag; aber es ist ein Nichts, in welches jener Nobile seine Realitäten nach und nach umgesetzt hatte.

Es giebt tausend andere sogenannte Liebhabereyen sinnlicher Naturen, denen sie nicht nur ihr ganzes Vermögen, sondern auch ihre ganze Lebenszeit schenken, und es nicht begreifen können, wie ein so unschuldiger Zeitvertreib Tadel verdiene.

Siehe des genialischen Erasmus *Moria*.

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pockels, Karl Friedrich, 1757-1814

Der Mann ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts ; ein Gegenstück zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts

Bd.: 1

Hannover (1805)

Anthr. 113-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255403-5